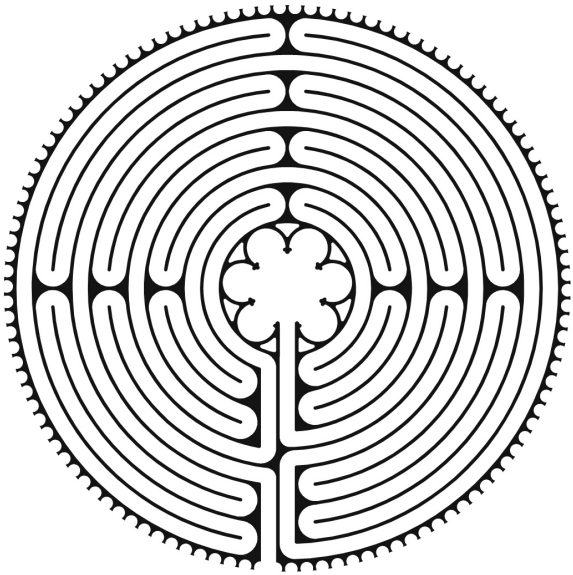
Kathrin Asper

Schritte im Labyrinth

Tagebuch
einer Psychotherapeutin



Erstmals erschienen im Walter-Verlag Olten und Freiburg i. Br. 1992.
Zum kostenlosen Download angeboten von www.opus-magnum.com
Alle Rechte bei der Autorin, 2024

Kathrin Asper, Dr. phil., ist Psychotherapeutin in eigener Praxis sowie Lehranalytikerin und Dozentin am C.G. Jung-Institut Zürich. Sie hat zahlreiche Fachaufsätze sowie psychologische Sach- und Fachbücher geschrieben.

Inhalt

Vorwort
9

Einführung
11

Tagebuchaufzeichnungen
19

Begriffserklärungen
273

Literatur
281

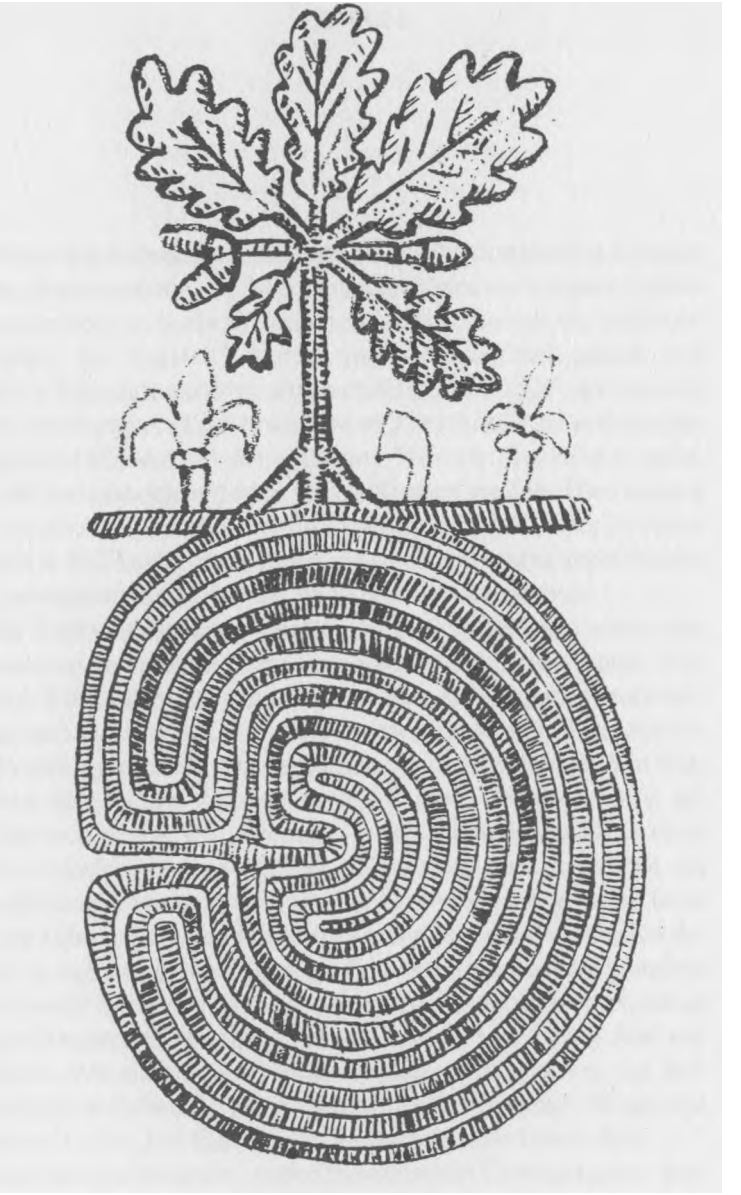
Bild- und Quellennachweis
288

Das hier abgebildete Zürcher Labyrinth beeindruckt durch die kleine, fünfblättrige Eiche, die aus ihm herauszuwachsen scheint. Es ist ein mittelalterliches Hauszeichen am Haus «Zum Irrgang» an der Augustinergasse 4 in Zürich.

Nehmen Sie einen Rotstift und beginnen Sie die Reise zum Zentrum. Sie gelangen bis zur halben Mitte, zum Kreuz, das den geraden Weg abschneidet. Nun biegt der Weg rechtwinklig ab und geht von da ab vorwärts. In elf Umgängen, bald näher, bald ferner dem Ziel, gelangen Sie zur Mitte. Hier ist der Wendepunkt: Tod - und Wiedergeburt.

Tauschen Sie nun den Rotstift mit einem Grünstift aus und markieren Sie den Rückweg mit der Farbe des neuen Lebens. Rot und grün waren übrigens die ursprünglichen Farben dieses Labyrinthweges. Sie sind durch die Restauration wieder hergestellt worden. Das Labyrinth - ein Symbol des Lebens - spricht mich auch als Sinnbild der tiefenpsychologischen Arbeit an. Unterwegs zu unserer Mitte sehen wir das Ganze nie, wir sind drinnen, machen Umwege, fühlen uns verloren, gefangen und befangen. Den Weg zur Mitte bezahlen wir oft teuer, mit Herzblut. In der Erfahrung der Mitte spüren wir das neue Leben in seiner Grünkraft. Nicht nur einmal, mehrmals beschreiten wir den labyrinthischen Weg, angezogen vom Geheimnis der Mitte. Gehen wir diese Wege und Umwege, machen wir unsere eigenen Erfahrungen, wächst unser Lebensbaum im Sinne der Eigenständigkeit und unseres unverwechselbaren Soseins.

Die nachfolgenden Tagebuchblätter halten kleine und kleinste Einsichten - Schritte - als Zeugnis des Unterwegs-Seins auf diesen Um-Wegen fest.



Vorwort

Dieses Buch ist ein Tagebuch und gibt Einblick in meinen Alltag als Psychotherapeutin. Ich habe versucht, kleine und kleinste Einheiten meiner psychotherapeutischen Arbeit zu bedenken und festzuhalten. Ein Tagebuch kommt einem Skizzenbuch gleich, und meine Eintragungen verstehen sich als Notizen und Fragmente zur Psychotherapie. Ganz bewußt verzichte ich auf eine vollständige und abschließende Behandlung von Themen. Wer solches sucht, muß zu themenzentrierten Abhandlungen greifen. Hier interessiert der Alltag, das Kleine, das Unfertige; hier geht es um die therapeutische Überlegung in ihrem Eingebettetsein in meinem Sosein; das bedeutet auch, dass ich mich persönlich einbringe.

Da Therapie nur manchmal etwas Zielstrebiges ist, sonst aber kreisend, umkreisend und sprunghaft verläuft und voller Vor- und Rückwärtsbewegungen ist, eignen sich Tagebuchaufzeichnungen gut, diesem Tun und Lassen nahe zu sein. Mit anderen Worten: Ich lasse mir in die Karten meines therapeutischen Wirkens gucken und öffne damit ein Fenster, das sonst meist geschlossen bleibt. Die gewohnte, in sich geschlossene Form einer theoretisch-wissenschaftlichen Abhandlung wird zugunsten des redlichen Versuchs, das zu beschreiben, was ich in meinem therapeutischen Alltag des Notierens wert finde, verlassen. Es geht dabei in den wenigsten Fällen um für mich neue Themen, sondern um neue Ansichten und Einsichten zu Dingen, die mich schon seit langem beschäftigen. Leser, die sich zum ersten Mal mit dieser Materie befassen, sollen deshalb nicht glauben, das hier Geäußerte behandle einen Gegenstand umfassend. Weglassen ist ein Opfer; das Einbringen der Subjektivität kostet Mut.

Zur Sprache kommen - neben theoretischen Überlegungen - psy-

chotherapeutische Erwägungen und Beobachtungen. Es ging mir jedoch nie darum, schamlos Therapieverläufe offenzulegen, vielmehr interessierten mich die kleinen Bausteine der psychotherapeutischen Arbeit: eine Bemerkung, ein Traum, ein Stolpern über eine nicht hinterfragte theoretische Annahme, ein Buch, ein Märchen, ein Zitat, ein Bild. Geschwätzigkeit wollte ich vermeiden, nicht aber trotz aller Ernsthaftigkeit des Bemühens auf einen hier und dort verwendeten Plauderton verzichten.

Oft führen meine Analysandinnen und Analysanden ein Tagebuch. Warum also nicht auch ich als ihre Therapeutin ? Das sagte ich mir eines Tages und begann im Mai 1990 meine Aufzeichnungen. Von allem Anfang an waren sie für eine Veröffentlichung gedacht. Ein Tagebuch erlaubt ein anderes Lesen: Man kann irgendwo beginnen, darfwiederabbrechen, umdanachjewiederandereEintragungen zu lesen. Überschlagen Sie, was Sie langweilt, und verweilen Sie, wo Sie Anregung finden. Lassen Sie sich zum Widerspruch reizen und geben Sie Ihrem «Aber», zu dem Sieder fragmentarische Charakter von Tagebuchaufzeichnungen natürlicherweise herausfordern muß, Raum. Ihr Aber und Ihr Stutzen verweisen Sie auf das hier nicht Gesagte und auf Ihre eigenen Ansichten zum Thema. Dadurch kann ein dialogisches Lesen, ein Gespräch entstehen. Der Leser, der üblicherweise zur Kenntnis nimmt, kann, wenn er will, zum Leser werden, der mit mir unterwegs ist.

Allen Analysandinnen und Analysanden, diemirerlaubthaben, auf kurze Passagen ihrer Analyse Bezug zu nehmen, bin ich zu großem Dankverpflichtet.Selbstverständlichwurdendiepersönlichen Angaben so verändert, dass die Personen nicht zu erkennen sind.

Margarete de La Trobe und Gisela Niklowitz möchte ich für ihre treue, unterstützende Begleitung und meinem Mann für vielfältige Anregungen und kritisches Lesen der Texte danken.

Helga Egner, Kollegin und Lektorin in einer Person, hat das Manuskript liebevoll, sachkundig und sorgfältig für die Drucklegung vorbereitet. Ich sage ihr dafür herzlichen Dank.

Meilen, im August 1991 Kathrin Asper

Einführung

Dieses Tagebuch ist die Reflexion meiner Arbeit. Darüber hinaus gibt es Zeugnis von den Überlegungen, die ich in und nach den Therapiestunden anstellte, und schließlich finden Gedankengänge darin ihren Niederschlag, die mir auch außerhalb der Arbeit zukamen. Sie zeigen, wie wenig es für den Psychotherapeuten eine klare Trennung von Arbeit und Freizeit gibt; wir sind sozusagen immer im Beruf. - Neben meiner psychotherapeutischen Arbeit bin ich am C. G.Jung-Institut in Küsnacht-Zürich tätig, wo ich Vorlesungen und Seminarien gebe. Meine Arbeit umfaßt auch die Supervision von angehenden Analytikern. Supervision geschieht in Gruppen und in Einzelstunden. Und schließlich muß ich schriftliche Arbeiten beurteilen und Examen abnehmen. Meine Tagebucheintragungen nehmen hier und dort auch auf diese Tätigkeiten Bezug.

Die Weise, tagebuchartige Eintragungen zu machen, beeindruckte mich schon früh bei Marie Luise Kaschnitz (1901-1974). Die Lektüre ihrer Bücher «Tage, Tage, Jahre» (1968) und «Orte» (1973) packte mich, die Vignetten ihrer Gedanken und Erfahrungen wirken locker und leicht und erlauben es, an ihrer Weise, in der Welt zu sein, teilzunehmen. Ein generöses Geschenk an eine unbekannte Leserschaft, das Geschenk nämlich, Mitzeuge dessen zu werden, was der Dichterin Tag für Tag des Aufschreibens als wertvoll genug erschien. Bei ihr fand ich die Form für mein Vorhaben, therapeutische Finessen, Therapeutenalltag, entsprechende Freuden und Leiden, Einsichten auch, festzuhalten.

Die gleiche Art, mit sich wahrnehmend, beobachtend und überlegend umzugehen, habe ich beim Schweizer Liedersänger Mani Matter (1936-1972) in seinen «Sudelheften» (1974) gefunden.

Auch da war einer am Werk, der sich über die Schulter guckte und das Gesehene teilen, mitteilen wollte.

N. B. schreibt man bisweilen unter einen Brief und meint damit, das eben sei noch wichtig, sei «nota bene». So verstehe ich meine Aufzeichnungen auch als N.B., als Anmerkungen, Marginalien.

Im Bereich der Psychologie ist mir nur «Das klinische Tagebuch» von Sandor Ferenczi bekannt. Er schrieb es im Jahre 1932, das auch sein Todesjahr war. Herausgekommen ist das kostbare Vermächtnis dieses kreativen Psychoanalytikers indes erst mehr als 50 Jahre später (Ferenczi, 1988). Beim Lesen seiner Aufzeichnungen springt immer wieder in die Augen, wie weit Ferenczi seiner Zeit voraus war. Viele seiner Gedanken lassen sich mühelos mit den heutigen therapeutischen Zugängen zu den Frühstörungen verbinden. Seine Tagebuchblätter wirken auf mich wie Spurensicherungen, in ihnen versuchte er (u. a.) seinen Abweichungen vom Freudschen Standpunkt Ausdruck zu geben.

Das tägliche Niederschreiben von Überlegungen und Gedanken machte große Freude. Ich wurde von diesen kleinen, oft vorläufigen Charakter tragenden Gedanken und Einsichten auf angenehme Art belebt und konnte diese Belebungen im Aufschreiben auskosten und verlängern. Dabei machte ich aber auch die Erfahrung, dass sich meine Gedanken oft wie echte Einfälle verhielten. Einfälle fallen ein; hält man sie nicht sofort fest, so verflüchtigen sie sich wieder. Sollen sie das nicht, so muß man sie gleich aufnotieren. Zu meinen, man werde sich ganz gewiß erinnern und könne die Niederschrift auf den Abend oder den nächsten Tag verschieben, ist ein Trugschluss. So kapriziös sind Einfälle. Häufig hatte sich auch eine Reihe von Gedanken angesammelt, und ich konnte mich bei bestem Willen nicht mehr dafür begeistern, wenn ich sie las. Was blieb, war ein gewisses Interesse daran, verflogen indes war der Schwung. Ich stieß also auch auf die Schwierigkeiten der Augenblicksgeburt, wie sie dem Tagebuch- und Briefschreiben und dem Aphorismus zum Beispiel eigen sind.

Hier liegt etwas dem Aquarellieren Vergleichbares vor: Ein

Aquarell muß schnell und sicher gemalt werden, das Blatt und die Farben sollen feucht sein, um die Flüchtigkeit des Augenblicks festhalten zu können. Ähnlich ging es mir beim Tagebuchschreiben: Weniger Fleiß und Pflicht als vielmehr die Fähigkeit, dem Augenblick zu vertrauen, waren erforderlich. Das ist ein ganz anderes Vorgehen, als es die breite Darlegung und Entwicklung eines Themas verlangt, wo die formalen Kriterien darin bestehen, Zusammenhang zu schaffen, den logischen Aufbau zu stützen, um daraus ein Ganzes mit Anfang, Mitte und Ende zu gestalten. Die gestalterischen Prinzipien der Kunstform Tagebuch sind andere, sehr verletzliche; nicht zu absichtsvoll und strengen Gesetzen folgend, sollen die Notizen bei allem Ernst und aller Redlichkeit etwas Leichtes, Spielerisches, etwas Argloses und Momentanes bewahren.

Ein weiteres Bild drängte sich mir auf: Im Sommer bei gleißender Hitze sieht man bisweilen ganze Schwärme von kleinen, silbernen Fischen im untiefen Wasser am Ufer hinziehen. Symbolisch gesprochen handelt es sich bei meinen Aufzeichnungen um das Einfangen solch kleiner Fische; ich meine, auch sie wollen betrachtet sein. Schwärme von kleinen, halbbewußten Gedanken ziehen des Tages in «Ufernähe» des Bewußtseins mit und begleiten unsere Arbeit. Ich habe es für interessant genug gefunden, einigen dieser «kleinen Fische» meine Aufmerksamkeit zu schenken.

Ich bin mir bewußt, dass manch ein Leser diese weitgehend persönliche Art, über Psychotherapie zu schreiben, nicht ernsthaft genug findet und sich schwertut, Geschmack an dieser von der Literatur geliehenen Form zu finden. Ich glaube aber, dass diese scheinbar so leichte Form auch ein Spiegel unseres Arbeitens ist. Leicht, scheinbar absichtslos und arglos äußern wir uns als Therapeuten. Es ist mein Stil nicht, mit schwerem Geschütz aufzufahren. Eine sogenannte objektive Wahrheit ist in unserem Fach nur beschränkt auffindbar, vielmehr handelt es sich bei der therapeutischen Bemühung um ein Spüren und Nachspüren der Wesensart des anderen. Außerdem gibt es in unserem Feld kaum etwas, das nicht auch sein Gegenteil hätte. Wo kämen wir denn

hin, wenn wir zu klare, zu deutliche Aussagen machten? Wo kämen wir denn hin, wenn wir unseren Analysanden nicht auch den Freiraum gewährten, halt oft nicht so genau wissen zu können. Indes: Wer kennt sie nicht, all die Menschen, die klare Aussagen, eindeutige Wahrheiten von uns hören wollen, wer weiß nicht von der eigenen Neigung, doch effektiv, klar und deutlich dem Analysanden zu sagen, was ansteht, was er tun und nicht tun soll? Doch gerade in der Tiefenpsychologie, wie nirgend anderswo, müssen wir wohl oder übel lernen - und dies bei allem Druck durch das auf Klarheit und objektive Wahrheit dringende patriarchale Prinzip -, dass wir es aushalten müssen, nicht zu wissen, dass wir uns aber auch die Zeit nehmen dürfen, bis sich Einsicht und Durch- blick einstellen.

Mit meinen Aufzeichnungen von Tag zu Tag möchte ich Einblick geben in unsere schillernde Arbeit als Psychotherapeuten: Sie ist schwer faßlich; was wir tun, ist nicht leicht mitzuteilen. Der tagebuchartige Stil läßt es zu, dass Vorläufiges aufgezeichnet wird, er ist vorläufig und - so scheint es mir - dem ständigen Fluss oft angemessener als die endgültige, abschließende Aussage. Das Streben nach einer solchen Aussage ist natürlich berechtigt und findet in themenzentrierten Abhandlungen seinen schon längst eingeübten Ausdruck.

Psychotherapie ist eng an den Menschen gebunden, der sie ausübt. Man erfährt indes selten etwas über das Wie, mit dem Kenntnisse, Theorien, Techniken mit dem Therapeuten verbunden sind. In diesem Tagebuch versuche ich, dieses Wie zur Darstellung zu bringen. Anders ausgedrückt: ich bringe mich als Person in meinem Sosein, mit meiner persönlichen Gleichung ein. Objektivität allein gibt es in diesem Fach nur bedingt, sie ist in der therapeutischen Arbeit immer mit der Subjektivität des Therapeuten verbunden. Was der Analysand aufnimmt, ist ebenfalls nur selten objektives Wissen, sondern je und je auf seine Subjektivität bezogen.

Es geht mir auch darum, den Ort der Theorie zu finden: von wo sie ausgeht und wo sie angewandt, aber auch abgewandelt wird.

Um unseren Beruf ausüben zu können, müssen wir zwar vieles wissen, doch das Wissen läßt sich nicht losgelöst von der Person an wenden. Wir sind als Person immer ganz im Beruf, letztlich sind wir selber das Instrument. Wir stellen uns zur Verfügung. Das bedeutet, genauer gesehen, dass unsere bewußte Erlebnisfähigkeit in bezug auf den Analysanden und unser bewußtes Selbst- und Weltverständnis den therapeutischen Beruf überhaupt erst möglich machen. Die Fragen, wie ich den andern erlebe, wie er mich und sich erlebt und wie ich mich selber erlebe, sind im therapeutisch-analytischen Feld zentral; sie sind die Grundelemente, mit denen wir uns tagaus, tagein beschäftigen müssen. Die redliche Auseinandersetzung mit ihnen, die Reflexion darüber und der Umgang damit läßt mich Instrument sein für den Analysanden, macht aber auch meine Beschränkung aus. Das Instrument, das ich bin, zu untersuchen, ist ein weiteres Anliegen dieser Aufzeichnungen. Die Gedanken, die hier geäußert werden, sind mal weiterführend, mal auch nicht, sie erweisen sich als brauchbar, weil ausbaubar, sind - das auch - bisweilen ohne Dauer und nur für den Bedarf des Tages gedacht.

Karl Schmid (1907-1974), ehemals Literaturprofessor an der ETH in Zürich, schrieb in dem Aufsatz «Genie der Erfahrung» über seinen Zeitgenossen C. G. Jung:

> «Seine Bücher stellen eine Kette von Berichten über «Erfahrungen» dar. Er hat keine Säulenhalle errichtet, in der akademisch zu wandeln wäre: er war ein Bergsturz und Steinbruch, in dem noch Generationen zu arbeiten vorfinden werden» (Schmid, 1961, S. 195).

In den letzten Jahren habe ich, bildlich gesprochen, in einer Ecke dieses Steinbruchs weitergearbeitet und meine Energie vor allem auf die Selbstwertstörungen, die sogenannten narzisstischen Neurosen, verwendet. Dabei versuchte ich, diese Problematik mit den Mitteln der Jungschen Psychologie zu formulieren und sie in das Gesamt der analytischen Psychologie einzubauen (Asper, 1986a, b; 1987, 1988, 1989, 1990, 1991). Noch bleibt viel in die-

ser Hinsicht zu tun. Die Tagebucheintragungen befassen sich streckenweise mit der genannten Problematik. Ich wollte meinen Blick üben, psychologische Sachverhalte aus der Sicht des Narzissmus zu verstehen und sie hier auf dem Hintergrund der ganz konkreten, täglichen Arbeit und ihrem theoretischen Erfordernis niederlegen. Dies vor allem deshalb, um der Frage Genüge zu tun, wie denn diese neuen Verstehensansätze im Alltag, im Sprechzimmer verwendet werden. Doch auch anderes kommt zur Sprache - all das, was tagtäglich anfällt, neue und alte Bücher, Zuschriften, das, was ich «drift wood» (Strandgut) nenne: Bilder, Sätze, Wörter, Begebenheiten und Begegnungen, die unvermutet in meinen Gesichtskreis traten und Anlass gegeben haben, psychologische Überlegungen anzustellen und neue Aspekte längst vertrauter Themen zu sehen.

Hinweise zur Lektüre: Ein Wort sei noch gesagt zu Analyse und Psychotherapie. Ich verwende beide Bezeichnungen für meine Arbeit, nenne ferner den diese Arbeit Ausführenden manchmal Psychotherapeut, manchmal Analytiker. Einmal abgesehen davon, dass ich mich in diesem Beruf grundsätzlich als Mitmensch verstehe, bin ich zuzeiten in einer psychotherapeutisch stützenden Funktion, zu anderen Zeiten nehme ich mehr eine rein analytische Haltung ein, das heißt, ich versuche Zusammenhänge sichtbar zu machen und Einsichten zu fördern, die der Hilfesuchende in seine ganz eigene Verantwortung nimmt. Bald braucht der Mensch unmittelbare Hilfe von außen, bald benötigt er diese nur mittelbar und kann sich selber helfen, wenn er aus der Zusammenarbeit mit seinem Analytiker Analyse der Zusammenhänge und Einsicht gewinnen kann.

Mann und Frau unterscheide ich in den Bezeichnungen dort, wo es sinnvoll ist, indes verzichte ich auf die weiblichen Spezifizierungen immer dann, wenn beide, Mann und Frau, gemeint sind.

Querverweise: In der Zeit meines Schreibens am Tagebuch haben mich gewisse Themen begleitet und an verschiedenen

Stellen ihren Niederschlag gefunden. Querverweise (>) verbinden eine Auswahl von Themen, die in einem inneren Zusammenhang stehen.

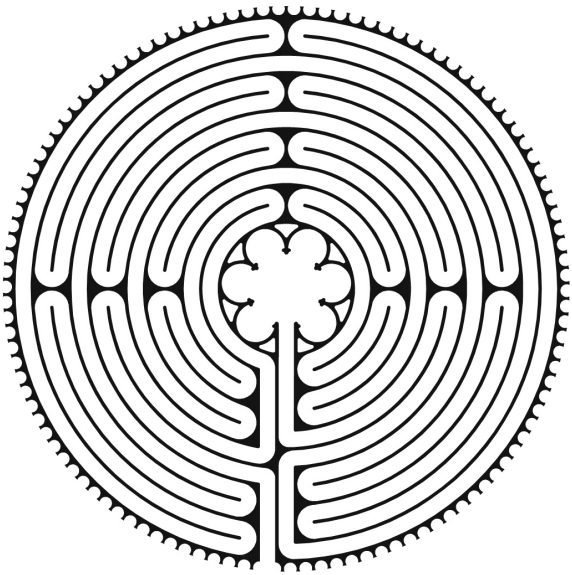
Am Schluss des Tagebuches findet sich ein Aufsatz über den negativen Animus. Er zeigt eine Nutzanwendung meiner Aufzeichnungen, insofern die dort vorgebrachten Ansichten auf Gedanken basieren, die vorgängig da und dort notiert wurden.

Die Begriffserklärungen am Schluss erläutern häufig verwendete Begriffe auf einfache Art und Weise.

Literaturverzeichnis: Da mir ein Tagebuch auch als Werkstattbuch dient, auf das ich zurückgreifen will, habe ich die Quellen genau angegeben und auf der Literaturliste hinten die genannten Bücher und weiterführende Lektüre verzeichnet.

Tagebuchaufzeichnungen

Mai - Dezember 1990



Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch

C. F. Meyer

2. Mai 1990

Heute ganz früh auf dem Morgenspaziergang mit Nica, meinem Hund, habe ich mit unserem Nachbarn gesprochen. Er ist immer zeitig auf, besorgt sein Vieh und arbeitet in seinem wunderschönen Blumen- und Gemüsegarten. Er ist trotz seines hohen Alters und seiner Gehbehinderung, die ihm arge Schmerzen verursacht, stets am Werken und Werkeln. Meist sprechen wir über das Wetter, heute indes nicht.

Er wirkt traurig und sagt mir, dass er nun keine Kühe mehr habe. Er sei zu alt und habe die Kraft nicht mehr, sie zu versorgen. Fort sind sie, seit einer Woche. Tot. Abtun, töten hat man sie müssen. Krank? Nein, zuviel Vieh, schlecht zu verkaufen heuer. Denken Sie, nach sechzig Jahren habe ich nun keine Tiere mehr im Stall. Da kann man Depressionen kriegen, fügt er noch hinzu. Und auch das noch: Manche lachen mich aus, wegen einer Kuh wird man doch nicht ein solches Aufheben machen. Doch, meine ich, Grund genug, traurig zu sein. Und dann sprechen wir wieder wie sonst vom Wetter, von Rosen, die im Winter erfroren sind, und den teuren Stiefmütterchen, die wir aber doch jedes Jahr wieder kaufen und setzen.

Was für ein Einbruch in ein Leben, denke ich im Weitergehen, kein Tier mehr zum Reden, nichts Lebendiges mehr, wenig Anlass, früh aufzustehen! Grund genug, sich zu fürchten, schwermütig zu werden.

Meine Gedanken wandern weiter zu einem, dem Tiere ebensoviel bedeuteten, zu Friedli Mind. Wer kennt ihn schon, diesen Namen? Wer weiß, dass man ihn auch Katzen-Raphael nannte? Ken-

ner indessen treiben die Preise seiner anmutigen Katzenbilder in den bekannten Auktionshäusern in die Höhe. Wer war er?

Als Johann Heinrich Pestalozzi (1746-1827) während der Wirren der Französischen Revolution einst über Land fuhr, vernahm er ein Wimmern, hielt an und ging der Sache nach. In einer Höhle fand er ein Kind von ein paar Jahren, in Lumpen gewickelt, hungrig, krank, verlassen. Ein Bild des Jammers. Der Knabe, körperlich verwachsen, schien auch arm an Geist zu sein. Innig umklammerte er eine große Katze. Gefragt, wo seine Eltern wären, stammelte das Kind: Mutter tot, Vater schlägt, schlägt. Pestalozzi nahm den Knaben mit sich und brachte ihn in seine Erziehungsanstalt, den Neuhof, wo er etwa fünfzig Zöglinge, die ihm von armen Eltern gebracht worden waren oder die er auf Straßen und in der Landschaft aufgelesen hatte, betreute und zur Arbeit in Haus und Hof anhielt.

Pestalozzi beobachtete den Knaben, und es stellte sich bald heraus, dass er weder für Gartenarbeit noch fürs Hobeln, Schustern und zu anderem zu gebrauchen war. Eines aber zog den Knaben an: Immer wieder griff er nach Papier, Schiefertafel, Bleistift und Griffel und malte, zeichnete immer und immer wieder seine Katze in den verschiedensten Stellungen. Pestalozzi ließ ihn gewähren, erkannte das Talent und förderte es. Die anderen Zöglinge begannen, um Katzenbilder zu bitten. Dann, mit den Jahren kamen Aufträge, und Friedli Mind malte Katzen, junge, alte, spielend, sich balgend, schlafend, allein und in Gruppen. Er brachte es darin zu großer Meisterschaft. Katzen-Raphael wurde er fortan genannt, in Anlehnung an den italienischen Maler der Hochrenaissance (Wiedeman).

Baustein der Psychotherapie?

Insofern ja, weil mir das Gespräch mit meinem Nachbarn und die Erinnerung an Friedli Mind erlaubten, eine Grundannahme der tiefenpsychologischen Theorie tiefer in meine eigene Erfahrungs- und Erinnerungswelt einzubauen. Theorie wird erst dann zum guten Werkzeug, wenn sie sich auch mit unserer Erfahrungswelt verbindet, sich anreichert mit Beobachtungen und Erinnerungen

in und außerhalb der therapeutischen Praxis. Theorie hat, so besehen, stets auch mit der eigenen Erfahrungswelt zu tun.

Doch um welche theoretische Grundannahme handelt es sich hier? Um sich entfalten zu können und Identität zu entwickeln, braucht das Baby eine genügend gute Beziehung zur Mutter oder zu einer Ersatzperson. Sie umgibt ihr Kind mit mutterspezifischen wachstumsfördernden Medien. Sie ist, um einen griffigen Ausdruck der modernen Selbst-Psychologie zu verwenden, Selbstobjekt. Man könnte auch Selbstträger sagen. Das bedeutet, dass die Mutter das Selbst des Kindes enthält, es spiegelt, «heraus- liebt», ihm auf diese Weise den Mutterboden bereitet, in dem sein Wesen wurzeln und sich sein Ich-Selbst entwickeln kann. Selbst- objekte, Selbstträger braucht der Mensch indessen auch später, lebenslänglich.

Meinem Nachbarn waren die Kühe zu solchen tragenden Objekten geworden, sie waren ihm das schlichtweg Gute, das ihn täglich seelisch nährte. Für Friedli Mind war die Katze ein solches Objekt und blieb es ein Leben lang. Minds Geschichte ist so ergreifend, weil an ihr sichtbar wird, dass ein Talent eine ungenügende Mutter-Kind-Beziehung und sogar einen äußerst ungünstigen Lebensanfang aufwiegen kann, vorausgesetzt, das Kind erhält Förderung seiner Anlage und - das ist das Wesentliche - bei Fehlen oder Wegfall des Trägerobjekts (früher Muttertod zum Beispiel) die Möglichkeit, eine neue Bindung eingehen zu können. Das war für den kleinen Friedli bei Pestalozzi möglich. Mein Hund, Selbstobjekt auch? Ja, gewiß, bisweilen. Ein gutes Tier.

(> 7. Juli; n. September; 2. Oktober; 4. November; 10. Dezember 1990)

4. Mai

Die Analyse der eigenen Kindheit ist wichtig und fruchtbar. Es ist aber ein Kurz-Schluss, daraus ableiten zu wollen, die Einsichten hätten den alleinigen Zweck, gegenüber den eigenen Kindern Fehler vermeiden zu können. Die Analyse der Kindheit ist für

den einzelnen selber wichtig; daraus ein Wenn-Dann ableiten zu wollen, ist unsinnig: Wenn ich mich aus meiner Geschichte verstanden habe, dann habe ich die Garantie für eine fehlerfreie Erziehung meiner Kinder. Das trifft nicht zu.

Wer sich mit sich und seinem Leben befaßt, versucht auch, seine Geschichte zu verstehen, und möchte wissen, wie er geworden ist. Die psychologischen Theorien weisen auf die Wichtigkeit der frühen Kindheit, besonders aber auf die Bedeutung der Mutter hin. Psychologische Falldarstellungen erwecken indessen oft den Eindruck, als wären die Eltern an allem schuld, wobei es wiederum die Mutter ist, die mehr als der Vater angeklagt zu werden scheint. Daraus wird abgeleitet: Das alles muß man vermeiden, um eine fürsorgliche Mutter, ein guter Vater zu sein. Das ist ein Kurzschluss.

Die Analyse der Kindheit ist, wie ich meine, für jeden Menschen wichtig, und es scheint mir ein typisch menschlicher Wunsch zu sein, zu einem Zeitpunkt des Lebens den Blick zurückwerfen und verstehen zu wollen. Das muß nicht unbedingt in einer Analyse geschehen; viele Menschen haben eine natürliche Neigung zu dieser Verstehenssuche: im Sich-Erinnern, im Erzählen und Aufschreiben von Erinnerungen, im Spuren-Suchen dort, wo sie verloren gingen, in der Familien- und Stammbaumforschung und anderem. Stets geht es dabei um das Warum und um das Woher; es handelt sich aber auch darum, das Vergangene nicht verlorengehen zu lassen und es mit dem Heute und sogar dem Morgen zu verbinden. Der Blick zurück bringt nicht nur Freude, sondern auch Wut und Trauer. Eltern werden abgelöst, ihr Wertsystem bedacht, und übernommene Werte sollen eigenen Platz machen. Auch geht es darum, sich selber eine gute Mutter und ein guter Vater zu werden, kurz die Inhalte der unbewußt übernommenen Gewissenswerte zu überdenken und eigenen Grundsätzen Raum zu geben.

Die idealen Eltern gibt es nicht. Wohl helfen psychologische Einsichten, die Erziehung der eigenen Kinder zu optimieren. Das Wichtigste in der Aufarbeitung der Kindheit ist jedoch die eigene

Befreiung aus der Vergangenheit, der Reifungs- und Bewußtseinsprozeß, der dadurch eingeleitet wird. Nicht dass sich Eltern peinlichst bemühen, keine Fehler zu machen, ist das Wichtige für die Kinder, wesentlich ist ihre Erfahrung an Eltern, die ihre Wertvorstellungen bedacht und sie bewußt selber erworben haben. Zentral ist ferner, Eltern zu haben, die es merken, wenn sie ihren Kindern Unrecht tun, und die bereit sind, Zeit und Raum zu geben, um darüber zu sprechen.

Bedenkenswert in diesem Zusammenhang sind die Zeilen aus dem Gedicht «Die Kinder» von Marie Luise Kaschnitz. Aus der Sicht der Eltern, der Erwachsenen heißt es da:

> Was Du Dir gewonnen hast,
> Hilft ihnen nicht weiter.
> Sie fangen an, wo Du begonnen hast,
> Auf der brüchigsten Stufe der Leiter.
>
> (Kaschnitz, 1985, S. 544)

Es gibt wohl keine andere Zeit im Leben, die wir so lange wie die Kindheit als einziges Thema leben. Kindheit ist meist ganz Kindheit, und das Kind hat keine Möglichkeit, Kindheit zum Thema zu machen, d. h. zu vergleichen, darüber nachzudenken und sich dazu zu verhalten. Kindheit leben wir meist ganz, später erst können wir über den Rand von Lebensthemen hinaussehen und zum Beispiel den Beruf und Partnerschaften bedenken oder Religion hinterfragen. Der Archetyp Kind wird aber bis zum Rande gelebt, und genau darum ist es notwendig, die Kindheit später begreifen zu wollen, Licht in die eigene Gewordenheit zu werfen, Verlorenes auch wieder anzugliedern. Die Bearbeitung der Kindheit darf, wie bereits erwähnt, nicht zu dem Kurzschluss führen, man habe nun die Garantie dafür, dass wir den eigenen Kindern eine ideale Kindheit geben und sie zu idealen Menschen formen könnten. Ein solcher Kurzschluss gründet in einer unseligen Paradiesesvorstellung, in dem Glauben, die Welt könne einmal

«aufgehen». Das tut sie nicht, sie wandelt sich bloß. Den Wandel bewußt mitzuvollziehen, ist indes ein hoher Wert.
(> 21. Mai; 1./23. September; 5. Oktober; 5./12. November 1990)

6. Mai

Bewußtsein: Fühlen, was man denkt? Denken, was man fühlt? Tasten, was man sieht; ahnen, was man nicht sieht? - Jedenfalls nicht Wissen allein.

9. Mai

Was ist das Leben? Was kann Analyse? Was ist Individuation? Dazu habe ich heute ein sehr eindrückliches Bild mitgeteilt bekommen. Frau Ch., eine Diplomkandidatin an unserem Ausbildungsinstitut, meinte, es bekomme wohl jeder Mensch ein Stück Stoff von den Schicksalsgöttinnen. An ihm sei es nun, sich daraus ein Kleid zu schneidern. In der Analyse werde man sich darüber bewußt, warum man diesen und nicht einen anderen Schnitt wählte, weshalb das Kleid nicht mehr sitzt, warum es zerrissen ist. Individuation indes ist, das Kleidungsstück zu finden, welches das eigene Wesen am besten zum Ausdruck bringt, das passende Kleid zu schneidern, ein Kleid, das sitzt, und schließlich das Vermögen, das Kleid veränderten Umständen und Körperformen stets von neuem anzupassen. Den Stoff kann man nicht zurückgeben, den bekommt man mit (selbst wenn es bloß ein häßlicher Lappen ist, denke ich).
Analytiker sollten niemals vergessen, finden wir zusammen, dass sie nicht immer etwas Besseres anbieten können als das Kleid, das sich einer im Lauf des Daseins geschneidert hat. Mit anderen Worten: Wir sollen diesen Schnitt zunächst wenigstens respektieren, wer wisse denn schon, ob das, was wir zu bieten hätten, bes-

ser sei als das, was einer aus sich heraus geworden sei, aus sich gemacht habe. Und nochmals anders gesagt: Abwehren, Überlebensstrategien braucht der Mensch; sie mit analytischen Techniken ruchlos einzurennen, ist Hochmut, Hochmut des Analytikers, der glaubt, unter allen Umständen eine bessere Lösung vorschlagen zu können. Ja, füge ich noch hinzu, es sei wie bei einem Haus. Der Mensch erhält ein Stück Land, darauf baut er sein Haus - Villa, Hütte, Zelt,Schloß, Baracke oder Wohnwagen. Ungeschickt wäre es, als Analytiker bewußt oder unbewußt einen Hausabbruch anzuvisieren. Wir können höchstens Vorschläge zu Umbauten oder Renovationen machen. Des Menschen Identität ist in dem Haus bereits beschlossen, sie läßt sich nicht zugunsten einer neuen ablegen. Individuation und Analyse meinen also auch: Leben lernen mit dem, was man hat, wie man es bisher gemacht hat, sich ein guter Hausbewohner werden, sich befrieden und dann, ja, Erker bauen, Wände versetzen, Tapeten wechseln und rostige Abflussrohre ersetzen, eine neue Kläranlage erstellen und - vielleicht - eine Quelle finden, eine unverschmutzte.

Frau Ch. ist einen weiten Weg gegangen. Nach dem Schulabgang lernte sie Schneiderin, viel später studierte sie, und nochmals später ließ sie sich zur Psychotherapeutin ausbilden. Ihr Bild für wichtige Lebensvorgänge entsprach ihren Vorstellungen also schon seit langem. Sie wählte das ihr und ihrem Weg entsprechende Bild. Auch das ist ein Stückchen Individuation: das Bild finden, das zu einem spricht. Und so denke ich, dass jeder ein eigenes Bild hat, das er bisweilen allerdings zuerst suchen muß, weil es ihm noch unbewußt ist. Verfehlt ist es zu glauben, Bilder ließen sich einfach auf andere übertragen, ein jeder braucht sein eigenes Bild, seine eigenen Bilder. Und wenn einmal einer sagte, Worte seien wie eine Herberge, in der man rasten kann, so gilt das auch für die Bilder. Auch in ihnen kann man rasten, ruhen, bleiben.

(> 24. Juli; 25. September; 2. Oktober; 4. November 1990)

ii. Mai

Es gibt Menschen, die glauben, dass das, was sie denken, wünschen, fühlen, Ausdruck ihrer Identität sei. Je nach Inhalt strafen sie sich dafür oder loben sich, sie bewerten sich also dauernd, und das in atemberaubender Schnelligkeit.

Groß war das Erstaunen von Frau A. heute, als ich einwarf, dass sie für das, was in ihr so alles aufsteige, wohl kaum verantwortlich zu machen sei; das sei wie bei den Träumen, auch die machten wir nicht selber. Wichtig ist es, dass wir uns etwas zurücklehnen könnten, in Ruhe, und zunächst einmal anschauen, was sich denn da so alles denkt, wünscht, phantasiert und fühlt. Wir sollen den Dingen die Ehre antun, sie wahrnehmen, hinterfragen, reflektieren. Die vornehme Arbeit des Ich ist die Reflexion, dafür kann man Verantwortung übernehmen, auch dafür, dass wir unsere Schritte bedenken. Spät im Leben erst merken wir, dass nur die Art, wie wir mit uns, anderen und anderem umgehen, in unserer Verantwortung liegt.

Nicht schuld indes sind wir für all das, was sich in uns tut, regt und webt.

12. Mai

Das Märchen «Die weiße Schlange» (KEIM 17) handelt von der Integration des weiblichen Prinzips in das geltende Wertesystem. Um die Prinzessin endlich zu bekommen, muß der Held drei unmöglich erscheinende Aufgaben lösen, deren letzte die Gewinnung eines Apfels vom Baum des Lebens ist. Mit der Unterstützung von hilfreichen Tieren gelingt ihm diese Aufgabe auch. Die eine Hälfte des Apfels ißt er selbst, die andere die Prinzessin. Das bislang steinerne Herz der Prinzessin wird von Liebe erfüllt, «und sie erreichten in ungestörtem Glück ein hohes Alter».

Was mich an diesem Märchen am meisten beeindruckte, war, dass der Apfel vom Baum des Lebens kommt und nicht vom Baum der

Erkenntnis von Gut und Böse. Beide Bäume stehen ja bekanntlich im Paradies. Vom Baum des Lebens hört man wenig, desto mehr jedoch, und das seit beinahe zwei Jahrtausenden, vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse. Es scheint mir, als hätte man bei all dem unendlichen Ringen um das Gute und bei der fortwährenden Benennung dessen, was böse ist, im konfessionellen Christentum die Früchte vom Baum des Lebens vergessen. Nicht nur schenkt der Apfel vom Baum des Lebens ewiges Leben, sondern, so scheint es mir, es geht bei ihm um andere Werte, als sie die Gut-Böse-Ordnung vertritt.

Der Lebensapfel betont das Leben im Sinne von Entfaltung, Wachstum und Lebendigkeit, es ist der Liebesapfel und dies durchaus nicht nur in der Bedeutung der Erotik und Sexualität, sondern er umfaßt auch andere Liebesweisen, so: Barmherzigkeit, Mitleid, Einfühlung, Warmherzigkeit, Freigebigkeit, Geduld, Glaube, Hoffnung, Ehrfurcht, ja, vielleicht auch Friede. Sie alle tragen auch etwas von dieser Liebe in sich oder sind ohne die Beigabe der Liebe gar nicht denkbar. Es sind dies durchaus im alten Sinne Tugenden, die nur auf dem Boden der Liebe und des Lebens oder der Liebe zum Leben überhaupt echte Tugenden sind. Werden Sie vereinnahmt vom Raster «gut-böse», so werden sie zu pharisäerhaften Strebungen und Bemühungen.

Es ist reizvoll zu denken: Was, wenn Eva die Frucht vom Baum des Lebens gegessen hätte? Vielleicht hätte sich dann die Menschheit nicht so mühen müssen, den guten und gerechten Werten zum Sieg zu verhelfen. Übrigens, zu einem Sieg, den es so gar nicht geben kann. Das Gute und Gerechte wird von der Macht vereinnahmt, wenn die Verbindung zur Liebe zum Leben verlorengeht. Und gerade das geschah und geschieht immer wieder. Eva hätte eigentlich den Apfel des Lebens essen müssen! Nun tat sie dies aber nicht. Heute indes bedürfen wir dringend dieser Furcht. Nicht die Schlange wird uns dazu verführen, sondern vielleicht, hoffentlich, läßt uns die Not danach greifen. Erst wenn wir auch diesen Apfel gegessen haben, wissen wir, was Gut und Böse ist im Sinne des Lebens, im Sinne der Liebe, im Sinne der Liebe zum Leben.

Auch in der Psychologie ist es gut, wenn der Psychologe nicht allein vom Apfel der Erkenntnis von Gut und Böse gegessen hat, sondern um den Baum des Lebens weiß und von seinen Früchten gekostet hat. Therapien, die allein im Zeichen des gut-bösen Apfels stehen, sind erzieherisch, moralisierend; im Zeichen des Lebensapfels dienen sie dem Leben in Liebe. Das kann indes ausarten; geschieht dies, so tut ein Biß vom gut-bösen Apfel not. Die Frage nach dem Schatten der Liebe und dem Schatten der Lebensliebe darf nicht ausgespart werden.

(> 22. Juni; 3. Juli; 4-/24. August; 25. Oktober; 12. November; 15. Dezember 1990)

15. Mai

Zwei Fragen beschäftigen mich schon lange. Ich brauche sie in den Therapiesitzungen, um den eventuellen Sinn eines Traumes zu differenzieren. Außerdem verweisen sie, je nachdem welche Antwort man ihnen gibt, auf ganz verschiedene Perspektiven.

Frage 1: Wer träumt?

Esther träumt: Ich bin in der WG mit Hanne, Toni und Hubert. Hanne sollte arbeiten gehen, sie geht zunächst nicht, dann geht sie doch, und nun ist sie zu spät, und der Zug ist bereits abgefahren.

Esther befindet sich in einer Umbruchsphase ihres Lebens, und es ist vor allem die berufliche Situation, die Probleme aufgibt. Der Traum nimmt darauf Bezug und zeigt die Problematik in der Figur von Hanne auf. Die Träumerin hat offenbar eine Seite, die dazu neigt, die Dinge zu verzögern, und zwar so, dass sie nicht allein den Zug verpaßt, sondern auch zur Kenntnis nehmen muß, dass der Zug abgefahren ist. Letztere Redensart meint über das Konkrete hinaus auch, dass es für eine Sache endgültig zu spät ist.

Nun aber: Wer träumt? Träumt ein pessimistischer Komplex den Traum? Stellt er die negativen Gedanken Esthers dar, die beispielsweise sagen: Ich kann mich beruflich nicht verändern, ich kann mich nicht aufraffen, es ist eh' zu spät für eine Veränderung, der Zug ist bereits abgefahren? Oder: Träumt das Selbst, die innere Wahrheit, den Traum? Und würde der Traum dann bedeuten : Deine Pläne sind zwar recht und gut, aber der Zug ist bereits abgefahren, es ist endgültig zu spät?

Es ist wichtig, die Frage: «Wer träumt?» zu stellen, und es ist wichtig, sich die beiden Antworten zu geben. Nun ist das Ich auf den Plan gerufen und muß die Antworten gegeneinander abwägen, ja, es muß vielleicht sogar Stellung beziehen.

Gibt es sich die erste Antwort, wonach ein pessimistischer Komplex den Traum geträumt hat, so ist das Ich aufgerufen, die Herrschaft über diesen Komplex anzustreben.

Gelangt das Ich indes zur Überzeugung (natürlich auch noch aufgrund von anderen Überlegungen, Träumen usw.), das Selbst im Sinne der inneren Wahrheit habe den Traum geträumt, so muß es sich dieser Tatsache unterziehen. Dann kann man auch den viel zitierten und oft gehörten Satz gelten lassen: Das Unbewußte hat gesagt..., in diesem Falle: Gib deine Pläne auf, es ist zu spät, du willst zuviel.

Frage 2: Wer sitzt vor mir?

Ganz selbstverständlich neigen wir dazu, dass uns in der Analyse Analysandin X oder Analysand Y gegenübersitzt. Ja, es wäre töricht, etwas anderes anzunehmen, als was meine fünf Sinne wahrnehmen. Indes liegen die Dinge für den Tiefenpsychologen anders. Uns sitzt nicht allein eine Person gegenüber, vor uns sitzen verschiedene Teilaspekte dieser Person, und mit ihnen müssen wir rechnen.

Eine Analysandin brachte zur ersten Stunde den folgenden Traum mit:

Ich bin zu Hause und sehe eine Katze mit vielen Flechten. Sie ist verwundet. Schwarze Vögel haben eine große Wunde aus ihrem Rücken und auch aus dem Rückenmark gespickt. Ich habe großes Mitleid mit der Katze und empfinde sie als mir zugehörig, ich meine, sie müsse zum Arzt, doch meine Geschwister und der Vater halten das nicht für nötig (vgl. Asper, 1987, S. 141 ff.).

Da ist also zunächst Frau L., die mir diesen Traum bringt. Eine jüngere Frau, die wegen großer Ängste und Minderwertigkeitsgefühlen meine Hilfe gesucht hat und bereit ist, in eine therapeutische Analyse einzusteigen. Das nur so zu sehen, wäre indes naiv. Im Traum sind da noch der Vater und die Brüder von Frau L.; diese finden es nicht nötig, sich der Katze anzunehmen. Ich werde also, nehme ich einmal an, auch mit diesen rechnen müssen, sie werden meinen therapeutischen Bemühungen gegenüber Widerstand leisten. Frau L. hat also Anteile in sich, die sich einer Heilung aus Gleichgültigkeit widersetzen. Da sind auch noch die schwarzen Vögel. Solche Vögel können dunkle, pessimistische Gedanken sein, selbstzerstörerische Impulse, Ausdruck des Selbsthasses auch. Auch mit ihnen werde ich zu zählen haben. Diese Vögel werden wohlmeinende Interventionen umdrehen können und sie gegen Frau L. richten. Da ist eine masochistische Tendenz am Werk, die unsere Arbeit eventuell empfindlich stören wird. Kurzum: Vor mir befinden sich auch die Brüder, der Vater und die schwarzen Vögel; diese Seiten bringt Frau L. mit, und es gehört zu meiner Aufgabe als Analytikerin, Frau L. zu helfen, sich dieser Anteile bewußt zu werden, damit sie in den Stand gesetzt wird, sich gegen die Autodestruktion zu stellen.
Kleine Fragen, große Wirkung, kann man sagen.

21. Mai

Wir alle waren einst Kinder. Das Kind, das wir einst waren, lebt indessen in uns fort. Es ist allerdings wichtig zu erfahren, wie es in

uns lebt: stumm, mundtot gemacht, trotzig und eigensinnig, eingezwängt in Verhaltensnormen oder an unserem erwachsenen Leben durch Spontaneität und Lebendigkeit teilnehmend?

Müßte ich einen Steckbrief über das innere, einstige Kind vieler Menschen verfassen, so könnten die folgenden acht Punkte das Standardgeschick dieses Kindes ausdrücken:

i

Das innere, einstige Kind ist mit dem persönlichen Unbewußten weitgehend deckungsgleich. Die meisten Komplexe entstehen in der Kindheit. Es ist wichtig, diese zu kennen, bereiten sie doch den Schauplatz vor für alles, was nachher kommt. Das bedeutet, dass spätere Erfahrungen unbewußt aus der Sicht dieser Komplexe verstanden, d. h. mißverstanden werden.

2

Der Erwachsene hat die Spur zum einstigen Kind in sich verloren, es findet kein Dialog mehr statt. Das Kind ist in vielen Fällen verstummt und hat sich in Überlebensstrategien investiert, die den Lebensstil des Erwachsenen weitgehend prägen (zum Beispiel Überanpassung mit dem Zweck, geliebt zu werden).

3

Das innere Kind bestimmt auf weite Strecken hin unser Erleben, ohne dass wir davon wissen, sind doch das Gestern und das Heute nicht voneinander geschieden, sondern unbewußt miteinander «verklebt».

4

Das Kind von einst zeigt sich in den Träumen nicht deutlich gekennzeichnet als das Kind, das wir einst waren, es erscheint verschoben auf vieles, besonders aber auf andere Kindgestalten in den Träumen. (Vgl. Asper, 1988 b.)

5

Das Kind in uns hat Sehnsucht nach vollkommener Liebe und Geborgenheit, Sehnsucht auch nach einem Menschen, den es lieben kann und der es liebt. Das sind seine Paradieswünsche.

Andererseits bedingen negative und traumatische Erfahrungen entsprechende dunkle Emotionen und Bilder. Diese bedrohen es, durch sie erlebt es, psychologisch gesprochen, die Hölle.

Das Kind lebt im Entweder-Oder, und die notwendige Distanz zu den beiden archetypischen Erfahrungen - Paradies und Hölle - fehlt, falls es nicht mit Menschen verbunden ist, die sich zwischen das Kind und die archetypische Erfahrung stellen.

6

Wenn der Kontakt zwischen dem Ich und dem inneren Kind abgebrochen ist, bleibt ein Gutteil des Selbst mit diesem Kind verbunden und an es gebunden. Das bedeutet, dass diese Möglichkeiten des Selbstausdrucks dem Erwachsen nicht mehr verfügbar sind. Das innere, einstige Kind ist somit Träger des Selbst im Sinn der eigenen Wesensanlage und verfügt über einen Schatz spontaner Lebendigkeit, die dem neurotischen Erwachsenen wieder zugänglich gemacht werden müßte.

7

Wer den Zugang zu diesem Kind wieder findet, macht sich auch frei für das Kommende, die Zukunft. In diesem Sinne gehören das Warum und das Wozu, d. h. reduktive und finale Analyse zusammen.

8

Und schließlich wird dieses Kind zu Unrecht mit dem Schimpfwort «infantiler Schatten» bezeichnet.

(> 4. Mai; 1./23. September; 5. Oktober; 5./12. November 1990)

22. Mai

Jüngst sagte mir Frau B.: Wollte ich mehr lesen, dann müßten Sie mir die Bücher geben! Wie ist ein solcher Ausspruch zu verstehen? Nun, sicher nicht so: Das sagt Ihr infantiler Schatten, Sie müssen allmählich aufwachsen, selbst für sich schauen, sind Sie doch 50 Jahre alt! Solche wertenden Urteile waren zu meiner Studienzeit noch an der Tagesordnung. Wünsche dieser Art wurden als kindisch (nicht kindlich) und regressiv bezeichnet, demgegenüber Progression, Vorwärtsstreben gefordert wurden. Eine solche Deutungsart steht mit einem rächenden, strafenden Gottesbild in Zusammenhang. Entsprechende Vorstellungen sind tief in unserem christlichen Hintergrund verankert und hängen eng mit dem eifernden zürnenden Gott Jahwe zusammen. Auch wenn die Verbindung zu diesen religiösen Vorstellungen nicht mehr bewußt ist, hat der strafende Gott dennoch seine Spuren in unserem Wertsystem hinterlassen und hat - nunmehr profaniert und säkularisiert - noch immer seine Wirkung. Das hat bei vielen Menschen zu einer Wenn-Dann-Ethik geführt: Wenn ich mich richtig verhalte, werde ich gelobt, wenn nicht, rächt es sich. Manche Analysanden nehmen unbewußt diese Sichtweise sich selber gegenüber ein und drehen außerdem meine Aussagen entsprechend um. Das ist ein stiller Vorgang, verläuft bisweilen völlig unbemerkt, weder meine Analysanden noch ich bemerken ihn immer. Dies geschieht nicht zuletzt auch deshalb, weil auch in mir der strafende, wertende Faktor aufgrund des eben genannten Gottesbildes wirksam ist.

Der Detektivcharakter der Tiefenpsychologie der ersten Stunde (>15. Dezember 1990) ist allemal noch nicht überwunden. Noch heute wird nach der Infantilität gefahndet. Kindliche Wünsche sind kindisch, regressiv, infantil, sind schlicht unfein und eines guten Analysanden und einer eifrigen Analysandin unwürdig. Wo käme man denn hin! Anders ausgedrückt: Wenn ich kindliche Wünsche habe, dann bin ich kindisch und nicht o. k.

Nun, ich sehe das heute anders. Diese veränderte Sicht, die das

Kind im Erwachsenen einbezieht, hat mich einen Preis gekostet, den der Einsamkeit und des Zweifels. Ich bin der Meinung, dass kindliche Wünsche vom Analytiker gehört werden müssen, denn sie haben die Funktion, das Kind von einst wieder an das erwachsene Bewußtsein anzuschließen. Sind die Wünsche bewußt, so können sie biographisch verstanden werden. Das Ich kann sich nunmehr zu ihnen verhalten und dem innern Kind gegenüber ein guter Vater und eine gute Mutter sein, ihm die Wünsche erfüllen, sie aber auch abschlagen, kurz: Das Ich kann die Verantwortung übernehmen.

Ich habe die Aussage von Frau B. so verstanden: Das «Ich möchte, dass Sie mir die Bücher nennen, die ich lesen soll» war der Wunsch des Kindes in ihr, das sich endlich, nach fast einem Jahr Analyse, meldete. Vorher war es stumm, ich mußte es hinter der äußerst vernünftigen, sehr erwachsenen und meist rationalisierenden Art vonFrauB. erahnen. Nun sprach das Kind und wollte nichts anderes als etwas bekommen, vorbereitete «Lese-Nahrung» zu sich nehmen und ein durch einen anderen Menschen «vorgewärmtes» Wissen übernehmen. Das Kind bedarf eines durch Bezugspersonen «vorgewärmten» Wissens. Nur so kann es durch «Kopf, Herz und Hand», wie Pestalozzi sagen würde, aufnehmen. Das Kind in Frau B. hatte keine solche Nahrung bekommen, zu früh hatte es erwachsen sein müssen, hatte objektives Wissen, Man-Erfahrung in sich aufnehmen und von sich geben müssen. Frühzeitig hatte es gelernt, seine Gefühle und Wahrnehmungen sowie seine eigenen Gedanken zu verbergen und sich der vom Vater geprägten tapferen Familienideologie anzugleichen. Diese Ideologie - gespickt mit Aussagen wie: «Man muß doch tapfer sein»; «Man darf nicht kindisch sein» - war ihre eigene geworden; Frau B. verlangte von sich ein «Wie-man-es-macht-Handeln» und verfuhr mit ihrem inneren Kind, wie einst ihre Bezugspersonen mit ihr in der Kindheit umgegangen waren. Ihre Bitte, «Ich möchte, dass Sie mir die Bücher, die ich lesen soll, nennen», empfand ich als direkte Aussage des inneren Kindes. Da war nun nicht mehr das altbekannte Soll mitenthalten, da kam ein echter Wunsch herüber.

Was habe ich dazu gesagt? Habe ich ihr die Bücher gegeben? Wieso kam sie überhaupt auf diese Aussage?

Beginnen wir mit der letzten Frage! Schon von allem Anfang an hatte ich Phantasien um Frau B. Ich dachte mir, sie würde vielleicht gerne analysebegleitend lesen, ich fand auch, sie sollte lesen. Meine Gegenübertragung war sowohl auf das Kind in ihr als auch auf ihr erwachsenes Ich ausgerichtet. Als ich mir dieser Phantasien zunehmend bewußt wurde, sprach ich mit ihr darüber und empfahl, dass wir fortan darauf achten könnten, was meine Phantasien wohl bedeuteten, in ihr auslösten. Im Zuge dieser Thematisierung äußerte sie dann den hier zur Diskussion stehenden Wunsch.

In den gleichen Zeitraum fiel ihre erste Zeichnung. Sie hatte mit Bleistift eine Reihe von Stadien skizziert, die sie in den letzten drei Jahrzehnten durchgemacht hatte. Es waren Kreise, die zusehends schrumpften und in ein erbärmlich geschrumpftes Wesen übergingen. So geschrumpft, entleert erlebte sie sich nunmehr und drückte diesen Zustand zum erstenmal mit dieser Zeichnung direkt aus. Vorher hatte sie ihn indirekt und selbstanklagend beschrieben. Ihr Nicht-mehr-Können war zwar Anlass zur Analyse gewesen, war aber bekämpft worden und durfte sich nicht als innere Not spontan äußern. Ihr Wunsch nach Büchern entsprang dieser Verfassung und war echt, legitim. Ich begrüßte ihn und sah keinen Anlass, ihn moralisierend abzutun. Er war Ausdruck der notwendigen Wiederaufnahme des abgebrochenen Dialogs mit dem Kinde von einst.

Ob ich ihr die Bücher gegeben habe, was ich dazu sagte, fragte ich oben. Nein, ich habe ihr keine Liste gemacht, und ich habe ihr auch keine Bücher aus meiner Bibliothek mit nach Hause gegeben. Ich habe indes mein Begreifen geäußert und den Wunsch bejaht, mit Worten wie etwa: Ja, nicht wahr, das ist allemal schön, Bücher genannt zu bekommen.

Nach der Stunde habe ich dann darauf geachtet, was mir denn so einfiel. Zu meiner Verblüffung mußte ich an Sibylle von Olfers' «Die Wurzelkinder» (1906) denken, ein altbekanntes Bilder-

buch, das in wunderschönen Bildern schildert, wie sich die Kinder von Mutter Erde für den Frühling und das Erwachen bereitmachen und sich ihre Blumenkleidchen nähen. Doch im gleichen Atemzug dachte ich: Das kannst du ihr doch nicht geben, das ist ja ein Kinderbuch! Sie wird sich infantilisiert fühlen, es mir Übelnehmen! Ich dachte aber auch: Das Buch stellt das ewige Stirb und Werde dar, zeigt das Thema der Lebenserneuerung in einer Sprache, die kindgerecht ist. Also ein weitverbreitetes und uraltes Thema! In der darauf folgenden Stunde teilte ich ihr meine Phantasie mit. Sie wiederum sprach davon, wie gemütlos die heutigen Kinderbücher seien. Sie kannte das Buch und fühlte sich angesprochen. Andere Kinderbücher fielen ihr ein. Ganz intensiv bekam ich den Eindruck, als sei hier der Anschluss an das Kind von einst geschehen, dessen Gefühlsreichtum früh verlorengegangen war. Frau B. nannte mir nun ein Buch über die Aborigines (Ureinwohner Australiens), das sie eben lese. Auch darin kämen Erneuerungsriten vor, diese Eingeborenen lebten sehr stark aus ihrem Unbewußten heraus. Da hatten also ihre derzeitige Lektüre und meine Phantasie zusammengestimmt. Da begegneten sich das Kind und die heute Erwachsene, da war ich auch in meinem Kindsein und meinen erwachsenen Interessen angesprochen.

War das, was hier geschah, Ausdruck der transzendenten Funktion? Die transzendente Funktion, wie sie von Jung beschrieben wurde, vereinigt Gegensätze und läßt sie in einem Dritten aufleuchten (Jung, 1958). Die transzendente Funktion der Seele ist schöpferisch, insofern nämlich, als sie Unmögliches möglich macht und eine Lösung anbietet, auf die unsere Vernunft wohl kaum käme. Für Jung ist die transzendente Funktion die psychische Funktion, welche das Unbewußte mit dem Bewußtsein verbindet und den schmerzlich empfundenen Gegensatz in die Vereinigung «hineinerlöst». Klassisches Beispiel: Das vernünftige, erwachsene Ich begegnet der unvernünftigen Seite, dem unvernünftigen Schatten. Aus dieser Begegnung heraus erscheint das Dritte, das sowohl Vernünftige als auch Unvernünftige vereini-

gen sich und werden so integriert. Bei Frau B. waren sich das Kind und ihre erwachsene Seite begegnet und hatten sich im Thema der Lebenserneuerung zusammengeschlossen. Außerdem verlief dieser Prozeß auch dem Übertragungs- und Gegenübertragungsgeschehen parallel: Meine Buchphantasie über «Die Wurzelkinder» bezog sich auf das Kind, ihr Buch über die Aborigines sprach die erwachsene Seite an; beide Bücher indes haben die Lebenserneuerung zum Thema.

(> 4. /17. August 1990)

23. Mai

Kürzlich in einer Prüfung wurde mir ein befreiender Gedanke erst richtig voll bewußt. Bei einer Abschlussprüfung berichtete die Kandidatin von einer Frau, deren Mutter früh gestorben war. Im Laufe des Gespräches über Verlust und Verlassenheit er- wähnte ich beiläufig, dass ein solches Ereignis wohl allemal Le- bensthema sei und es wohl auch bleiben werde. Kaum hatte ich das gesagt, wurde ich mir überhaupt erst inne, wie wichtig dieser Gedanke für mich ist. Er rückte eine unbewußte Vollkommen- heitsvorstellung zurecht, wonach Analyse immer alles erledigt. Mein Kollege X., der ebenfalls als Prüfer zugegen war, nahm den Gedanken auf, wiederholte ihn und bestätigte ihn damit. Ja, es ist wahr, es gibt Lebensthemen, und keine Analyse schafft sie aus der Welt, keinem Analytiker und keiner Analytikerin gelingt es, sie zum Verschwinden zu bringen. Indes halten unsere Vollkom- menheitsphantasien und jene der Analysanden daran fest, drän- gen uns zu Aussagen und Verstehensweisen, die schlicht überfor- dernd sind. Es war gut, dass X. meinen Gedanken wiederholte, denn hier geschah ein Gesehen-, Gespiegeltwerden («mirror- ing»), das Kinder besonders nötig haben, dessen Erwachsene indes auch bedürfen. Es geschah ein lebendiges Wissen, das uns allemal die Freude erfüllt, weil es an einen Menschen gebunden ist.

Der Gedanke des Lebensthemas befreit vom Druck der oft auf beiden Analysepartnern lastet, nämlich effektiv sein und gänzlich mit den Komplexen aufräumem zu müssen. Frei davon sind wir nie, und Jungs Hinweis auf die periodische Wiederkehr der Komplexe bleibt wahr (Jung, 1906, S. 46).

Schwere Komplexe - wie beispielsweise Verlassenheitsgefühle infolge eines frühen Mutterverlustes - kehren wieder, sind Lebensthemen, und man sollte sich dessen nicht schämen. Auf je wieder anderer Ebene, in wechselnder Verstehensweise wollen Komplexe angegangen sein. Das Thema Mutter in unserem Beispiel bleibt Thema, als persönliche Mutter, als Mutterprinzip, als Muttererleben, als Vorliebe für Mutterthemen in Kunst, Religion und Literatur, als eigenes Muttersein, als Mütterlichkeit an sich und anderen erfahren. Ein Defizit will aufgeholt sein, aufgewogen werden; an lebenswichtigen Themen verträgt die Seele kein Vakuum. Lebensthemen dürfen sein, diese Sicht macht frei vom Druck, ohne Komplexe sein zu müssen.

Es ist allemal ein Fortschritt oder zeigt bereits schon das Ende einer langen Analyse an, wenn das Ich die Fähigkeit gewonnen hat, zu sich und seinen Komplexen zu stehen und dafür die Verantwortung zu übernehmen. Man könnte sagen: Wo Über-Ich war (in Anlehnung an Freuds berühmten Ausspruch: «Wo Es war, soll Ich werden»), soll Ich werden, ein Ich, das sich toleriert, bejaht und auch Humor hat, ein Ich, das erfahrenen Mangel nicht als Schuld begreift, sondern ihn als Gegebenheit in seine Verantwortung nimmt.

25. Mai

Heute morgen ist mir beim Ordnen meines Schreibtisches der nachfolgende Text in die Hände gefallen. Ich mußte ihn seinerzeit für das zehnjährige Jubiläum der «Kontaktstelle Eltern und Kinder St. Johann» in Basel verfassen und dabei dem Wunsch entsprechen, allgemein verständlich über einen Aspekt des Themas

«Mütter» zu schreiben und außerdem auf keinen Fall mehr als eineinhalb Seiten darauf zu verwenden. Hier der Text:

Vom Wert der Einfühlung: Wenn ich es heute bedenke, wäre ich als junge Mutter froh gewesen, eine Frau hätte mir die folgenden Zeilen geschrieben: Es ist unumgänglich, dass wir als Mütter Fehler machen; damit müssen wir leben. Doch was ist ein Fehler? Ich bin der Auffassung, dass der wirklich gravierende Fehler darin besteht, das Kind gefühlsmäßig zu verlassen und ihm keine Einfühlung zu schenken.

Fühlen wir uns in das Kind ein und erinnern wir uns an die eigenen Schmerzen der Kindheit, so bleiben wir dem Kind seelisch nahe und verstehen seine innere Befindlichkeit. Diese Hinwendung zum Kind mag durchaus auch dazu führen, dass wir uns beim Kind entschuldigen, wenn wir es zu hart und zu Unrecht bestraft haben. Schließlich ist es auch ungünstig, das Kind über etwas hinwegzutrösten. Zwei Beispiele unterschiedlicher Tragweite mögen diese Art des gefühlsmäßigen Verlassens von Kindern deutlich machen: Fällt ein Kind hin und zieht sich eine Schramme zu, so tut es ihm weh. Dabei ist es nun sehr wichtig, dass ich als Mutter diesen Schmerz wahrnehme, bevor ich dem Kind sage, es sei schnell wieder gut und täte morgen nicht mehr weh. Tröste ich es nämlich über den Schmerz hinweg, so verlasse ich es gefühlsmäßig. Erfährt ein Kind den Verlust eines geliebten Menschen, so geschieht es leider oft, dass das Kind nicht in die Trauer einbezogen wird. Dies deshalb, weil man meint, das Kind schonen zu müssen, dabei aber mehr sich selber schont, weil es unerträglich weh tut, ein Kind trauern zu sehen. Auch in diesem Fall wird das Kind gefühlsmäßig verlassen, und es wird schließlich annehmen, dass etwas mit seinen Gefühlen nicht stimmt, wenn es trauert und dabei von seiner Umgebung nicht einbezogen wird.

Wegen vieler solcher und ähnlicher Verlassenheitserfahrungen geschieht es, dass das Kind in große innere Unsicherheit gerät und dass ihm Zweifel kommen, ob das, was es fühlt, wirklich zu ihm

gehöre. Wir können mit unseren Gefühlen also nur dann richtig umgehen, wenn uns in der Kindheit mit einfühlender Mütterlichkeit begegnet worden ist (Väter können diese durchaus auch vermitteln). Leidet indes das Kind Mangel an Einfühlung, so ist die Folge eine Identitätsstörung mit ungenügender Selbstbejahung. Außerdem entwickelt sich eine zu starke Anpassung nach außen, die einhergeht mit der Entfremdung vom eigenen Wesen. Da nun aber in unserer Zeit die kollektiven Werte nicht mehr so verbindlich sind wie früher und Anpassung heute mehr denn je kein Wert mehr ist, muß sich der einzelne auf seine innere Stärke verlassen. Es ist deshalb von ausschlaggebender Bedeutung, unsere Kinder so gut wie möglich zu begleiten und ihnen neben gut gemeinten Erziehungsgrundsätzen Einfühlung zu schenken.

Eine einfühlsame Mutter läßt sich selbst dann noch etwas einfallen, wenn das Kind nicht genau sagen kann, womit es sich schwertut. Sie verfügt über eine schöpferische Einfühlung und kann zunächst ganz unzusammenhängende Äußerungen und Aussagen des Kindes sinnvoll verbinden und ihm das Gefühl vermitteln, sie habe verstanden. Einfühlung bedeutet auch Achtung vor dem Kind. Diese und die schöpferische Einfühlung sind für die Begleitung des Kindes im Abenteuer seiner Entfaltung außerordentlich wichtig.

Um einfühlsam sein zu können, ist es notwendig, dass wir auch mit uns selber einen guten Umgang pflegen. Es ist gut, die strafende innere Instanz zu kennen, die uns meist unbewußt dazu verleitet, uns selbst und andere zu strafen, bevor wir überhaupt verstanden haben. Erst die Toleranz für mich als Mutter erlaubt es mir, mit dem Kind angemessen umzugehen. So kommen wir schließlich zur Aussage, dass Erziehung vor allem dort geschieht, wo wir uns bemühen, mit uns selber ins Lot zu kommen.

Letztendlich tun wir dem Kind Genüge, wenn wir die Weisheit beherzigen, die Matthias Claudius (1740-1815) einst für seinen Sohn formulierte: «Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten» (1799). Wenn wir also zu begreifen suchen, was für uns und für das Kind

wahr, das heißt auch echt ist, so geben wir dem Kind die Chance, sich mit seiner Wahrheit vertraut zu machen und sein eigenes Wesen entfalten zu können.

26. Mai

Als wir jüngst an einer Geburtstagsparty eines befreundeten Kollegen teilnahmen, kamen wir im Gespräch auch auf das Schreiben. Unser Freund lag seit Wochen in der Schlussphase eines anspruchsvollen Buches, dessen Thema ihn nun über mehr als zwei Jahre intensiv beschäftigt hatte. Indes, sein Geburtstag ließ ihn die Mühen vergessen. Ein anderer Kollege fragte mich, woran ich denn schriebe. Ich meinte, es sei schon etwas Unübliches, womit ich mich nun befaßte, und wich einer genauen Angabe aus. Allerdings, fügte ich hinzu, mache mir das Ganze Spaß, ich würde mich am Schreiben freuen, es belebe mich. So, meinte das Geburtstagskind, du kannst schreiben ohne böse Geister? Ja, meinte ich, und merkte in diesem Moment meine Dankbarkeit, denn nicht immer war das so gewesen, oft genug hatte ich über Manuskripten geschwitzt.

Nachtrag, 26. Dezember 1990: Die Mühen kamen indes später, als es nämlich darum ging, dieses Tagebuch zu redigieren. Die Schwierigkeiten waren weniger inhaltlicher als formaler Art. Wie kann ich die Niederschrift leicht belassen, ohne das Gesetz des Genauen zu verletzen? Wie finde ich den richtigen Ton, um Themen aus der therapeutischen Arbeit so auszudrücken, dass sie für die erwähnten Personen nicht bloßstellend, brüskierend sind? Wie finde ich die für mich stimmigen Grenzen zwischen der Sprache einer ernsthaften Notiz, dem Ton der Plauderei und der naiven Geschwätzigkeit? Solche und ähnliche Fragen stelle ich mir nun. Auch werde ich es hinnehmen müssen, dass diese subjektive Schreibart auch auf Subjektives in den Lesern stößt und deren Geschmack sich wohl nicht immer mit dem meinen decken wird.

28. Mai

In seinem Erinnerungsbuch schreibt Jung, dass es für ihn lebensrettend gewesen sei, nach dem Bruch mit Freud am Strand mit Steinen und Sand zu spielen (Jung, 1962, S. 177 ff.) und dabei den starken Emotionen Gestalt, Bild zu geben. Er schreibt:

> «Wenn ich es bei den Emotionen belassen hätte, wäre ich womöglich von den Inhalten des Unbewußten zerrissen worden. Vielleicht hätte ich sie abspalten können, wäre dann aber unweigerlich in eine Neurose geraten, und schließlich hätten mich die Inhalte doch zerstört. Mein Experiment verschaffte mir die Erkenntnis, wie hilfreich es vom therapeutischen Gesichtspunkt aus ist, die hinter den Emotionen liegenden Bilder bewußt zu machen» (ebd., S. 181.).

Jung schuf damals die Basis für eine Therapierichtung, welche Überwindung und Heilung im engen Zusammenhang mit den Bildern der Imagination, der Phantasie sieht.

Ein solcher Vorgang kann tatsächlich hilfreich sein. Zum Beispiel hatte ich einst eine Analysandin, die mich wegen starker Angstgefühle aufsuchte und die manchmal vor lauter Angst ihren Kopf kaum mehr drehen konnte (kein medizinischer Befund). Dieses Symptom machte sich besonders stark in Sitzungen bemerkbar, wo sie, von Angst zerschlissen, nur noch steif dasitzen konnte. Ich fragte sie, ob es ihr gelinge, ihre im Nacken sitzende Angst in ein Bild zu verwandeln. Sie meinte spontan, es sitze ihr eine Fledermaus im Nacken. Fledermäuse nun gehören zu den unheimlichen Tieren, sie haben mit Gespenstern zu tun und sind außerdem nicht selten Begleiterinnen der Hexen. Insofern gehört die Fledermaus zur negativen Seite der Großen Mutter. Mit anderen Worten gab ihr das negativ Mütterliche gewissermaßen kein Lebensrecht. Das Bild der Fledermaus beruhigte ihre Angst, und sie konnte vom akuten Angstanfall in der Stunde etwas Distanz nehmen. Nun hielt das aber nicht lange an, und die Ängste tauchten wiederum unvermindert auf.

Schon damals hatte ich hinter die Methode, Emotion ins Bild, ins Symbol zu übertragen, ein Fragezeichen gesetzt. Das tue ich noch heute, und zwar immer dann, wenn der Analysand nur über ein schwaches Ich verfügt. Diese Analysanden erfahren sich innerlich auf einem unsicheren Boden stehend und erleben Identitätsstörungen, die als Fragmentierung bezeichnet werden. Darunter wird das Gefühl verstanden, nicht echt zu sein und sozusagen «auseinanderzufallen». Es handelt sich um Menschen mit einer Selbstwertproblematik, die sich selber nicht lieben können; ich habe dies anderswo (Asper, 1987) ausführlich beschrieben. Bei diesen Analysanden bringen das imaginierte Bild und die imaginierte Bildfolge die Gefahr einer seelischen Auflösung nicht zum Einhalt und zeitigen oft nur eine vorübergehende Beruhigung.

Die Imagination bei Menschen mit dieser Ichstörung kann, grob gesehen, zwei Formen annehmen:

Zum einen können durchaus Bilder gefunden werden, doch sie halten nicht lange vor, und die Betroffenen fühlen sich bald wieder der Fragmentierung ausgesetzt. Bei ihnen ist das Bild lediglich zu einer kurzlebigen Beruhigung innerhalb der Fragmentierung geworden. Wie gehetzt müssen die Betroffenen nach weiteren Strohhalmen suchen, an die sie sich klammern können. Es folgen dann etwa neue Bilder, die auch nicht halten; es schließen sich psychologische Erklärungen an, die ebenfalls nicht tragen und sich in wilder Folge abwechseln.

Die andere Form sieht so aus: Es gibt Analysanden mit der genannten Störung, die einen nahezu direkten Faden zum kollektiven Unbewußten zu haben scheinen und mühelos die schönsten und einprägsamsten Bilderfolgen kollektiver Natur produzieren können. Dieser Prozeß läuft jedoch oft autonom ab und ist scheinbar ohne Bezug zur gegenwärtigen Lage der Betroffenen. Die Begeisterung des Analytikers und die damit verbundenen positiven Gegenübertragungen verhelfen dann zu einer vorübergehenden Besserung. Bleibt dann die Auflösung einer positiven Übertragung aus, so kann eine sogenannte Übertragungsheilung Zustandekommen. Damit ist ein Heilungserfolg gemeint, der dar-

auf beruht, dass der Analysand im Analytiker eine nur positive Figur sieht (diese auf ihn überträgt) und nicht dazu vorstoßen kann, den Analytiker auch realistisch, mit guten und schlechten Anteilen, zu sehen. Bleibt er dabei, ihn nur gut zu sehen, so hilft im dies leben, solange die Übertragung hält. Das ist eine uneigentliche Heilung, weil sie in der positiven Übertragung steckenbleibt.

Es ist dies ein durchaus anzuerkennender Erfolg, doch darf er nicht darüber hinwegtäuschen, dass nach Auflösung der Übertragung die alte Not wieder zutage tritt.

Allerdings können Übertragungsheilungen auch lebenslänglich dauern. Die Übertragung auf Jung kann bekanntlich von Dauer sein und Jung-Jünger hervorbringen, die in Jung ihre «Sonne» sehen, die ihnen die nötige Sicherheit gibt. Solche Menschen sind nicht selten missionarisch, fanatisch, was sich damit erklären läßt, dass sie ihre Zweifel abwehren müssen.

In allen Fällen von mangelndem Ich-Selbstgefühl ist es außerordentlich wichtig, dass dieses Defizit gesehen und dass versucht wird, die Betroffenen zu sich selber zu führen und mit sich selber vertraut zu machen. Die entsprechenden therapeutischen An- sätze habe ich an anderer Stelle ausführlich dargelegt (Asper, 1987).

Hier möchte ich lediglich den hauptsächlichsten therapeutischen Ansatz nennen. Es geht darum, den mit seinen Gefühlen unvertrauten Menschen wieder mit seinen Gefühlen bekanntzumachen, diese aus der Verdrängung hervorzuholen, um sie integrierbar zu machen. Die Unvertrautheit mit den Gefühlen zeigt sich einmal darin, dass sie, weil gefürchtet, verdrängt werden. Zum anderen gelingt die Verdrängung nicht immer, und die Gefühlswelt bedrängt das Ich in Form von überwältigenden Emotionen. Es geht therapeutisch nun darum, in der Einstellung zur Gefühlswelt einerseits ein Mehr und andererseits ein Weniger zu erreichen. Mit anderen Worten: Der solcherart betroffene Mensch müßte die Fähigkeit ausbilden, angemessene gefühlsmäßige Zuordnungen zu Menschen, Dingen, Situationen und sich selber gegenüber machen zu können.

Bei diesen Fällen geschieht es aber leider oft, dass die frühe Störung übersehen wird und die Behandlung in der Weise geführt wird, als verfügten die Analysanden über ein einigermaßen starkes, autonomes Ich, das flexiblen Umgang mit den Gefühlen pflegt. Beim Fragmentierungsvorgang fühlen sich die Betroffenen nicht mehr, ihr innerer Boden schwankt, das Ich-Gefühl ist gewichen und hat einem, so könnte man sagen, Ich-Wissen Platz gemacht. Da geht dann jeweils ein Bilderjagen vor sich, wobei sie wie gehetzt ständig wechselnden Bildern nachjagen in der Hoffnung, eines werde das «richtige» sein, eines werde den als äußerst unangenehm empfundenen Vorgang zum Einhalt bringen, und Beruhigung trete wieder ein. Neben dem Bilderjagen gibt es auch eine Gedankenhetze. Hier löst ein psychologischer Erklärungsversuch den anderen in rascher Folge ab, und auch da kommt es nicht zu einer erlösenden Erkenntnis. Erlösend kann indes die Einsicht sein, man sei wieder einmal mehr aus sich herausgetreten und habe den Boden verloren. Diese Einsicht setzt viel Erfahrung voraus: beim Therapeuten die Fähigkeit, solche sich nicht verbal äußernden Fragmentierungszustände zu erkennen, und eine gewisse Nüchternheit, in Imaginationen und psychologischen Einsichten, welche die Analysanden in diesen Situationen äußern, nicht immer ein Heilmittel für diesen Zustand sehen zu müssen. Auf Seiten des Analysanden steht die wiederholte, schmerzliche Erfahrung, dass eine psychologische Aussage und/oder eine Imagination den quälenden Zustand letztlich nicht aufheben können. Lediglich die so einfache Erklärung, wieder einmal aus sich herausgeraten zu sein, bringt Ruhe und Beruhigung.

Dazu ein Beispiel: Frau C. erschien mir einst in einer Analysestunde von sich weg zu sein, das Gespräch wollte auch nicht recht in Gang kommen. Schließlich erzählte sie mir von einer Malstunde (sie besuchte freies, therapeutisches Malen bei einer Maltherapeutin). Die Maltherapeutin wollte nach einer Reihe von kommentarlos belassenen Bildern mit ihr einige der letzten Bilder besprechen. Dabei sagte sie, Frau C. wolle einfach nicht sehen,

was hinter dem Berg sei, den sie gemalt habe, sie solle aber nicht feige sein und hinschauen. Dieser als konfrontativ und wertend erlebte Stil brachte Frau C. «aus dem Häuschen», sie geriet in eine Fragmentierung hinein, und ein Bilderjagen und eine Gedankenhetze begannen, wobei Frau C. sich vorwarf, wirklich nicht sehen zu wollen. Ich machte sie darauf aufmerksam, dass sie wohl wieder einmal aus sich herausgeraten sei, fragmentiere und dass sich der innere Richter erneut stark mache. Da fiel der ganze Spuk von ihr ab, sie entspannte sich zusehends, es begann ihr wieder wohl zu sein, und sie verließ die Stunde in einem sichtbar gehobenen Gefühl. Später erzählte sie mir dann, dass die Maltherapeutin sich gar nicht so kritisch geäußert hatte, sie selbst die Aussage im Sinne des inneren Richters aber so aufgenommen habe. Es hätten sich dann gute Gespräche mit der Maltherapeutin ergeben, und sie habe sich auch in aller Ruhe ausmalen können, was denn etwa hinter dem Berg zu vermuten sei. Das Gehetzte sei von ihr abgefallen.

Theoretisch läßt sich dazu noch sagen, dass bei Menschen mit einer Selbstwertstörung und entsprechend schwachem Ich der innere Richter - das Über-Ich - außerordentlich stark ausgebildet ist. Wird nun eine Intervention des Therapeuten vom Richter vereinnahmt, wendet dieser sie gegen das Ich, und das Ich fragmentiert. In einer solchen Situation geschieht nichts Fruchtbares mehr. Das Ich, seines inneren Bodens beraubt, gerät in ein Bilderjagen und in eine Gedankenhetze hinein, wobei weder Bilder noch Gedanken Beruhigung bringen. In einer solchen Situation ist es nicht angezeigt, auf die Bilder und die Gedanken einzugehen, die Störung liegt weiter unten, auf der Ebene des Ich-Selbstgefühls, des Selbstvertrauens. Erst wenn die Betroffenen wieder bei sich sind, kann auf oberer Ebene hinsichtlich Einsicht, Interpretation und Imagination weitergefahren werden.

Wieder bei sich sein, was heißt das genauer? Es bedeutet, dass sich das Ich mit einem sicheren Anteil verbinden kann. War der Betroffene in der Fragmentierung, man könnte sagen: nicht bei

Trost, so ist er nun wieder mit dem inneren sicheren «Boden» verbunden, bei Trost.

(>15. Dezember 1990)

30. Mai

Unter dem Datum vom 22. Mai habe ich einige Reflexionen zu einer Begebenheit im analytischen Prozeß von Frau B. aufgezeichnet. Ich gab mir Mühe, genau hinzusehen und nachzudenken, was sich zwischen und in uns abspielte. Es werden sicherlich noch viele Überlegungen dieser Art in meinen Tagesnotizen vorkommen. Indes ist es nun sehr wesentlich, dass ich auch genau sage, wie ich zu solchen Reflexionen komme, damit nicht ein falsches Bild meines therapeutischen Vorgehens entsteht. Die Reflexionen entspringen einem Nachdenken, einem Nach-Denken im Sinne eines Denkens im Nachhinein, im Nachher. Würde ich solche Überlegungen im Vorfeld einer therapeutischen Intervention machen, entbehrte mein Stil jeglicher Spontaneität und Natürlichkeit. Die Reflexionen entstehen nachher und machen mir mein Vorgehen im Nach-Denken über das Geschehen bewußt. Diese Reflexionen muten mich wie Streiflichter an, sie tauchen aus dem Dunkel auf und verschwinden wieder in ihm, es handelt sich bei ihnen um Erhellungen, die, wie alles Lichtvolle, Einsicht bringen und Freude schenken. Reflexionen dieser Art werfen Licht auf Begebenheiten, die sich sehr oft zu einem späteren Zeitpunkt mit andern zu einem größeren Ganzen zusammenfügen. Sie sind, wenn ich sie, wie ich es jetzt tue, abends aufschreibe, die kleine Ernte des Tages, die mich allemal froh macht.

Nun ist das zwar sehr schön, wenn sich der Analytiker nach getaner Arbeit freut. Was aber haben die Analysanden davon? Nun, die Reflexionen im Nachhinein verschwinden nicht einfach von der Bildfläche, sie verbinden sich mit anderen Überlegungen und Beobachtungen und fließen in der einen oder anderen Form wieder in die Sitzungen zurück. Deshalb ist es von großer Bedeu-

tung, dass die Sitzungen regelmäßig stattfinden, geht es doch darum, am Faden zu bleiben.

Eine Amish-Frau soll einmal über eine ihrer Patch-Work-Decken gesagt haben, in ihr sei ihr ganzes Leben enthalten, Freud und Leid, jedes Stoffstücklein erinnere sie an Menschen und Situationen. Auf ähnliche Weise versuche ich meine Notizen, die mich an meine Analysanden und ihr Material erinnern, zu einem Ganzen zusammenzufügen.

I. Juni 1990

Letzten Herbst nahm ich am Internationalen Sozialpädagogischen Symposium teil, welches das SOS-Kinderdorf anläßlich seines 40jährigen Bestehens in Innsbruck veranstaltete. Das Thema meines Vortrags wurde mir vorgegeben und lautete: «Wer seine Kindheit nicht kennt, muß sie wiederholen» (Asper, 1990).

Zunächst gab ich diesem Leitsatz recht, dann aber beschäftigte ich mich mit narzisstischen Störungen und vertrat die Ansicht, dass bei diesen und wohl auch anderen Frühstörungen Kennen, Wissen, Einsicht in Zusammenhänge zwar recht wichtig wären, jedoch zu einer Überwachsung der frühen Wunde wenig beitragen könnten. Viel eher würde es sich beim therapeutischen Zugang um ein Raumgeben handeln, um das gleichmäßige Klima, um eine Zurückhaltung in den Deutungen und der Konfrontation. Es würde sich in der Therapie dieser Störungen also um «mutterspezifische Haltungen» handeln, da «vaterspezifische» diese Analysanden überfordern würden (vgl. Asper, 1987, S. 209ff.). Die Suche nach der Ursache der Störung bringe weit weniger als die Empathie mit der Befindlichkeit der Betroffenen. Identitätsstörungen, so sagte ich, würden sich nicht allein durch das Bewußtmachen unbewußter Inhalte kurieren lassen, vielmehr handle es sich darum, einen sicheren inneren Boden zu finden, Vertrauen zu fassen und das so kostbare Gefühl des *Ich bin* zu stärken.

In der daran anschließenden Diskussion fragte ein älterer Mann,

was das eigentlich bedeuten solle, diese Diskussionen um Identität. Was denn Identität letztlich sei, er könne gar nicht verstehen, warum darüber so viele Worte gemacht würden. Ich gab ihm zu bedenken, dass er dieses Sprechen über Identität deshalb nicht verstehen könne, weil er über Identitätsgefühl verfüge, man würde das nur verstehen, wenn man ein diesbezügliches Defizit habe. Just die Tatsache, dass er nicht verstehe, warum über Iden- tität gesprochen werden müsse, zeige, dass er wohl keine Identi- tätsstörung habe, sondern über eine gute Identität verfüge, diese aber gar nicht wahrnehme, so wie er seinen Herzschlag auch nicht immer bewußt mitvollziehe.

5-Juni

Im Zusammenhang mit meiner Vorlesung am C. G. Jung-Institut über «Das beschattete Selbst» (Sommersemester 1990) bei narzisstischen Störungen beschäftigte ich mich auch mit dem Animus, dem Bild des Mannes in der weiblichen Psyche.

Ein positiver Animus beflügelt, beschwingt, animiert; er ist, wie Jung sagt, «ein zeugendes schöpferisches Wesen» (Jung, 1928/63, S. 229/30). Aber auch das Konzept des negativen Animus ist sehr hilfreich, es erlaubt dem Ich, sich von diesem zu unterscheiden und allmählich mehr Kraft aus dieser Differenzierung zu beziehen. Indes, aus feministischer Sicht ist der Animus alter Schrott; es ist abwegig (fast pervers), überhaupt so etwas wie einen Animus bei sich feststellen zu müssen; und schließlich, so die Feministinnen, definiert sich eine heutige Frau nicht über den Mann, «darf» sie ihr Wesen nicht aufgrund von männlichen Komponenten verstehen; den Animus als solchen gebe es nicht, er sei lediglich eine Erfindung der Männer (vgl. Baumgardt, 1987, S. 154). Damit bin ich nicht einverstanden. Es ist gerade Jungs Wiederentdeckung, dass der Mensch in sich innen immer auch noch Anteil hat am gegengeschlechtlichen Prinzip, dass die Frau also einen Animus hat, der Mann eine Anima. Diese Sichtweise half und

hilft vielen Frauen, ganz zu werden, Autonomie zu entwickeln und sich auch sogenannte männliche Eigenschaften zuzuschreiben, wie Kraft, Tat, Sinn und Geist.

Das böse Reden über den Animus ist indes nicht eine späte Erfindung der Feministinnen, es ist gute Jungsche Tradition, im Animus einen Unhold zu sehen. Wer Jungs Aussagen über den Animus systematisch sichtet, wird sich schnell inne, dass Jung diesen Herrn nicht gerne sah und ihm negative Charaktereigenschaften zuschrieb (u. a. Jung, 1928/63, S.207ff). So ist er ein «Meinungsteufel», ein Anpasser an kollektive Man-Werte und kommt, oh Schreck, nicht nur einmal wie seine noblere Verwandte, die Anima, vor, sondern ihm beliebt es, sich als in grandioser Mehrzahl einzufinden. Dieses ungünstige Charakterbild hielt sich zäh in der mündlichen Überlieferung des von Jung geschaffenen Ansatzes. Der stolze «Richter» (Jung, 1958, S. 95) Animus mußte einen sozialen Abstieg erfahren, degradierte zu einem Schimpfwort für die Frau. Sie hat halt einen Animus, sie ist animusbesessen oder sie hängt mal wieder ihren Animus raus, sind beinahe geflügelte Worte geworden und frau mußte sich hüten, Animus zu zeigen, Animus zu haben. Diese Ansicht zumindest war weit verbreitet, als ich mich Mitte der sechziger Jahre mit der Jungschen Psychologie zu beschäftigen begann.

Doch Spaß beiseite! Mehr und mehr erschien es mir, dass der von Jung beschriebene Animus in seiner negativen Ausprägung als Meinungsteufel und die Frauen besessen machender Persönlichkeitsanteil in die narzisstische Störung eingebunden ist. Ein solcher negativer Animus macht die Frau scharfzüngig, rechthaberisch, hart, undifferenziert und unbezogen. Unter seinem Einfluss wird sie zu einem Meinungsteufel ohne persönlichen Standpunkt und ist übervoll an kollektiven Man-Werten. Das ist selbstverständlich ungünstig.

Jung vertrat die Ansicht, das Ich solle mit dem Animus (natürlich auch mit der Anima, doch das steht hier nicht zur Debatte) in einen Dialog treten, um ihn auf diese Weise langsam integrieren zu können. Man bekommt den Eindruck, als hätte ihn Jung als

Persönlichkeitsteil verstanden, den die Frau von Haus aus mitbringt. An dieser Sicht fehlte mir das Eingebundensein in die persönliche Geschichte, zu schnell schien er mir bei Jung Teilpersönlichkeit geworden zu sein, deren Geschichte nicht weiter hinterfragt zu werden braucht. Im Zuge meiner Beschäftigung mit den narzisstischen Störungen, das heißt, den Selbstwertstörungen, fiel mir auf, dass diese Art des negativen Animus sehr eng mit den genannten Störungen verbunden ist und mit dem zu frühen Eindringen des patriarchalen Elements der Mutter in die Mutter-Kind-Beziehung zu tun hat. Neumann vertritt die Ansicht, das väterliche Prinzip werde nicht erst am Vater erfahren, sondern bereits viel früher am Animus der Mutter, der unempathisch die frühe Beziehung zum Kind störe (Neumann, 1963, S. 106).

Das führt zu einer verfrühten Ich-Entwicklung, verbunden mit einem zu frühen Erwachsenwerden des Kindes. Um zu überleben, beginnt das Kind sich allmählich auf den Intellekt zu verlassen, verdrängt seine Gefühle, entwickelt einen Animus und überlebt mit den mentalen Möglichkeiten seiner selbst. Damit wird das weibliche Prinzip der Seele in den Hintergrund gedrängt, und das weibliche Kind und die erwachsene Frau werden hart, scharfzüngig, verschmähen den persönlichen Standpunkt zugunsten kollektiver Man-Werte und einer übermäßigen Anpassung an die Erwartungen anderer. Anders ausgedrückt, es geschieht hier eine Selbstentfremdung, die selten als eine solche erkannt wird und spät, sehr spät oft im Leben der Frau ausbalanciert werden muß.

Dazu ist nun noch zu sagen, dass auch das männliche Kind von einer solchen Störung erfaßt werden kann und zu früh mit mentalen Möglichkeiten zu überleben beginnt. Dadurch gerät auch im Knaben und später im Mann der weibliche Anteil der Psyche, die Anima, in den Hintergrund und verkümmert. Anders ausgedrückt: Man kann sagen, dass auch der Mann einen rechthaberischen Animus aufweisen kann.

Der Animus, so verstanden, bedeutet, die Kindheitsgeschichte

ernst nehmen, heißt, sich aus den Wurzeln verstehen. Das zu früh emotional verlassene Kind von einst soll wieder gefunden werden, der in der Kindheit verlorengegangene Dialog mit ihm muß wieder aufgenommen werden, damit die Affektivität und all die wertvollen Eigenschaften des Kindes, wie Gefühlsreichtum, Natürlichkeit, Spontaneität und echte Neugierde, der verarmten erwachsenen Persönlichkeit wieder angegliedert werden können. Wird der negative Animus aus seiner Genese verstanden, kann sich das erwachsene Ich langsam von ihm unterscheiden, den Räuber in der eigenen Seele verstehen und einen Verarbeitungsmodus entwikkeln, der darauf hinzielt, das geschwächte Ich zu stützen.

Geht nun der Analytiker direkt auf die oben beschriebenen unliebsamen Animusaspekte ein, so wirkt das demoralisierend. Die Feststellung zu äußern: Sie sind unbezogen und scharfzüngig, ist ungünstig. Besser ist es, Fragen daraus zu machen, zum Beispiel: Wie kommt es wohl dazu, dass Sie oft eine solche Härte zeigen? Wie kommt es, dass Sie nicht nur mit anderen, sondern auch mit sich selber hart und kalt umgehen? Haben Sie es erlebt, dass man mit Ihnen so umging oder vielleicht gar noch so umgeht? Mit solchen Fragen beziehen wir die Analysandin in unsere Verstehenssuche ein, stützen das Ich und sind auf der Suche nach dem Sitz im Leben des negativen patriarchalen Archetyps.

Ich begann zu sehen, aus welch traurigem Anlass der negative Animus entsteht, nämlich aus der emotionalen Verlassenheit des Kindes, das demzufolge zu früh erwachsen werden mußte. Ich fing an, ihn biographisch zu verstehen, und schuf damit Raum, das Kind von einst in meinem Analysanden zu hören. Ich konnte nun mehr Verständnis für es aufbringen, das früh verstummt und ins Abseits gedrängt war, konnte es zum Verbündeten machen gegen ein übermächtiges patriarchales Prinzip, welches das Weibliche in meinen Analysanden und auch in mir an den Rand drängte. Ich hatte nun «Instrumente» - Sichtweisen - bekommen, die mir außerordentlich nützlich waren für die Bearbeitung und Integration des negativen Animus.

Wir leben in einer patriarchal geprägten Gesellschaft. Das hat zur

Folge, dass nicht allein der Mann, sondern auch die Frau ein patriarchales Wertsystem integriert hat. Der feministische Ansatz, in einem grandiosen Rundschlag die Männer dafür verantwortlich zu machen, ist zu naiv. Auch in der Frau sind Faktoren am Werk, die ihre weiblichen Anteile minder bewerten. Das sollte nicht vergessen werden. Mit Schuldzuweisungen ändert sich das Problem nicht. Die patriarchale Gesellschaft bildete sich aufgrund der Konstellation des patriarchalen Archetyps aus. Wie andere Archetypen bewegt sich auch dieser frei und prägt die Menschen dieser, unserer Zeitepoche. Unsinnig ist es, einer archetypischen Konstellation Schuld zuweisen zu wollen. Das ist Schicksal, Geschick, Lauf der Zeit.

(> 22. Oktober; 17. November; 15. Dezember 1990)

7. Juni

Bewußtwerdung: Wer wird bewußt, ein innerer Richter (Überleb) oder das Ich? - Diese Frage wurde mir jüngst ganz deutlich, als ich mit Frau F. arbeitete und wir in ihrer Stunde auf Eifersucht stießen. Ja, sie wisse es, sie sei manchmal eifersüchtig. Das sagte sie so, als sei diese Neigung schlimm, als sollte man sie nicht haben. Wer wird bewußt? schoß es mir durch den Sinn, und ich sagte: Ja, ja, nicht wahr, eifersüchtig sein ist schlimm. Es wühlt einen so auf und braucht viel Energie. Ganz erstaunt schaute mich Frau F. an. Ich realisierte, dass ich mit meiner Aussage die Eifersucht ihrem gestrengen Richter entrungen und der Ich-Toleranz zugeführt hatte. Ich-Toleranz bedeutet die Fähigkeit des Ichs, die breite Palette der von einem Ideal abweichenden Erlebnisse aushalten, tolerieren zu können. «Wo Es war, soll Ich werden», sagte Freud. Ich meine, es habe auch seine Berechtigung zu sagen: Wo Über-Ich war, soll Ich werden.

Darauf aufzupassen, darauf zu lauschen, wie unsere Analysanden eine Einsicht integrieren, ist wichtig. Es ist meist ein relativ stummer Vorgang, wobei der neue Bewußtseinsinhalt oft ganz selbst-

verständlich dem Über-Ich zugeführt wird, ohne dass diese Transaktion überhaupt bemerkt wird. Was soll das aber: ein sich seiner selbst bewußtes Über-Ich? Viel Unterschied zum unbe- wußten Zustand macht dies nicht, weil das Über-Ich nach Freud ein unbewußter Anteil des Ich ist.

Wird hingegen der neue Bewußtseinsinhalt der positiven Toleranz des Ichs zugeführt, geschieht etwas Wichtiges und zugleich Erlösendes. Nicht nur Bewußtsein ist gewonnen, sondern auch Freiheit und Freiraum. Deshalb ist echte Bewußtwerdung mit Lust verbunden. Wird sich aber lediglich das Über-Ich eines Inhalts inne, so sind damit gleich auch Schuld und Scham auf den Plan gerufen.

8. Juni

Unter dem Datum vom 22. Mai habe ich mir den Wunsch von Frau B., ihr Bücher anzugeben, notiert. Dazu habe ich einige Gedanken angefügt und dachte, die Sache mit den Büchern bliebe nun auf sich beruhen. Dem war aber nicht so.

Am letzten Samstag fragte mich Herr N., ob er sich von mir Bücher ausleihen könne. Ich zögerte, worauf er meinte: Ja, er hätte es eigentlich gedacht, dann müßte ich das bei jedem Klienten tun und käme wohl nicht mehr nach mit Ausleihen, Aufschreiben, an wen das Buch ging, und Zurückfordern der Bücher.

Heute, nur zwei Tage später, kommt Frau L. und fragt mich, ob ich ihr ein bestimmtes Buch ausleihen würde. Noch bevor sie den Titel nannte, winkte ich ab und sagte, ich könne wegen all der Komplikationen, die mir daraus erwüchsen, keine Bücher ausleihen. Ich nahm dann aber doch das Buch aus dem Warteraum mit in die Stunde. Ich hatte es, das erinnerte ich nun, gar nie richtig gelesen. Ich gab es in der Folge Frau L. und meinte, doch, doch, ich könne es ihr schon leihen, und es würde mich dann interessieren, was sie davon halte.

Im Anschluss daran kam mir Frau R. in den Sinn, die, es ist schon lange her, vor meiner Bücherwand stand und in einem Buch blätterte, das sie aus dem Regal genommen hatte. Ich erinnerte mich, dass mich das ärgerte, ich hatte mich in meiner Privatsphäre verletzt gefühlt. Dann, in der Stunde, ging es um ihren Unterschichtkomplex und um ihr Gefühl, sich manchmal fehl am Platz zu fühlen. Ich berichtete ihr von meiner Reaktion, als ich sie mit dem geöffneten Buch dastehen sah, und sagte ihr, ich hätte auch mit Abweisung reagiert, irgendwie hätte ich gefunden, dass man das doch nicht tue, in einer fremden Bibliothek Bücher herauszunehmen. Da sei es nun auch zwischen uns passiert, dass sie sich fehl am Platze fühle und ich genau in diesen Komplex hinein reagiert hätte. Wir müßten nun zusammen darüber nachdenken, was es damit auf sich habe. Wir hätten nun diesen Unterschichtkomplex sozusagen «live» miteinander erlebt.

Betrachte ich nun die drei Vorfälle mit Herrn N., Frau L. und Frau R. zusammen, so ergeben sich die folgenden Fragen und Überlegungen:

Bereits mehrmals habe ich andere Analysanden vor meinem Büchergestell angetroffen, wie sie in einem Buch blätterten. Warum hatte es mir bei diesen nie etwas ausgemacht und warum reagierte ich bei Frau R. so empfindlich und haargenau in ihren Unterschichtkomplex hinein? Und weiter: Warum gab ich Herrn N. das Buch nicht, warum gab ich es Frau L.?

Ich glaube, dass hier die Gegenübertragung eine große Rolle spielte, sowohl die positive als auch die negative. Als Analytiker reagiert man auf seine Analysanden in vielfältiger Weise. Dieses Phänomen nennt man Gegenübertragung im weitesten Sinne. Statt diese Reaktionen nun einfach stehen zu lassen, können sie in die analytische Arbeit einbezogen werden. Daraus ergeben sich oft wertvolle Einsichten und Erfahrungen.

Frau L. tat mir irgendwie leid, und da sie gerade ein Buch wollte, in dem keine Notizen von mir waren, konnte ich ihr das Gewünschte leicht ab treten.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass es in der Stunde

von Frau L. um ihre Konsequenz ging. Sie brachte das Gespräch auf dieses Thema und erzählte mir, wie sehr konsequent sie sei, konsequenter jedenfalls, als ihr Mann mit den Töchtern umgehe. Außerdem, das wußten wir bereits, war sie nach äußerst strengen Maßstäben erzogen worden. Zu Beginn der Stunde wurde sie nun Zeugin meiner Inkonsequenz; zunächst hatte ich ihr den Wunsch abgeschlagen, und dann gab ich ihr das Buch trotzdem.

Meine positive Gegenübertragung erklärt diesen Vorgang: In Frau L. sah ich sehr oft das früh mutterlos gewordene Kind, das von der Stiefmutter äußerst kurz gehalten und streng erzogen wurde. Meine Inkonsequenz war eine Reaktion auf diese Kindheitsgeschichte, für dieses Kind von einst war es wichtig, Inkonsequenz und mildere Maßstäbe erleben zu können. Für die erwachsene Frau L. war es außerdem günstig, Inkonsequenz an mir erfahren zu können, benötigte sie doch ein weniger strenges Über-Ich, sich selber und den Kindern gegenüber.

Warum aber gab ich weder Herrn N. noch Frau R. ein Buch? Bei beiden fühlte ich, dass sie mir zu nahe rückten. Bei Herrn N. spürte ich, dass er süchtig war, zu bekommen, bemuttert zu werden, um selber keinen Finger rühren zu müssen, dass er es kaum fertig bringt, selber etwas für sich zu tun. Ein großer Mutterkomplex, den ich nicht auch noch füttern wollte, war konstelliert. Seine ausgesprochenen und unausgesprochenen Wünsche und Begehren waren für mein Empfinden übermäßig. Bei Frau R. indes fühlte ich mich unter Beobachtung, ich hatte stets das Gefühl, als wolle sie in mich und mein Leben hineinsehen. Als ich sie dann in einem Buch blätternd vor meinem Bücherbord stehen sah, fühlte ich, dass sie Grenzen überschritt, die ich in diesem Moment nicht überschritten haben wollte.

Bei Herrn N. und Frau R. war, im Gegensatz zu Frau L., eine sogenannte negative Gegenübertragung konstelliert. Das, was in diesen Momenten zwischen uns geschah, das, was sie an mir erlebten, nämlich meine Abweisung, konnte nun in der Folge besprochen werden. Auch hier hatten wir «live» einen ihrer wichtigen Komplexe - bei Herrn N. den Mutterkomplex und bei Frau

R. den Unterschichtkomplex - zusammen erlebt. Bei beiden reagierte ich aus einer negativen Gegenübertragung heraus. In der Folge ergaben sich Gespräche über die lebensgeschichtliche Bedeutung dieser Komplexe, über Herrn N.s und Frau R.s Anteil an den Zurückweisungen und über mein Erleben an den beiden Analysanden.

Man könnte hier nun leicht einwerfen, dass ich halt Frau L. besser mochte als Frau R. und Herrn N. Eine solche Auffassung der An- gelegenheit ist indessen zu einfach, zu naiv. Als Analytikerin rea- giere ich auf meine Analysanden, sie reagieren auf mich, und wir erleben etwas gemeinsam. Manchmal ist es etwas, das von unan- genehmen Gefühlen begleitet ist (Frau R., Herr N.), manchmal etwas, das in positive Gefühle eingebettet ist (Frau L.). Dieses Er- leben aneinander wechselt und ist niemals nur positiv oder nur negativ, vielmehr spiegelt es die ganze Palette der Gefühle und möglichen Wertungen, Bewertungen. In je anderen Situationen erlebten Frau L. und ich etwas zunächst Negatives, erfuhr ich mit Frau R. etwas von positiven Gefühlen Begleitetes, ebenso mit Herrn N.

Diese ganze Büchergeschichte bestätigte mich in der Ansicht, dass unsere Analysanden und Analysandinnen uns benützen dürfen sollten, dass wir eine eminent wichtige Arbeit leisten, wenn wir uns zur Verfügung stellen, wenn wir offen genug sind, das, was sie mit uns «machen», zuzulassen, wahrzunehmen, zu reflektieren und daraus wichtige Hinweise für ihre Suche nach sich selber abzuleiten. Dabei ist zu fragen: Was geschieht mir in der Gegenwart dieses einen Analysanden, dieser einen Analysandin? Wie ist die Gegenübertragung? Dazu braucht es große Offenheit, Selbstwahrnehmung und die Fähigkeit, bei solchen Anlässen ein ganz klein wenig ins Agieren zu fallen, also spontan zu reagieren und dann diese, meine Reaktion, d. h. meine Gegenübertragung, anzuschauen und darüber nachzudenken und von da aus etwas davon in die Analyse einfließen zu lassen. Um diesen komplizierten Vorgängen gerecht zu werden, braucht es vor allem Zeit: Zeit, die Dinge anzuschauen. Und schließlich die Neugierde, solche

Begebenheiten genau anzusehen, um dann über sie sprechen zu können. Das kann man eigentlich nur in der Analyse, im normalen menschlichen Verkehr kann man kaum je anschauen, was einer mit dem anderen «macht».

Wie also habe ich diese Begebenheiten für die Analyse nutzbar gemacht? Bei Herrn N. nahm ich die Begebenheit zum Anlass, in der nächsten Stunde davon zu sprechen. Ich sagte, dass ich mich im Nachhinein gefragt hätte, warum ich ihm wohl seine Bitte abgeschlagen habe. Im Anschluss daran sprachen wir von seiner Haltung, alles zu erwarten, von seiner Unersättlichkeit und vom spärlichen Fließen seiner Libido, Interesse zu zeigen, eigene Bedürfnisse wahrzunehmen und sie sich selber zu erfüllen. Im konkreten Fall, seine Leseinteressen wahrzunehmen, in eine Buchhandlung zu gehen und für ein Buch Geld auszulegen. Das reue ihn, wie er sagte. Analytisch war etwas Wichtiges geschehen: Er hatte einen Wunsch gehabt und ihn auch geäußert. Er hatte meine negative Mütterlichkeit konstelliert, da ich ihm den Wunsch abgeschlagen hatte. Ferner hatten wir zusammen seine passive Unersättlichkeit gesehen und schließlich wahrgenommen, dass in seiner Kindheit seine Bedürfnisse nicht optimal befriedigt wurden, dass er deshalb die Bedürfnisse des Kindes immer noch mit sich herumtrug und dass sich diese bei jeder Gelegenheit unbewußt äußerten. In diesem Gespräch ging es mir darum, die Bedürfnisse des Kindes als legitim erscheinen zu lassen; es handelte sich ferner darum, seine erwachsene Seite anzusprechen, sich des Kindes in ihm anzunehmen und sie auf dessen Wünsche aufmerksam zu machen. Ich mußte einen Weg finden, der nicht moralisierend war, denn damit wäre nichts gewonnen gewesen. Andererseits mußte ich die negative Mutter ein Stück weit agieren, indem ich ihm den Wunsch nach einem Buch abschlug, auf diese Weise geriet etwas in Bewegung.

Bei Frau R. wurde die Begebenheit unter Einbezug meiner Abweisung und meiner Reaktionen auf sie hin ebenfalls thematisiert und erforscht. Dabei zeigte es sich, dass der Unterschichtkomplex eine dahinter liegende Peinlichkeit verdeckte. Es ergab sich, dass

Frau R. nicht zuerst von den Buchthemen angezogen war, sondern meine Bücher in dem halbbewußten Ansinnen auf persönliche Anmerkungen und Unterstreichungen von mir untersuchte, sie also regelrecht befingerte. In meiner Reaktion mußte ich auch das gespürt haben. Wozu nun hatte sie es nötig, nach dem persönlichen Niederschlag meiner Lesestunden in den Büchern zu suchen? Das war die Frage, die uns in der Folge ebenfalls interessierte und noch lange beschäftigte.

Die ganze Angelegenheit des Reagierens dreht sich eigentlich darum, etwas gerade so weit in Bewegung zu setzen, dass die Analysanden mitgehen können und gewillt sind, unbefangen die Phänomene wahrzunehmen. Auch da handelte es sich um ein Nachhinein-Denken. (> 30. Mai 1990). Auf keinen Fall hätte ich diese Verläufe «machen», vorausplanen können. Die Beispiele zeigen, dass hier passive und aktive Verhaltensweisen in mir als Analytikerin kooperierten, dass ich mich benutzen ließ, diese Benutzung aktiv thematisierte und dass wir sie dann zusammen analysierten.

Ein letztes Wort noch zur positiven und negativen Gegenübertragung: Sie sind nicht ein für allemal gegeben, sondern wechseln sich ab, mal reagiere ich positiv, mal negativ auf einen Analysanden. Ebenso geht es ihnen in ihren Übertragungen mit mir, was immer auch in die gemeinsame Arbeit einfließt und was betrachtet zu werden außerordentlich wichtig ist.

12. Juni

Die Psychologie im weitesten Sinne hat auch einen Schatten, dessen wurde ich mir heute erneut inne.

Frau K. brachte in ihrer Stunde einmal mehr das Thema auf ihre Eltern und schilderte in eindrücklicher Weise den als destruktiv erlebten Einfluss, den ihre Eltern noch heute auf sie, die beinahe Dreißigjährige, ausübten. Sie fühlt sich von ihnen nicht in Ruhe gelassen, sie dringen in ihr Leben ein, äußern immer wieder von neuem Doppelbotschaften, in die sie sich verstricken soll. Außer-

dem machen sie ihre Tochter abhängig von Schuld und Scham ihnen gegenüber. Sie schildert die Verbindung zwischen sich und den Eltern als eine durch und durch fatale, die sie während der Gymnasialzeit zum Beispiel zur Phantasie anregte, allen Ernstes in ein Kloster nach England gehen zu wollen, nur um dieser unmöglichen Bindung entgehen zu können. Sie trat schließlich nicht in ein Kloster ein, sondern wurde gegen den Wunsch ihrer Eltern Gynäkologin. Noch heute fühlt sie sich deshalb schuldig. Wegen der Eltern trat sie auch eine Flucht nach vorn an, nahm eine Stelle in der Schweiz, im Ausland also, an, um möglichst weit weg zu sein. Zunächst ging mir während ihrer Erzählung der Gedanke von unabgelöster Elternbindung durch den Kopf. Ihn aussprechen? Ich tat es nicht.

Ich wurde dann, obwohl es erst acht Uhr morgens war, zusehends müde und hatte Mühe, ihr zu folgen. Dann sprach ich von ihrer Überbelastung, sechzig bis siebzig Stunden ärztlicher Dienst wöchentlich, immer mal wieder Pikettdienst mit unterbrochenem Schlaf, und dazu noch der Umzug in eine neue Wohnung. Dazu kam, dass sie mit ihrem Mann lediglich eine Wochenendehe, und manchmal nicht einmal das, führte, da nur sie in die Schweiz einreisen durfte und ihr Mann jenseits der Grenze in Italien tätig war. Ich vertrat die Auffassung, dass sie wegen dieser extremen Beanspruchung doch einfach nicht erwarten könne, den Eltern gewachsen zu sein und sich von ihren Übergriffen abgrenzen zu können. Sie falle jeweils am Wochenende in eine Regression und habe schlicht die Kraft nicht mehr, sich zu wehren. Bewußtsein über ihre Elternbeziehung sei ja schön und gut, und das habe sie, doch um den diesbezüglichen Einsichten nachleben zu können, brauche es auch eine entsprechende Energie. Beinahe dreißig Jahre elterlicher Beeinflussung ließen sich nicht über Nacht aus der Welt schaffen.

Meine Argumentation hatte eine positive, entspannende Wirkung auf Frau K. Meine Müdigkeit war plötzlich wie weggeblasen. Nun sagte sie: Ja, das könne wirklich so sein; früher, in nicht überbelasteten Zeiten, habe sie sich ihrer Eltern erwehren kön-

nen, nun habe sie einfach keine Kraft mehr dazu, und sie komme ihnen einzig um des lieben Friedens willen entgegen, ärgere sich dann aber im Nachhinein, was wiederum Kraft brauche. Und im Anschluss daran erzählte sie mir von den Reaktionen einer Reihe von Teilnehmern an einem Selbsterfahrungswochenende. Alle hätten sie ihr Ratschläge gegeben, sie solle sich verbieten, je wieder zu den Eltern zu gehen, einen Riesenkrach provozieren und Telefonate einfach nicht mehr entgegennehmen. Alle hätten sie ihr auch gesagt, sie sei noch nicht von den Eltern abgelöst, diese Ablösung stehe noch aus. Sie war mir spürbar dankbar, dass ich nicht auch noch ins gleiche Florn geblasen hatte. Vor diesem konfrontativen Psychologenschatten fürchtete sie sich und hatte ihn wohl auch selber in sich, ja, sie warf sich diese Unabgelöstheit selber vor und verhielt sich zu sich selber, wie die Eltern sich zu ihr verhielten: uneinfühlsam, überrollend, besserwissend, aber immer ein klein wenig daneben.

Was hatte meine Schläfrigkeit damit zu tun? Ich kann es nicht von der Hand weisen, dass mein Unbewußtes mich einschläferte und mich so hinderte, meinen eigenen besserwisserischen Psychologenschatten mit ins Spiel zu bringen und ihr Unabgelöstheit vorzuwerfen. Ich teilte ihr diese meine Vermutung mit und sagte auch, ich sei plötzlich so müde geworden. Ja, allerdings, das habe sie bemerkt, meinte sie. - Es hätte so sein können, wer weiß das schon, bemerkte ich weiter. Ebenso sagte ich mir und sprach dies auch aus, dass ich vielleicht einfach einen guten Grund für meine mir peinliche Schläfrigkeit haben wollte. Dies sagte ich nicht zuletzt deshalb, weil es für Frau K. mit ihren überstarken inneren Eltern wichtig war, dem Unbewußten nicht eine omnipotente Macht zuzuschreiben, die dann den Platz der omnipotenten Eltern einnehmen könnte.

(Meine Schläfrigkeit hätte man auch als meine Abwehr einer möglichen Aggression seitens der Klientin gegen mich und als Abwehr meiner Gegenaggression verstehen können. Bei einer derart großen Überbelastung kann es naheliegend sein, Wut darüber zu empfinden, auch noch in die Analysestunde gehen zu

müssen. Ihr Schimpfen auf die Eltern wäre in dieser Sicht eine Attacke gegen mich gewesen. Diese Routinedeutung schien mir jedoch nicht angebracht. Ich merkte sie mir indessen und nahm mir vor, künftig darauf zu achten, ob sich bei mir immer dann Schläfrigkeit einstellt, wenn die Klientin unbewußt aggressiv gegen mich gestimmt ist.)

Der Schatten der Psychologie tut sich im Besserwissen kund, man glaubt zu wissen, wie der andere sein, was er tun müßte. Er ist vor allem dann ungut, wenn man ihn gegenüber Menschen äußert, die ohnehin schon Eltern hatten, welche immer genau zu wissen meinten, was das Kind tun sollte. Diese Menschen stoßen ihren Therapeuten in die Elternrolle, und wenn man nicht gut aufpaßt, so wird die unselige Kindheitsgeschichte weitergeführt: Der Therapeut weiß es dann auch immer besser, und das meist ganz schnell. Solche rasch geäußerten Deutungen entspringen mitunter jedoch der Abwehr des Therapeuten. Das ist ungut.

15. Juni

Eben stieß ich unvermutet auf einen Gedanken, den ich festhalten will. Um diesen verständlich darzulegen, muß ich indes erst etwas ausholen.

Der narzisstisch verwundete Mensch ist in seiner Selbstliebe verletzt und hat Mühe, sich selber anzunehmen. Folgt man dem Schattenkonzept der Jungschen Psychologie, so steht er *im* Schatten, erlebt er sich als im Schatten stehend. Der von Jung ausdrücklich unter anderem als moralisches Problem bezeichnete Schatten (es gibt auch noch andere Schattenaspekte) ist für den narzisstischen Menschen zunächst nicht angehbar. Dies deshalb, weil unser Sprechen über seinen Schatten die Verbindung zum Negativen verstärken würde. Jung meint, dass ein positiver Schatten nur in ganz seltenen Fällen vorkomme (Jung, 1951, S. 17). Meine in- tensive Auseinandersetzung mit dem narzisstischen Menschen hat mich indessen zur Annahme eines positiven Schattens bei sol-

cherart verwundeten Menschen geführt. Der in seiner Selbstliebe gestörte Mensch steht im Schatten, er hat indes einen positiven Schatten. Was an ihm positiv, liebenswert ist, kann er nicht wahrnehmen, zeigen, lieben. Insofern stehen die positiven Seiten im Schatten, oder anders ausgedrückt: er hat einen positiven Schatten. Überdies ist sein Selbst, das nicht genügend «herausgeliebt» wurde, beschattet, im Schatten der eher unangenehmen auffallenden Kompensationen, wie zum Beispiel narzisstische Wut, Depressionen, Neid, Selbstverliebtheit, Fassadenpersona und patriarchaler Überbau/Animus (vgl. Asper, 1986 a, 1987).

Diese Kompensationen nun direkt anzugehen, ist nicht allein kontraindiziert, weil das Erleben, im Schatten zu stehen, dadurch vergrößert würde und außerdem die Kompensationen, die der in seiner Selbstliebe versehrte Mensch dringend zum Überleben braucht, zu schnell eingerissen würden. Viel eher müssen wir von einem positiven Schatten ausgehen und diesen so verstehen, dass das Gute fehlt, dass die positive Mutter sein Schatten ist oder dass er selbst im Schatten ist in dem Sinne, dass er nicht zum Zuge kommt. Es ist also zunächst das Gute zu stärken, bevor der Schatten in seiner moralischen Problematik angegangen wird. Doch das sind nicht die einzigen Gründe dafür. Ein weiterer Grund ist der oben angekündigte und den ich nun festshalten möchte: Der in seinem Selbstwert gestörte Mensch ist, um es salopp zu sagen, negativ gepolt, er ist den negativen Eltern verpflichtet und auf tieferer Ebene dem Archetyp der Negativität verhaftet, die wir negative Elternimago, negativer Vater, negative Mutter, Dunkelheit oder Hölle nennen können.

Aufgrund dieser Konstellation oder Verhaftung erscheint einem solchen Menschen das Negative als natürlich und richtig, er wird deshalb von negativen Aussagen über sich selber magisch angezogen, ja, er kann sich nur über die Negativität definieren. Selbst wenn wir uns als Analytiker bemühen, nichts zu sagen, was eben diese Negativität fördert, ist der narzisstisch verwundete Mensch unbewußt trotzdem stumm, schweigend und leise am Werk, unsere positiven Aussagen ins Negative zu verdrehen. Gerade das

wahrzunehmen, ist die wichtigste Aufgabe, derer sich sein Analytiker annehmen muß. Das Ich kann nicht das ihm Bekömmliche auswählen und hat deshalb kaum Chance, etwas positiv zu verstehen. Es ermangelt der positiven Toleranz für sich selber. Die Äußerungen des Analytikers werden negativ aufgefaßt, und wenn sie allenfalls positiv verstanden werden, so nicht selten zur Stützung der Grandiosität. Ein entwickelteres Ich, das sich auf einer hinlänglich ausreichenden Basis des Vertrauens erlebt, kann aber wählen und die Interventionen des Analytikers aufnehmen, zurückweisen oder diskutieren.

Der im Schatten seiner selbst stehende Narzisst ist sich selber entfremdet und bedarf zu seiner Gesundung zunächst eines Analytikers, der seine ungesunden Integrationsvorgänge im Sinne von entweder «ganz negativ» oder «ganz positiv» bemerkt und sie ihm empathisch bewußtmachen kann. Er braucht einen Analytiker, der lauscht, merkt, sieht und hört, wie seine Integrationsmöglichkeiten sind, und ihm merken hilft, was negativ, unbekömmlich für ihn ist.

Jung hat immer wieder gesagt, dass der Mensch ein feines Gespür habe für das, was ihm bekömmlich sei. Auch vertrat er die An- sicht, die richtige Interpretation wirke oder die Interpretation, die wirke, sei wohl die richtige (Jung, 1929/50, S. 45). Und mit richti- ger Interpretation meinte Jung wohl, dass sie im Sinne des Selbsts wirke. Dieser Auffassung bezüglich des narzisstischen Menschen bin ich nicht. Wohl können auch bei ihm Interpretationen wirk- sam sein, doch meist wirken sie auf seine Depressivität und/oder seine Grandiosität ein. Mit anderen Worten: Er verarbeitet ent- weder depressiv oder grandios, jedoch nicht im Sinne des Selbst, das erst einmal aus seiner Beschattung herausgeführt werden und die Selbstentfremdung überwunden haben sollte, ein Ziel, das zunächst alle Aufmerksamkeit des Analytikers erfordert und außerdem ein langfristiges ist. Kurz und gut, das Ich des narzisstisch verwundeten Menschen ist noch nicht autonom, es ermangelt also der Möglichkeit, unter den Aussagen des Analytikers wählen zu können und jene Aussagen aufzunehmen, die ihm in bezug auf

sein Selbst bekömmlich sind, seien sie nun in Frage stellend oder aufbauend.

16. Juni

In einer meiner Supervisionsgruppen ging es um das Agieren, und ich versuchte einem Teilnehmer klarzumachen, dass er agiere, wenn er einer Analysandin, die mehr von ihm wissen wollte, sage, er sei nicht in Analyse, es gehe nicht um ihn, sondern allein um sie.

Ich fand, das sei ein «zünftiger Hammer». Es könnte ja sein, dass die Neugierde der Analysandin auf dem Bedürfnis beruhe, wissen zu wollen, was in der anderen Person vor sich gehe. Eventuell sei es ihr in der Kindheit nicht vergönnt gewesen, am Innenleben ihrer Eltern Anteil zu haben, zu spüren, dass sie eine Wirkung in ihnen auslöse. Ein vielleicht erst durch die Analyse erwachtes Bedürfnis nach Bezogenheit könne hinter ihrem Wunsch stehen, das sei zu würdigen, sei wahrzunehmen wichtig.

Ich meinte ferner, dass unsere Analysanden ein Anrecht hätten auf unsere Reaktionen. Dafür würden sie schließlich bezahlen. Sie hätten Anrecht darauf, dass der Analytiker versuche, all das, was ihm im Zusammenhang mit dem Analysanden geschehe und wi- derfahre, zu reflektieren und zu analysieren. Im genannten Fall hätte sich der Analytiker klar werden sollen, dass er es nicht mochte, dass die Analysandin mehr von ihm wissen wollte. Er hätte sich weiter fragen sollen, ob das allein mit ihm zu tun habe, also eine illusionäre Gegenübertragung sei, oder ob seine Gegen- übertragung eventuell synton sei in dem Sinne, dass sie mit der Analysandin zu tun habe. Außerdem wäre zu klären gewesen, ob ihm der Wunsch nach Mitteilung dessen, was in ihm vorgehe, nur bei dieser Analysandin unangenehm sei, oder ob er diese Reak- tion immer habe, wenn ihm jemand nähertreten wolle.

Bei der Annahme einer syntonen Gegenübertragung hätte er nun beispielsweise sagen können: Ich fühle mich beengt durch diese

Frage, fühle, dass Sie in mich eindringen wollen. Wir wollen uns einmal in Ihrer Geschichte umsehen. Daran könnten sich Fragen anschließen wie: Wollten Ihre Eltern immer alles wissen, was in Ihnen vorging? Haben Sie an der Innenwelt Ihrer Eltern teilnehmen dürfen, sprachen Ihre Eltern von Ihren Gefühlen ihnen gegenüber? Haben Sie bei anderen Menschen auch schon erlebt, dass sie sich vor Ihnen verschließen, wie ich es eben tat in meiner Reaktion auf Ihr Bedürfnis hin? Das hätte vielleicht dazu geführt, die Interaktionen zwischen den Eltern und der Analysandin bewußt zu machen. Vielleicht hätte man erfahren, dass die Analysandin in einem emotionalen Vakuum aufwachsen mußte und ihre Frage ein erster, ungelenker Versuch war, Beziehung herzustellen.

Auf unsere Reflexion über das, was die Analysanden mit uns «machen», in uns auslösen, haben sie ein legitimes Anrecht. Wir als Analytiker indessen haben kein Recht, unsere Reaktionen an ihnen auszuagieren, das erleben sie genug in der Außenwelt. In der Analyse hingegen besteht die Möglichkeit, über Reaktionen (natürlich auch über jene, die der Analytiker im Analysanden auslöst) zu sprechen. Wir sind dazu da, Bedürfnisse der Analysanden zu erkennen, bewußt zu machen, erfüllen oder abweisen hingegen können und sollen wir sie nicht. Wo käme man denn hin!

Was nun aber, wenn wir agieren wie dieser Teilnehmer? Davor sollte man nun nicht derart Angst haben, Analyse geschieht meistens im Nachhinein, nicht im Vorhinein. Wäre dem so, müßte man sich jede Äußerung peinlichst genau überlegen. Das geht nicht, das kann man nicht, es sei denn, man werde zum Roboter und verliere jede Spontaneität. In dem hier diskutierten Fall hätte man durchaus im Nachhinein, ja, vielleicht erst in der nächsten Stunde sagen können: Seltsam, ich habe (oder hatte) das Gefühl, als ob ich Sie schroff abgewiesen hätte, als ich sagte, Sie und nicht ich seien in Analyse. Ich frage mich, warum ich so und nicht anders reagierte?

Fehler machen wir immer, das läßt sich nicht vermeiden. Die

Analysanden haben indes Anrecht darauf, dass wir zu merken ver- suchen, wenn wir sie kränken, überrollen oder unbezogen reagie-

18. Juni

Vorgestern brachte mir Frau U. einen roten Klatschmohn und eine Schwertlilie. In der vorangegangenen Stunde hatte sie von ihrer Zuneigung zu mir gesprochen. Als sie mir nun die seltenen Blumen gab, erinnerte ich mich an dieses Gespräch. Sie hatte einen Weg gefunden, mir ihre Zuneigung zu zeigen, und ich faßte den Mohn und die Schwertlilie als einen Ausdruck derselben auf.

Die eher ungewöhnliche Gabe von Frau U. führte mich zurück in meine Kindheit und an den wunderschönen, mit moosigen Steinen umrandeten Teich im Garten meiner Kindheit. An ihm hielt ich mich oft und gern auf, folgte mit meinen Augen den Goldfischen, sah im Sommer die Mücken in der Hitze über dem Wasser schwirren. Am Rande dieses Teiches wuchsen Klatschmohn und Schwertlilien. Durch Frau U.s Geschenk wurde ich in meine Kindheit geführt; uns beide berührte der Duft und die wunderbare Schönheit dieser Blumen.

Meine Reaktion und die Art meines Dankes beruhten auf Erinnerungsempathie. Durch sie konnte ich mich einfühlen in die innige Freude meiner Analysandin an den Blumen und in ihre Freude, mir ein seltenes und selten schönes Geschenk gemacht zu haben. Sie hatte mir ein ungewöhnliches, aber sehr bezogenes Geschenk gemacht, das mir persönlich viel bedeutete. Meine Erinnerung erzählte ich ihr nicht, sie war indessen wichtig, weil ihr Geschenk bei mir auf wohl andere als bei ihr, aber ebenfalls tiefe Gefühle stieß.

Kann man die Gleichung aufstellen: Jemand sei bezogen, wenn er auf die Lage des anderen Bezug nehme, auch wenn er davon nichts weiß? Frau U. kannte meine Erinnerungen nicht, sie hatte

aber intuitiv meine besondere Vorliebe für diese Blumen getroffen.

Nun waren meine Gefühl für Frau U. nicht von der gleichen Dichte wie die ihren für mich. Der Analytiker kann nicht bei jeder Übertragungsliebe zurücklieben. Leider. Was allerdings möglich ist: Die Dichte der Gefühle des Analysanden kann auf Erinnerungsempathie im Analytiker stoßen und eine Dichte an Gefühlen auslösen, welche, auch wenn man nicht darüber spricht, geeignet ist, angemessen auf das Geschenk einzugehen.

In diesem Fall erlaubte mir meine Erinnerungsempathie etwas überaus Kostbares in diesem Geschenk zu sehen. Ohne eine solche Erinnerung - angenommen, ich hätte überhaupt keinen Bezug zu Mohn und Schwertlilie gehabt, ja, hätte sie nicht einmal gekannt -, was wäre dann gewesen? Wahrscheinlich hätten mich diese Blumen auch gefreut, ich bezweifle aber, ob ich ebenso bezogen hätte reagieren können, wie es in diesem Fall geschah.

19. Juni

Bruno Bettelheim, der große alte Mann der Kinderpsychoanalyse, starb vor ein paar Wochen (13. März 1990). Selbstmord. Die Reaktionen in meinem Umfeld waren geteilt. Die einen mißbilligten seine Tat, die andern verstanden sie. Ich selber kann diesen Suizid gut begreifen, denn, so sage ich mir, hat ein Mensch, der als Jude ein deutsches Konzentrationslager erlebte, nicht Angst davor, sich wieder - diesmal den Ärzten - ausliefern zu müssen? Ich vermute, dass er sich einer solchen Abhängigkeit entziehen wollte, zu groß war die Angst davor. Bettelheim war auch einer der wenigen, der sagte, bis in sein hohes Alter hinein nicht fertig geworden zu sein mit dem Erlebnis Auschwitz. Er stand dazu. Dafür empfand ich Respekt, und mir wurde sein Freitod einfühlbar.

In diesem Zusammenhang fällt mir ein Traum ein, den eine Bekannte im Gespräch kürzlich erwähnte. Sie habe, sagte sie, von

Bruno Bettelheim geträumt. Er sei ihr als eine gotische Madonna erschienen und habe ein Kind auf dem Arm getragen. Bettelheim und sein psychologisch-pädagogischer Zugang zum Menschen waren für sie in den letzten Jahren wichtig geworden.

Der Mann Bettelheim als Madonna im Traum könnte eine psychologisch-pädagogische Haltung symbolisieren, derer wir alle bedürfen, nämlich eine männliche Haltung, die mit weiblichen Zugangsmöglichkeiten eng verbunden ist und ihre fruchtbarste Ausrichtung auf das Kind in seiner konkreten und symbolischen Form findet. Wir bedürfen einer Pädagogik, welche die Psychologie nicht vergißt, benötigen dringend die Ausbalancierung patriarchaler Werte durch matriarchale. Dies nicht nur in bezug auf die uns anvertrauten Kinder, sondern auch für uns selber; fürsorglich tragend und männlich führend sollten wir mit uns selber umgehen lernen.

Bettelheims Alterswerk «Ein Leben für Kinder» (Bettelheim, 1987), dieses breite, fast epische Werk, geschrieben in einer atmosphärisch weichen, verständlichen Sprache, bedeutet mir einen Markstein in der Geschichte der Pädagogik (nicht Psychologie). Deshalb nämlich, weil Bettelheim - ich kenne keinen vor ihm, der das schon getan hätte - eine Pädagogik formuliert, die den Selbstwert des Kindes fördert und die Identität zum zentralen Thema erlebt. Bettelheim ist es gelungen, eine Pädagogik zu formulieren, welche hoffen läßt, dass Kinder weniger anfällig für narzisstische Störungen werden. Er hat das pädagogische Pendant zur psychologischen Literatur über die Selbstwertstörungen und deren Therapie geschrieben, und das ohne je die oft schwer verständliche Narzissmusterminologie zu verwenden. Er hat gesagt, was nottut, und ein Buch verfaßt, das man Eltern im Hinblick auf die Erziehung ihrer Kinder schenken müßte, das man aber auch Erwachsenen geben kann, damit sie lernen können, wie man mit sich selber anständig, Verständnis- und respektvoll umgeht.

20. Juni

In der Zeitschrift «Energie und Umwelt» (2. Juni 1990) lese ich über die Folgen von und um Tschernobyl:

> «Die Wälder haben ihr Gesicht erschreckend verändert. Kiefern und Fichten strahlen in rosaroter Farbe. 200 Hektaren <roten Wald» hat man abgeholzt und vergraben, dann wurde die Säuberung eingestellt. Es war eine Sysiphusarbeit. Jetzt sind 150 000 Hektar Wald rund um Tschernobyl sich selbst überlassen. Hin und wieder kontrolliert eine Moskauer Delegation das Desaster. Flechten, Moose und Farne enthalten die höchste Cäsiumkonzentration, es folgen Gras und Birke. Alle Pilze, Beeren und Früchte sind völlig ungenießbar. Im Unterholz wachsen bizarre Pflanzen heran, Missbildungen, die keinen Namen haben. Viele Bäume sind abgestorben. Andere explodieren geradezu: Sie wachsen zehnmal so schnell wie früher, doch ihr Holz ist brüchig. Dieser «Gigantismus» kontrastiert mit den Kümmerformen, die zahlenmäßig weit überwiegen. Manche Bäume brechen unter der Last ihrer Äste. Die Nadeln der Kiefern und Tannen, so zeigt sich, sind zehnmal schwerer als normal. Auch die Laubbäume verlieren Form und Farbe, allen voran die Eichen. Von einer Expedition in die Wälder um Tschernobyl brachte der Moskauer Genetiker Wladimir Schwetschenko ein Sammelsurium entarteter Eichenblätter mit nach Hause. Die Blattform, uraltes Symbol der Könige, ist nicht wiederzuerkennen. «Der Strich der Natur ist zerbrochen», sagt Schwetschenko.»

Nach dieser betroffen machenden Lektüre erinnere ich mich wieder einmal an die mich befremdende Tatsache, dass keiner meiner Analysanden, weder Bekannte- mit einer Ausnahme - noch ich, je von einer Atomkatastrophe und deren Folgen träumten. Zufall? Ja, das ist möglich. Hingegen kann es auch sein, dass die Bedrohung und die bereits stattgefundenen Katastrophen weder ins Bewußtsein noch ins Unbewußte Eingang gefunden haben. Das Unbewußte , von dem Jung einst in einem Brief (Bd. II, S. 370) sagte, es bringe alles hervor, was der Mensch brauche, scheint hier auf

kollektiver Ebene zu versagen. Wir sind im Begriff unterzugehen; auf bewußter Ebene merken es einige, aber eben, das Unbewußte schweigt offenbar.
Eine Ausnahme allerdings kenne ich:

E ine Freundin von mir träumte einst, sie sehe zwei große Bilder vor sich. Das linke Bild sei das Bild der Verwüstung nach einer atomaren Katastrophe (der Traum wurde vor Tschernobyl geträumt). Auf dem anderen, rechten Bild sei ein Labyrinth gezeigt gewesen, in dessen M itte sich eine grüne Pflanze befand.

Es habe sich um einen eindrücklichen Traum gehandelt, meinte sie. Später hat sie das Labyrinth mit der Pflanze in der Mitte gestickt.
Tod und Leben, Verwüstung und Hoffnung so nahe beieinander! War das Labyrinthbild Ausdruck dafür, dass der einzelne sich neben die kollektive Katastrophe zu stellen habe ? dass nur die Individuation eines jeden einzelnen Hoffnung auf heilsame Veränderung schaffen kann ? Jedenfalls faßte meine Freundin den Traum so auf. Damit war sie der Auffassung Jungs nahe, der aber und abermals die Wichtigkeit des Individuums gegenüber dem Kollektiv betonte. In der Mitte findet sich die Arznei, die grüne Pflanze, von deren Wachstum wohl unsere Zukunft abhängt. Sie kann Hoffnung sein für die Gesundung unserer Wälder, sie kann Symbol sein für den menschlichen Drang, sich selber zu verwirklichen und die eigene Anlage - gleich dem Wachstum einer Pflanze - zu entfalten und in den Dienst der Gesellschaft zu stellen.
(> io. November 1990)

22. Juni

Heute während der Arbeit aufgeschnappt: Keine Individuation ohne Identität (wobei das umgekehrte auch Sinn macht).
Dazu fällt mir ein, dass es bei Erich Neumann in der «Ursprungs-

geschickte des Bewußtseins» heißt, die notwendige Voraussetzung der Individuation sei die narzisstische Libido - die Selbstliebe (Neumann, 1949, S. 50).

Wer hingegen eine narzisstische Störung hat, sich mit anderen Worten nicht angemessen lieben kann, für den ist der klassisch Jungsche Ansatz der Individuation zu Beginn der Behandlung kontraindiziert. Ich habe mich mit diesem Thema ausführlich auseinandergesetzt (Asper, 1987). Schade, dass ich die prägnante Formel, «Keine Individuation ohne Identität», nicht schon früher kannte, ich hätte sie gut verwenden können.

Ein in seiner Selbstliebe gestörter Mensch ist mit sich selber entfremdet, sein Ich ruht nicht im Selbst und kennt nicht die Basis des arglosen Vertrauens in sich und die Welt. Außerdem erlebt er seine Gefühle wie nicht zu sich selber gehörig und hat sein Selbst- und Weltverständnis hauptsächlich auf die mentalen Funktionen verlagert. - In der Supervision sehe ich es immer wieder, dass Kandidaten bei narzisstischer Störung in guten Treuen die klassischen Konzepte der Jungschen Psychologie zur Anwendung bringen wollen und außerdem die aktive Imagination fördern. Für letztere muß man indes ein gesundes Ich haben. Das ist hier nicht der Fall. Die Konzepte Schatten, Animus, Anima und Persona schließlich lassen sich nicht so ohne weiteres auf Menschen mit einer Störung im Bereich der Selbstbejahung anwenden. Wer sich von allem Anfang an als beschattet, überschattet oder im Schatten stehend erlebt hat, dessen unausgesprochene und unbewußte Voraussetzung ist in der Negativität geortet. Da haßt sich einer mehr, als dass er sich liebt. Das Sprechen vom Schatten als eines moralischen Problems und verstanden als dunkle Seite des Menschen, würde die Grundüberzeugung, nicht liebenswert zu sein, noch fördern. Ebenso muß gesehen werden, dass die Persona und der Animus (sowohl beim Mann wie bei der Frau) Überlebensstrategien sind, die von ganz früh an um die Verwundung herum aufgerichtet wurden. Die Anima als weibliches Prinzip (ebenfalls in Mann und Frau) ist hier patriarchal dominiert und nur kümmerlich entwickelt (vgl. Asper, 1987, 1986 a, 1991).

Es trifft sich nun ausgezeichnet, dass ich ebenfalls heute auf ein Märchen gestoßen bin, das, wie mir scheint, sehr schön aufzeigt, dass die narzisstische Wunde zuerst behandelt werden und das Ich an vertrauender und toleranter Stärke gewonnen haben sollte, bevor die klassischen Zugänge zum Individuationsprozeß aufgenommen werden können. In meiner Märchengruppe, wo wir Märchen deuten und in Beziehung zu Therapiefällen (häßliches Wort!) bringen, behandelten wir das Märchen «Ferenand Getrü und Ferenand Ungetrü» (KHM126). Das Märchen war mir unbekannt, wohl nicht zuletzt auch deshalb, weil es plattdeutsch geschrieben ist. Die uns vorliegende englische Fassung war leichter verständlich als das ungewohnte Platt.

Das Märchen erzählt von einem Ehepaar, das, solange es reich war, keine Kinder hatte, jedoch einen Jungen bekam, als es arm geworden war. Da sie keinen Paten fanden, ging der Mann ins Nachbardorf, um vielleicht dort einen zu finden. Unterwegs traf er auf einen armen Mann, der sich bereit erklärte, Pate zu sein. Allerdings, so meinte er, könne er dem Kind nichts geben. Doch geh heim, sagte er, hol die Hebamme, sie soll mit dem Kind in die Kirche kommen. Als das geschehen war, gab der Pate dem Kind den Namen Ferenand Getrü. Er hinterließ dem Kind einen Schlüssel, der ihm bei seinem 14. Geburtstag ausgehändigt werden solle. Es handle sich um einen Schlüssel zu einem Schloß, das mitsamt seinem Inhalt dereinst Ferenand gehören solle. Als Ferenand sieben Jahre alt war, konnte er es nicht verstehen, warum ihm sein Pate nichts geschenkt hatte. Da erzählte ihm der Vater von der Sache mit dem Schlüssel.

Als er dann 14 Jahre alt war, ging Ferenand zum Schloß. Er öffnete es, und darinnen war ein weißes Pferd. Er bestieg es und machte sich auf zur Reise. Schon bald fand er auf seinem Weg eine Schreibfeder. Eine Stimme hieß ihn, sie aufzuheben, was er dann auch tat. Des weiteren kam er zu einem Fisch, der auf dem Weg lag und am Verenden war. Er half ihm ins Wasser zurück, worauf ihm der Fisch eine Zauberflöte schenkte, die er in der Not spielen solle, dann wolle er ihm zu Hilfe kommen. Und schließ-

lieh traf er auf einen anderen Reisenden. Bald fanden sie heraus, dass sie beide den gleichen Namen trügen, allerdings mit dem Unterschied, dass der Fremde den Beinamen der Ungetreue trug und später sein Gegenspieler wurde. (Das Märchen endet damit, dass Ferenand nach vielen Schwierigkeiten und Bewährungsproben die Königstochter heiratet.)

So weit so gut. Hier hielten wir in unserer Lektüre inne und widmeten uns dem Sinn des Textes. Eines war bald klar, die Geschichte ließ sich wunderbar mit dem Jungschen Gedankengut verbinden.

Da ist zunächst einmal die Kinderlosigkeit, welche die gestockte, blockierte Lebensenergie symbolisiert. Der Neurotiker, so Jung, ist nicht im Lebensfluss, seine Libido ist nicht flüssig (Jung, 1929/50, S. 44 u. 49). Als Beispiel kann man sich einen Menschen um die Lebensmitte denken, der erreicht hat, was er vorhatte, und nun, reich, aber seelisch verarmt, sich nach einer neuen Entwicklung sehnt. Im Märchen geschieht diese im Symbol des Kindes. Man muß arm werden, damit sich neues Leben zeigt; mit anderen Worten, das bisherige Lebensgefüge verliert an Bedeutung, wird als armselig erlebt, ein neuer Reichtum wird angestrebt. Um die Lebensmitte macht sich bei vielen Menschen eine Not bemerkbar, die nach neuer Lebensausrichtung drängt. Nicht so sehr äußerer Reichtum denn innerer wird wichtig; dazu gesellt sich im Märchen der Pate («Götti» auf schweizerdeutsch, «godfather» auf englisch, beide Ausdrücke weisen auf die spirituelle Bedeutung des Paten hin). Der Reichtum, das wird spätestens hier klar, liegt in geistigen Dingen, in der Verbindung zu Gott. Diese bekam bis anhin wohl zu wenig Beachtung, was im «getrü» Ferenands offensichtlich wird. Ferenand (Ferdinand) bedeutet der tapfere Streiter, und Ferenand Getrü meint wohl ein getreuer Streiter Gottes. Die mit dem Kind einsetzende neue Entwicklung ist die Neuorientierung in der Lebensmitte. Ferenand ist ihr Exponent, an ihm vollzieht sie sich, so dass man füglich Ferenand mit dem Ich gleichsetzen kann, das in einer optimalen Beziehung zum Selbst steht.

Das Schloß, das Ferenand bekommt, symbolisiert das Selbst in dem Sinne von Theresa von Avila (1515-1582), die ihre innerste Gottesausgerichtetheit mit dem Bild des Schlosses bezeichnete; manchmal nannte sie dieses Schloß auch «Seelenburg» (Avila, 1983). In einer säkularisierten Ausdrucksweise könnte man sagen, das Schloß symbolisiere den Wesenskern. Dieser Begriff ist wie jener des Selbst unscharf, doch läßt es sich nicht wegdiskutieren, dass wir als Menschen eine Ahnung davon haben, was und wer wir sind, dass wir so etwas wie einen Sinn für innere Werte haben.

Bis nun aber Ferenand den Schlüssel zum Schloß bekommt und er es sein eigen nennen darf, vergehen 14 Jahre. Es zeigt sich - und darauf will ich nun hinaus Vor der Selbstfindung gibt es eine Zeit, in der die Hebamme und der Pate wichtig sind, wo mütterliche Zuwendung und väterliche geistliche Ausrichtung bewirken, dass das Kind überhaupt in die Lage kommt, den Schlüssel zu gebrauchen. Wir alle werden vielleicht mit der Möglichkeit der Selbstwerdung geboren, nicht alle aber haben den Schlüssel und finden das Schloß, gelangen zum Selbst.

Wer eine narzisstische Verwundung hat, der braucht Hebamme und «Götti», der braucht in der Analyse optimale väterliche und mütterliche Haltungen, damit das Ich so weit nachreifen kann, dass es imstande ist, den Schlüssel zum Schloß zu benutzen, dass es den Zugang zum Selbst findet und die klassischen Individua- tionsschritte tun kann. Der mit sich selbst entfremdete, narziss- tisch gestörte Mensch mußte sich von allem Anfang an in Über- lebensstrategien wie Animus und Persona investieren. Seine Ich-Selbst-Achse (Neumann, 1963, S. 47) ist ungenügend formiert, was bedeutet, dass er sich nicht auf einer inneren Basis vertrauen- den Gefühls erleben kann. Wenn er nun merkt - sehr oft erst zur Zeit der Lebensmitte -, dass der durch Animus und Persona zusammengetragene Reichtum ihn eigentlich arm gelassen hat, mag es geschehen, dass er die Verbindung zu sich selber sucht. Mit sie- ben Jahren fragt Ferenand, warum er kein «Götti»-Geschenk er- halten habe. Er merkt, dass ihm etwas Entscheidendes - die gei-

stige spirituelle Ausrichtung - mangelt. Es fehlt ihm, anders ausgedrückt, der Zugang zum Selbst, der die erwähnte Ausrichtung überhaupt erst ermöglicht. Wer Zugang zum Selbst im Sinne des eigenen Wesens hat, hat Identität, weiß, wer er ist.

Ohne Identität keine Individuation! Identität bedeutet auch ein autonomes Ich. Ein solches kann wählen, kann in der Analyse eine Deutung annehmen, aber auch - und das nun fällt dem narzisstisch Versehrten besonders schwer - ablehnen. Ein solches Ich weiß, was für es bekömmlich ist, ihm guttut und was ihm unbekömmlich ist, ihm nicht guttut. Der des öftern von Jung geäußerte Gedanke, der Mensch habe in sich innen eine leise Stimme, die ihm den rechten Weg weise und ihm sage, was ihm guttut, läßt sich nach meiner Erfahrung nicht vollumfänglich auf den narzisstisch verwundeten Menschen anwenden. Diesem mangelt diese Stimme, oder sie ist zumindest so leise, dass er sie nicht hört. Und da liegt eine weitere Gefahr für den dieserart gestörten Menschen, auf den die klassischen Individuationsschritte zu früh angewendet werden, dass er nämlich Deutungen annimmt, die für ihn nicht stimmen. Er weiß nicht, was ihm bekömmlich ist. Ferenand muß also nochmals sieben Jahre warten, bis er den Schlüssel gebrauchen kann. Mit anderen Worten, er benötigt geraume Zeit, bis er den Zugang zu seinem Selbst gefunden und Identität entwickelt hat.

Wer indes den Schlüssel zum Schloß, zum Selbst zu gebrauchen weiß, beginnt dort, wo Individuation nach Jung im klassischen Sinne beginnt. Das betrifft jene Klienten, von denen Jung im Erinnerungsbuch sagt, sie hätten sich erfolgreich im Leben eingerichtet, jene also, welche die Aufgaben, die das Leben stellte- Beruf, Ehe, Partnerschaft gemeistert hatten (Jung, 1962, S. 146).

Und was geschieht nun im Märchen? Ferenand findet das Pferd im Schloß, seine weiße Farbe macht es zu einem besonderen Pferd. Dieses Pferd bedeutet wohl - denken wir an die Pferdestärke - Libido, Energie; es weist auf einen gewaltigen Energiezufluss hin, der für die weiteren Unternehmungen nötig ist. Auf dem

Rücken des Pferdes tritt Ferenand die lange Reise an. Wer in der Lebensmitte eine Neuorientierung machen kann, dem fließt Energie zu. Stand die bisherige Entwicklung im Sinne des Märchens im Zeichen des Kindes und beleuchtete sie die Aussöhnung mit der narzisstischen Verletzung, so steht der neue Abschnitt, der Beginn der Individuation, nun im Zeichen des Pferdes, im Zeichen einer Energie, die schöpferisch ist, die trägt (Symbol schöpferischer Energie ist das Pferd Pegasus in der griechischen Mythologie).

Später findet Ferenand eine Schreibfeder. Wer eine neue Entwicklung anfängt, sich neu orientiert, beginnt sehr oft, Aufzeichnungen zu machen. Analysanden notieren ihre Träume, führen gewissermaßen ein «Bordbuch», schreiben Tagebücher voll. Man nimmt sich ernst und entdeckt vielleicht zum ersten Mal im Leben, dass es in dem Ganzen letzt endlich auf einen selber ankommt. Dazu braucht man eine Schreibfeder, und gemeint ist das Ernstnehmen dessen, was einem auf der Suche nach sich selber begegnet. Das kann konkretes Aufschreiben bedeuten, aber ganz einfach auch das Ernstnehmen an sich bedeuten.

Auf der weiteren Reise findet Ferenand einen Fisch, der nach Luft schnappt, weil er auf dem Trockenen liegt. Er gibt ihn dem Wasser zurück und bekommt dafür eine Zauberflöte. Jungs tiefstes Sinnen und Trachten kreiste um das Christentum, das er, um das Märchenbild zu benutzen, als einen Fisch auf dem Trockenen erlebte, ohne Leben und von den Quellen, den lebendigen Wassern abgeschnitten. Der Drang zur Individuation hat letztlich oft mit der religiösen Frage zu tun, der Sinn ist ein religiöser: die Rückverbindung des Ichs mit dem Gottesbild, mit dem Selbst im religiösen Sinne. Das ganze Märchen scheint sich mit der verlorengegangenen Religion zu befassen, hieß es doch am Anfang, dass das Kind erst geboren wurde, als sie arm waren. «Selig sind die geistlich Armen; denn ihrer ist das Reich der Himmel» (Matth. 5,3) läßt sich hier anführen.

Um diese Suche und Findung dreht sich alles in diesem Märchen, von allem Anfang an. Der direkte Weg (ohne Behandlung der

narzisstischen Verwundung) würde indes, so erfahre ich es immer wieder neu, in eine Pseudoindividuation führen, die dadurch auf- fallt, dass man um einen «großen» Menschen kreist, dessen An- sichten lauthals verkündet und pharisäerhaft verteidigt. Bereits Jung kannte diese Erscheinung und hat sich vehement gegen sol- che Nachfolger gewehrt. Sie säßen zu Füßen des Meisters und würden ihre ganz eigene Individuation schlicht verpassen (Jung, 1928/63, S. 187/8).

Der Fisch, der hier wieder zum Leben kommt, ist das christliche Erbe, das Wasser entspricht den lebendigen Wassern der eigenen, subjektiven Erfahrung. Eine solche ist uns im konfessionellen Christentum abgewöhnt worden, ja, es hat nie nur auch ein einziger gesagt, dass die eigene Erfahrung, das eigene Erleben in religiösen Angelegenheiten zentral sei. Zumindest habe ich selber das so erfahren und weit mehr als dreißig Jahre gebraucht, um mir darüber erst einmal bewußt zu werden.

Dann begegnet Ferenand getrü einem Menschen, der den gleichen Namen wie er trägt, der aber «ungetrü» ist. Er trifft seinen Schatten, könnte man sagen. Erst jetzt ist die Begegnung mit dem Schatten möglich und fruchtbar. All das, was nicht bewußt ist, all das, was nicht gelebt wurde, fordert Aufnahme in den Kreis des Bewußtseins. Erst wer bereits eine gewisse Verbindung zum Selbst hat und dem diese nicht schon in der frühesten Kindheit abtrainiert wurde, kann den Schatten im Sinne des klassischen Individuationsweges angehen (vgl. Asper, 1986a, 1987).

(> 12. Mai; 3. Juli; 4724. August; 25. Oktober; 12. November; 15. Dezember 1990)

24. Juni

Es kommt nicht selten vor, dass Menschen auf der Suche nach einer Therapeutin oder einem Therapeuten verschiedene Erstinterviews machen. Dabei geraten sie auch in die Qual der Wahl. Wichtige Fragen, die sie sich als Entscheidungshilfe stellen kön-

nen, sind die: Wer mag mich wohl besser? Wer hat mich lieber? Dieser Fragen muß man sich nicht schämen. Sie ans Licht zu heben (unbewußt werden sie ohnehin gestellt), scheint mir wesentlich und legitim, um zum einen zu merken, ob einem im Erstinterview geschmeichelt wurde, also etwas Unechtes geschah, und zum anderen - und das scheint mir nun von großer Bedeutung zu sein - um dem Gefühl, dass der eine Therapeut einen lieber mag als der andere, zu trauen und ihm zu folgen. Das Gefühl, gemocht zu sein, führt den künftigen Analysanden nämlich in eine positive Gegenübertragung, von der er profitieren und zehren kann. Die positive Gegenübertragung des Therapeuten ist nicht etwas, das er macht, sie geschieht ihm, und sie geschieht eben auch dem Analysanden und birgt kostbare, fruchtbare, ja, vielleicht sogar heilende Möglichkeiten in sich. Der Therapeut läßt sich bei der Auswahl von Analysanden davon leiten, das ist bekannt, weniger bekannt indes ist, dass sich auch der Analysand - unter Einbezug anderer Kriterien - davon leiten lassen darf. Viele meinen näm- lich, das sei infantil, narzisstisch und deshalb nicht erlaubt.

27. Juni

Frau O. hat diesen kleinen Traum mitgebracht:

F. (ehemaliger Freund) hat farbige Kleider an. Ich fühle mich betrogen, solche Kleider würde er vor mir nie tragen.

Das ist nun ein typischer Traum, der sich eines idiomatischen Ausdrucks bedient und diesen in eine kleine Szene mit Bildern umwandelt. Farbe bekennen ist eine stehende Wendung und bedeutet, sich zu etwas bekennen. F. steht nicht zu seinen wahren Gefühlen, die er für meine Analysandin empfindet, und trägt im übrigen nur gedämpfte, gedeckte Farben. Spontan ergab sich die Deutung, dass er ihr gegenüber nicht Farbe bekennen wolle, könne (?).

Im Anschluss daran fragte sich meine Analysandin indes auch noch, wo sie selber davor zurückschrecke, Farbe zu bekennen. Dabei lernte sie ihre ambivalenten Seiten kennen und wurde sich bewußt, dass auch sie sich zuzeiten scheue, Farbe zu bekennen. Bedient sich die erste Deutung einer idiomatischen Wendung, und kann sie eigentlich von einem jeden gefunden werden, so basiert die zweite Deutung bereits auf gewissen psychologischen Vorkenntnissen und Prämissen, nämlich der Annahme, dass alle in einem Traum vorkommenden Figuren Teile oder Seiten des Träumers oder der Träumerin sein können. Wir nennen diese Deutungsart subjektstufig im Gegensatz zur objektstufigen. Objektstufig ist eine Deutung, wenn sie davon ausgeht, die im Traum vorkommenden Figuren seien der Außenwelt zuzurechnen. Der ehemalige Freund meiner Analysandin im Traum ist seine Repräsentanz im Traum, und der Traum bezieht sich auf ihn, sagt über ihn aus. Da wir aber mit diesem Deutungsansatz leicht in des Teufels Küche kommen könnten, wenn wir die Aussagen des Traumes so ohne weiteres glauben und auf die Außenwelt beziehen, ist der objektstufige Zugang nur mit aller Vorsicht anzuwenden. Schenken wir einer objektstufigen Deutung unbesehen Glauben, so vertrauen wir unseren Träumen mehr als unserer Wirklichkeitswahrnehmung und lassen unseren subjektiven Vorstellungen oft zum Schaden der Objekte im Außen freien Lauf. Wir ziehen deshalb immer auch noch die subjektstufige Deutungsart heran und gehen davon aus, dass sie Wesentliches zur Bewußtseinsförderung beibringen kann.

3. Juli 1990

Beim Ordnen meines Mäppchens «Zu erledigen!» bin ich heute morgen auf einen Zeitungsausschnitt mit diesem Gedicht von Jose Agustin Goytisolo (NZZ, Samstag/Sonntag, 30. Juni/t. Juli 1990) gestoßen. Es handelt sich um eine Übersetzung aus dem Spanischen von Hans Leopold Davi:

Selbstportrait

Als kleiner Junge
war ich immer traurig.
Und mein Vater sah mich an,
schüttelte den Kopf
und sagte: mein Sohn,
du taugst zu nichts.

Dann ging ich zur Schule,
verabschiedet und mit Brötchen versehen.
Aber die Traurigkeit
begleitete mich. Der Lehrer
krächzte: Kleiner,
du taugst zu nichts.

Später kam der Krieg;
der Tod - ich sah ihn
und als er vorbei war
und ihn alle vergessen hatten,
hörte ich weiter, traurig:
du taugst zu nichts.

Und als sie mich
in lange Hosen steckten,
tauschte auch die Traurigkeit
sofort ihre Hosen.
Meine Freunde sagten:
du taugst zu nichts.

Auf der Straße, in den Hörsälen,
derweil ich die Ungerechtigkeit und ihre Gesetze
haßte und mir einprägte,
verfolgte mich immer
die traurige Kantilene:
du taugst zu nichts.

Von Traurigkeit zu Traurigkeit
fiel ich durch die Leitersprossen
des Lebens, und eines Tages,

sagte mir das Mädchen, das ich liebe,
und es klang fröhlich:
du taugst zu nichts.

Jetzt lebe ich mit ihr zusammen.
Ich bin sauber und geschniegelt.
Wir haben ein Töchterchen,
zu dem ich ab und zu sage:
du taugst zu nichts.

Eine Reihe von Assoziationen und Überlegungen haben sich eingefunden, an die ich mich erinnern möchte: Das «du taugst zu nichts», vom Kind zunächst averbal als zentrales Existenzgefühl erlebt, zieht mit dem Jugendlichen und späteren Erwachsenen mit. Um es nicht dauernd spüren zu müssen, wird es mit einer Überlebensstrategie kompensiert. So paßt sich einer übermäßig an die Erwartungen seiner Umgebung an, wird freundlich, fleißig, fromm und gut. Dafür bekommt er etwas narzisstische Libido, wird, mit anderen Worten, angenommen, pseudo-geliebt. Das elende Gefühl, zu nichts zu taugen, gerät so ins Unbewußte, wird von der Überlebensstrategie verdrängt. Es kann aber auch vorkommen, dass die Überlebensstrategie in einem ausschweifenden Sexualleben oder in massiver Revolte zum Ausdruck kommt. Und schließlich kann sie sich in einem ausgezeichneten Intellekt und dessen Erfolgen zeigen. Auch Promiskuität, Revolte sowie die Investition in den Intellekt bringen dem derart verwundeten Menschen Anerkennung (kompensieren mangelnde Eigenliebe), die ihm unter Umständen über lange Jahre hinweg ausreicht und ihm leben hilft. Erst viel später macht sich vielleicht das Kind von einst bemerkbar, dann nämlich, wenn sich einer im Leben etabliert und so weit Festigkeit erlangt hat, dass eine tiefergehende therapeutisch-analytisch orientierte Analyse dem mangelnden Selbstwertgefühl nachgehen kann, seine Geschichte erfahrbar wird und der nunmehr erwachsenen Persönlichkeit einen anderen Umgang mit der narzisstischen Wunde anbieten kann, als die bisherigen Formen des Überlebens.

Dazu gehört auch ein Gedicht von Peter Turini, einem zeitgenössischen österreichischen Dichter. Es beschäftigt sich mit den elenden Gefühlen um die Selbstwertstörung und zeigt außerdem, dass diese Gefühle im Hintergrund der Persönlichkeit angesiedelt sind und meist nicht geäußert werden (Turini, 1986, S. 5):

Wie lange noch
werde ich alles hinunterschlucken
und so tun
als sei nichts gewesen?

Wie lange noch
werde ich auf alle eingehen
und mich selbst
mit freundlicher Miene
vergessen?

Wie lange
müssen sie mich noch schlagen
bis dieses lächerliche Grinsen
aus meinem Gesicht fällt?

Wie lange noch
müssen sie mir ins Gesicht spucken
bis ich mein wahres zeige?

Wie lange
kann ein Mensch
sich selbst nicht lieben?

Es ist so schwer
die Wahrheit zu sagen
wenn man gelernt hat
mit der Freundlichkeit
zu überleben?

Es kommt mir dazu auch noch das Märchen «Die zwölf Brüder» (KEIM9) in den Sinn:

Ein Königspaar hat zwölf Söhne, und noch immer nicht hat sich ein Mädchen eingestellt. Sollte das dreizehnte Kind indes ein Mädchen sein, so müssen die Jungen sterben, damit die Tochter das Königreich allein erbt. Elier zeigt sich ganz deutlich die Kompensation der herrschenden Bewußtseinslage: Ein Zuviel an männlichem Prinzip hat sich angesammelt, nun soll das weibliche Prinzip an die Reihe kommen. Der König läßt zwölf Särge herstellen, sie mit Sägemehl füllen, und die Söhne sollen in ihnen zu Grabe getragen werden. Das, wie könnte es im Märchen auch anders sein, geschieht nicht. Die Söhne überleben.

Der Vater mit seinen zwölf dem Tode geweihten Söhnen entspricht der Einstellung von Vätern, Müttern, Eltern, die ihre Kinder von allem Anfang an «begraben», «einsargen» wollen. Sie tun dies, indem sie sie in ihrer Autonomie nicht leben lassen, sie nicht lieben und sie gefühlsmäßig verlassen. Der dahinterstehende Archetyp des fressenden, vernichtenden Vaters zeigt sich ganz deutlich im griechischen Gott Saturn, der seine Kinder frißt, dem letzten, Zeus, indessen nichts anhaben kann, weil Rhea ihn mit einem Stein vertauscht, den der Vater im Glauben, es handle sich um Zeus, unbesehen hinunterschluckt. Der spanische Maler Goya (1746-1828) hat davon ein beeindruckendes Bild gemalt; es hängt heute im Prado in Madrid.

Doch nicht nur Eltern fressen ihre Kinder, wir selbst tun das zuzeiten auch mit uns selbst. So lassen wir oft keinen guten Faden an uns, beschimpfen und belachen uns und sind uns der ärgste Partner, den es gibt. Auch da ist Saturn zum Lebensbeherrscher geworden, und keine Fülle des Daseins darf je erreicht werden.

Das selbstverständliche «Ich bin» wird torpediert, und wir investieren uns in Verhältnisse hinein, die uns einengen, ganz so wie sich die beiden Schwestern Aschenputtels in den Schuh zwängen, indem sich die eine die Ferse und die andere die Zehe abschneidet (KHM 21). Es ist dabei nicht damit getan, dass wir den guten Rat nach Ausspannen und Ferien ernst nehmen, auch hilft uns die

Einsicht nur wenig weiter. Wir können nicht mit Einsicht und dem Kopf ein solches Verhalten ändern. Was es braucht, ist Liebe, Toleranz, Selbstbejahung. Das sind Gefühlsangelegenheiten, solche Gefühle lassen sich vielleicht wachhalten, fördern; bis sie sich einstellen und integriert sind, dauert es jedoch eine lange Weile. Es ist mehr Fügung denn Resultat des Machbaren in der Analyse, dass eine Wende zum positiven Archetyp hin gelingt. Statt Fügung kann man es auch ein Geschenk nennen. Damit Rhea, die große Göttin, an einem Menschen geschieht und die Bejahung zum Leben wächst, ist die positive Übertragung nötig, auch sie ist mehr Geschenk als aktiv herbeigeführter Prozeß.

(> 12. Mai; 22. Juni; 4-/24. August; 25. Oktober; 12. November; 15. Dezember 1990)

4. Juli

In den letzten Tagen habe ich mit steigender Spannung und tiefem Lesevergnügen «Ediths Tagebuch» (1978) von Patricia Highsmith gelesen. Edith, zunächst glücklich mit Brett verheiratet, Mutter des gemeinsamen Sohnes Cliffie, ist das Zentrum einer typischen amerikanischen Mittelstandsfamilie, die mit dem Heranwachsen des Sohnes von New York in die Idylle eines Eigenheimes aufs Land zieht. Der Sohn Cliffie entwickelt sich indes nicht wunschgemäß, er sitzt auf der faulen Haut, ist total interesselos, wenn nicht gar autistisch, arbeitsscheu mit krimineller Veranlagung, und früh schon beginnt er zu trinken. Brett, Ediths Ehemann, verliebt sich in seine Sekretärin, wünscht die Scheidung und bekommt diese auch - kampflos. Edith, die weiterhin ein angepaßtes Leben führt, allerseits für ihre Nüchternheit, ihre fröhliche Art und ihren Lebensmut geachtet wird, zieht sich innerlich immer mehr zurück, vertraut ihrem Tagebuch ihre Grundüberzeugung an und formuliert prägnant: «Ist es nicht besser, vielleicht sogar klüger, zu glauben, dass das Leben ohne wirklichen Sinn ist?» (Highsmith, 1978, S. 12). Aufgrund dieser An-

nähme gelingt es ihr, das Leben illusionslos anzunehmen, das ihr nun viel schenkt, weil sie wenig erwartet.

Allein, auch Edith muß sich Sinn abringen, und sie beginnt zaghaft und dann immer intensiver, sich mit Phantasien um Cliffies Zukunft zu beschäftigen. So geschieht es denn, dass sie die erfundene Geschichte ihres erfolgreichen Sohnes, seiner Ehefrau und der zwei Enkelkinder aufzuschreiben beginnt. Sie taucht immer mehr in dieses Wunschbild ein und malt sich nicht nur Cliffies Zukunft glücklich aus, sondern auch ihre eigene als Schwiegermutter und Großmutter. Edith zieht sich auf sich zurück, scheint sonderbar zu werden. Aus Besorgnis schickt man ihr verschiedentlich einen Psychiater ins Haus, doch Edith nimmt die Hilfe nicht an; sie wird immer merkwürdiger, bis sie ganz plötzlich infolge eines Sturzes in ihrem Haus stirbt.

Das Packende an dem ganzen Roman ist die unerhört subtile Zeichnung von Ediths Seelenzustand. Dabei ist es erschütternd zu sehen, dass Edith ihre seelische Veränderung nicht bemerkt, scheinbar mühelos kann sie zwischen ihren beiden Welten, der Last des Alltags und der Irrealität mit den schönen Vorstellungen, hin- und herwechseln.

Die Fiktion von Cliffies Zukunft beruht auf den gleichen kompensatorischen Vorstellungen, mit welchen Kinder ihre Eltern in (zum Beispiel) König und Königin umphantasieren, um der bedrückenden Realität zu entgehen. Das ist der «Familienroman», den Freud einst beschrieb (Freud, 1909). Freud beobachtete, dass enttäuschte Kinder sich einen Familienroman ausgestalten, in dem sie Erfolg haben, Zentrum der Liebe anderer ausphantasierter Eltern sind. Familienromane dächten sich die Kinder, so Freud, aus, damit die überhöhte Phantasiewelt die bedrückende reale Welt ersetze. Der Familienroman ist demnach die clichehafte kompensatorische Welt, Eltern sind König und Königin oder andere hochstehende Gestalten. Der Familienroman ist reines Produkt der Phantasie und würde gemäß der Jungschen Psychologie auf archetypischen Vorstellungen beruhen. Der Familienroman ist eben ein Roman, eine Fiktion

und unterscheidet sich von der Tatsächlichkeit der Familiengeschichte.
Im Jargon wird der Begriff Familienroman oft mißverstanden und auf die ganz persönliche, reale Geschichte eines Menschen bezogen, was er gerade nicht ist. Der Familienroman bedeutet imaginierte Geschichte, ein Phantasieprodukt.

5-Juli

Es ist ein wunderbares Gefühl, sich einfach an der Gegenwart eines andern, anderer zu freuen. Ein kostbares Gefühl auch, diese stille Freude, dass ein anderer ist, dass andere sind. Schaue ich zu- rück, so kam mir dieses Gefühl erst nach langen Jahren zu. Ich konnte es nie machen, kann es nicht machen, es stellt sich ein und ist erfüllend. Ich habe dieses Gefühl nie gesucht, ich konnte es gar nicht suchen wollen, denn es wächst einem als Geschenk zu, bleibt wohl nicht immer da, kommt aber ab und an zurück, und wenn es dann da ist, weiß ich: Das habe ich nicht suchen können, kann ich nie suchen wollen. Es ist eine Gestimmtheit, die eine be- stimmte Leichtigkeit des Seins schenkt. Es ist nichts Großes, nichts, das auf Worte und Wörter angewiesen ist. Es teilt sich mit, mir, anderen.

Auf dieser Gestimmtheit ruht ein Segen: die Überwindung des Narzissmus nämlich, der kleinlichen, kränkbaren Egozentrizität. Die stille Freude am andern ist letztlich eine Form der Liebe, das, was man übrig hat, anderen einfach so zu geben.

6. Juli

Leidensdruck, sagt man, ist wichtig, motiviert zur Analyse und ist Voraussetzung seelischer Wandlung. Soweit so gut. Gestern allerdings habe ich über den Leidensdruck neu nachgedacht, und es ging mir auf, was er wirklich bedeutet.

Frau N. kam verzweifelt in die Stunde, das Weinen schüttelte sie, gequält fragte sie aber und abermals, was sie denn auch machen könne. Sie hatte mich seinerzeit wegen starker Eifersucht aufgesucht; richtete ihr Mann das Wort an die im gleichen Haus wohnende ehemalige Lehrerin der Kinder, packte sie das Elend, und sie konnte sich des Weinens nicht erwehren. Zusammen mit ihrem Mann hatte sie eine gut gehende Papeterie aufgebaut; nun, als die Kinder fast erwachsen waren, verfügte sie vermehrt über freie Valenzen und verbrachte demzufolge mehr Zeit im Geschäft. In den erwähnten Anfällen kam sie sich vollkommen ohnmächtig vor, und wie die Traumbilder zeigten, tat sich in diesen Momenten ein Abgrund auf, den sie nur mit Schwindelgefühlen und ganz knapp überwinden konnte.

Was zunächst nach massiver Eifersucht aussah, zeigte sich aber bald als tiefe Angst, den Mann zu verlieren. Dahinter stand, wie sich erweisen sollte, ein früher Mutterverlust. Ihre Mutter starb, als sie fünf Jahre alt war. Der Vater verheiratete sich kurz darauf wieder und hatte mit seiner zweiten Frau nochmals drei Kinder. Frau N. und ihre Brüder fanden keinen Zugang zur Stiefmutter. Das Leid und die Trauer um die Mutter war nie aufgenommen worden. Dieser unbetrauerte und deshalb auch ungetröstete Mutterverlust kam nun an der Schwelle zur zweiten Lebenshälfte vehement hervor und richtete diese panikartigen Anfälle aus, in denen sie die Verzweiflung zu überschwemmen drohte.

In meiner Gegenübertragung erlebte ich Frau N. heute, als sie mit dem vollen Elend in die Stunde kam (und nicht einfach davon als einem ein paar Tage zurückliegenden Ereignis sprach), als ein mutterloses Kind, dem Schmerz völlig preisgegeben, geschüttelt von einem Einbruch, dessen Tragweite es nicht verstand. Die aufgestellte, patente und fröhliche Natur meiner Analysandin war vollkommen verschwunden. Das ungetröstete Kind von einst stand ganz deutlich im Vordergrund. Zu ihm versuchte ich denn auch zu sprechen, und gegen Ende der Stunde hatte sich Frau N. wieder so weit gefaßt, dass sie nach Hause fahren konnte. In Sorge blieb ich zurück: Würde sie sich dem Ansturm unbeweinten

Schmerzes erwehren können, oder war vielmehr zu befürchten, dass sie, gepackt von Panik, bewußt oder unbewußt sich gar etwas antun würde? Am nächsten Tag kam Frau N. wieder, ganz die erwachsene Frau N., die einen inneren Sturm erlebt hatte, erschöpft war, doch nun auch aus etwas Distanz die seelische Verwüstung betrachten konnte. In den panikartigen Elendsanfällen geschah jeweils eine Schwächung der bewußten Ichdominaz, wobei der Komplex um die unbetrauerte Mutter die Führung übernahm, Verlassenheit konstellierte und das erwachsene Ich vollkommen auf die Seite schob.

Leidensdruck also, was bedeutet er? Leidensdruck, das war hier Schwächung des Ich, und damit verbunden war das An-die-Oberfläche-Kommen des Verlassenheitskomplexes. Der Leidensdruck drückte das besonnene Ich auf die Seite und ließ das ungetröstete, verängstigte Kind hervortreten, das dringend der Hilfe bedurfte. Leidensdruck hat nicht allein mit dem bewußten Wollen zu tun, bedeutet nicht allein: Mir geht es so schlecht, darum gehe ich in Therapie. Vielmehr meint er ein Leiden, das sich durchsetzt, wie hier an der Nahtstelle zwischen der ersten und der zweiten Lebenshälfte.

(> 5. November 1990)

Nachtrag 7. Juni 1991:

Eine Mutter fängt jeden Tag neu an, sagte neulich Frau N. Sie sagte es arglos, selbstverständlich, fast nebenbei. Die Worte berührten mich sehr, und auf dem Hintergrund ihrer Geschichte erschienen sie mir wie die Frucht des Leidens am frühen Mutterverlust. Es schien mir wichtig, sie auf die Schönheit ihrer Formulierung aufmerksam zu machen. Zum Schatten gehört auch das Gute, worüber sich Menschen nicht immer bewußt sind.

7. Juli

Heute sprach Frau T. von ihrem Studium. Sie hatte Theologie studiert und war Pfarrerin geworden. Im Laufe der Zeit sei sie um

ihren Glauben gekommen und habe damit nicht allein die Freude und die Zuflucht ihrer Kinderjahre, sondern auch die damit verbundene Geborgenheit eingebüßt.

Zu Beginn des Studiums allerdings habe ihre Religiosität noch eine Vertiefung erfahren. Das Wort, das sie nun nicht mehr wie in der Kindheit bloß hörte, wurde für sie nun auch lesbar. Die biblischen Texte schufen ihr einen «Vater aus Wörtern», wie sie sagte. In den Wörtern, den Worten und den Texten konnte sie sich erkennen. Psychologisch ausgedrückt, wurden ihr die religiösen Texte zu Selbstobjekten, zu Teilen von Selbstobjekten, in denen sie sich gespiegelt erlebte. Unter dem Ausdruck Selbstobjekt wird ein Objekt verstanden, das in gewisser Weise uns selbst zum Ausdruck bringt. In ihm können wir uns erkennen, es ist, einfach ausgedrückt, eine Erweiterung unseres Personseins ins Objekt. Frau T. konnte also, zumindest noch zu Beginn des Studiums, die Theologie (mit narzisstischer Libido) besetzen. Das heißt, die Theologie begeisterte, faszinierte sie, zog sie an, und aus der Begeisterung, die sie in ihre Studien investierte, floß Gewinn zurück, der sie bereicherte.

Vieles, was uns anzieht, ist (mit narzisstischer Libido) besetzt, ist Teil unserer Liebe zu uns selbst, spiegelt uns wieder. In der Kindheit sind die ersten Selbstobjekte die Eltern, sie spiegeln das Kind freundlich wider, so dass das Kind sich in ihnen gefühlsmäßig erkennen kann. Die Augen der Mutter und die Augen des Vaters sind im optimalen Falle kleine Spiegel, in denen sich das Kind sieht und freundlich willkommen geheißen erlebt. Später werden die ersten Selbstobjekte ersetzt, sie werden auch aufgeteilt auf verschiedene Menschen, die je wieder eine Seite spiegeln. Außerdem werden Dinge, die zu Teil-Selbstobjekten werden, wichtig, und schließlich kann auch Gott zu einem Selbstobjekt werden.

Bei Frau T. war Gott, so weit sie sich zurückerinnern konnte, ein solches tragendes Objekt gewesen; sie fand im Gebet und in den Erzählungen über Gott Schutz, Geborgenheit und fühlte sich von Gott geliebt. Die liturgische Formel «Der Herr lasse leuchten sein Angesicht auf uns» war ihr immer vertraut gewesen. Mit dem

Glauben dieser, ihrer Kinderjahre vermochte sie manche Enttäuschung über ihre sich ewig streitenden Eltern zu vergessen, konnte sie Kompensation finden für Eltern, die sie erlebte, als würden sie sich nicht lieben. Im Studium dann wurden die Texte wichtig, und Gott-Vater wurde als ein «Gott-Vater, aus Wörtern gemacht», erlebt. Sie machte sich einen Vater aus Wörtern. Das ist nicht abschätzig gemeint, vielmehr gelang es ihr noch zu Beginn des Studiums, das Gottesgefühl der Kinder jahre auf die biblischen Texte zu übertragen. Gott-Vater der Kindheit wurde zu Gott-Vater der frühen Studienzeit. Die Texte waren Fragmente eines Selbstobjektes. Poetisch ausgedrückt: Es geschah ihr Heimat, so wie Anton Kner dies in die einprägsamen Worte faßte: «Bisweilen sind Worte wie eine Herberge, in der man rasten kann.»

Später verlor sie den Glauben, und die Worte wurden zu Nur-Wörtern, denen die gefühlte Erfahrung fehlte. Die Theologie vermittelte keine tragende Erfahrung mehr, sondern das Grau der historischen Theologie begann ihren einst lebendigen Glauben zu überschatten und erkalten zu lassen. Nach langen Jahren der Krise, die sie als innerliche Verarmung erlebte, begann über den Zugang der Tiefenpsychologie (Jungsche Psychologie, Drewermann usw.) das Religiöse erneut an Kraft zu gewinnen, belebte es sich wieder. Der Glaube der Kinderjahre verwandelte sich in eine Beziehung zu ihrem Selbst, das Jung als Abbild Gottes in der eigenen Seele verstand, einst auch göttlicher Funke oder Daimon genannt.

(> 2. Mai; n. September; 2. Oktober; 4. November; 10. Dezember 1990)

8. Juli

Jüngst las ich eine Besprechung von Alice Millers neuestem Buch «Abbruch der Schweigemauer» (1990). Dabei wurde ihr vorgeworfen , sie kreise stets um dasselbe Thema, schreibe aber und abermals vom mißhandelten, geschundenen, verachteten, ungelieb-

ten Kind und mache einmal mehr die Mutter dafür verantwortlich. Spätestens nach ihrem vierten Buch hatte ich diesen Eindruck auch gewonnen. Alice Miller war für mich jedoch einmal wichtig gewesen, sie hatte engagiert, mit Gefühl und Emotion, mit «punch» das Thema des ungeliebten Kindes aufgegriffen, das Kind ernst genommen und ihm innerhalb der Psychologie zur Würde verhülfen. Miller gelang es, in den Lesern Gefühl, Mitgefühl und Barmherzigkeit für das Kind, das sie einst waren, zu wecken. Das ist in meinen Augen ihr ganz großes Verdienst, und das Thema vertrug den Paukenschlag von vier Büchern. Doch nun scheint mir das Thema ausgedient.

Miller kreist immer wieder um das Kind, das wir einst waren, und um die persönliche Mutter, die einer hatte. Aus Jungscher Sicht betrachtet, sind Mutter und Kind indes Archetypen, die sich in verschiedenster Form, auf je wieder anderen Ebenen ausdrükken. Mutter ist «meine» Mutter, Mutter ist aber auch Mutterprinzip, Mutterbild, Mutterthema, Mütterlichkeit, mit der ich mir und anderen begegne, Mütterlichkeit, die ich in einer Gruppe finden kann. Kind ist das reale Kind, Kind ist aber auch Archetyp, Thema, Spontaneität, neues Leben, neuer Aufschwung, göttliches Kind (Jesus, Buddha beispielsweise), ist, kurz gesagt, wie Mutter auch, ein Symbol mit vielen Facetten.

Mit scheint nun, Alice Miller sei im personalistischen Bereich verblieben und stoße in der Psychologie, von der sie herkommt, an Grenzen, die ihr nicht erlauben, das Thema weiter, symbolisch zu sehen. Miller ist recht eigentlich eine Ergriffene, ergriffen vom Archetyp des Kindes, ohne dass ihr dies jedoch bewußt zu sein scheint. Im Garten der Psychoanalyse kann sie nun nicht über das persönliche Kind hinausgehen und muß tragischerweise stets an ihre eigene Mutter und an das Kind, das sie einst war, fixiert bleiben. Würde, so meine ich, Alice Miller die numinose Kraft des archetypischen Elements begreifen, könnte sie eventuell über ihr Thema hinauswachsen, es erweitern. Vielleicht würde sie dann, einfach ausgedrückt, ein wenig von jener Geborgenheit erfahren, die sich in dem Wort ausdrückt: «Seht, was für eine Liebe uns

uns der Vater geschenkt hat, dass wir Kinder Gottes heißen sollen, und wir sind es» (t. Joh. 3,1). So aber ist ihr ihre Ergriffenheit durch die numinose Kraft des Archetyps nicht bewußt, was, wie in so vielen anderen Fällen auch, zu endlosen Wiederholungen führt. Augenfällig wird diese Fixierung ganz besonders in dem Bändchen «Bilder einer Kindheit» (Miller, 1985), in welchem sie eigene Bilder publizierte, die alle, wie sie sagt, Botschaften des ungeliebten Kindes sind, das sie einst war. Die Zeichnungen und Bilder scheinen mir aber auch Ausdruck ihrer eigenen Spontaneität, ihrer lebendigen Kindlichkeit zu sein und werden durch die Begriffe Archetyp des Kindes und symbolisches Kind angemessener verstanden.

dass Alice Miller eine unbewußt Faszinierte, eine von der archetypischen, numinosen Kraft des Kindes Angerührte ist, zeigt sich indirekt auch im Mangel an therapeutischen Vorschlägen in ihrem Werk. Wer sich so für das Kind einsetzt, dem müßte es doch auch wichtig sein, den Lesern therapeutischen Umgang, erhellende Praxisbeispiele zu geben. Das tut sie nicht; ich wartete ungeduldig darauf und kaufte ihre Bücher. Kaum hat sie sich indes diesbezüglich geäußert. Schließlich sei es ihr gelungen, meinte sie, in Konrad Stettbacher den kongenialen Therapeuten gefunden zu haben, der endlich sagen kann, wie in Therapien vorzugehen sei, wo es sich um verletzte und geschändete Kinder handelt. Stettbacher bringt eine ganze Reihe origineller und guter Ansätze, doch handelt auch er das Thema relativ allgemein ab. Vor allem werden Übertragung und Gegenübertragung kaum berücksichtigt, was bezüglich des verwundeten Kindes und seines erwachsenen Überbaus nach meinem Dafürhalten von ausschlaggebender therapeutischer Bedeutung ist (Stettbacher 1990).

10. Juli

Gestern abend im Seminar mit Gasthörern und -hörerinnen am C. G. Jung-Institut Zürich - also mit Leuten, die ich zuvor nicht

kannte, die von den verschiedensten Erdteilen kommen und ein je anderes psychologisches Verständnis mitbringen - zeigte ich ein Bild aus der Analyse eines Mannes. Es handelte sich um das Bild eines schwarz gezeichneten Kindes, das mutterseelenallein in einem leeren Schloßhof, umgeben von hohen Türmen, steht. In der Hand hält es ein überdimensioniertes rotes Schwert. (Dieses Bild ziert den Umschlag meines Buches «Von der Kindheit zum Kind in uns» und ist dort auf Seite 48 ff. besprochen.) Eine Teilnehmerin machte auf ein Detail dieses Bildes aufmerk- sam, das ich bislang nicht bemerkt hatte: Sie wies nämlich darauf hin, dass der Knabe sein Schwert in der linken Hand halte. Da- durch wurde mir plötzlich eine typische Haltung meines Analy- sanden bildhaft verdeutlicht. Bereits das Bild sprach also von sei- ner ungenügenden Integration in die Gesellschaft. Obwohl er sehr gebildet war und einen Universitätsabschluss in der Tasche hatte, war es ihm bislang noch nicht gelungen, einen Platz in der Welt einzunehmen. Das linkerhand umfaßte Schwert zeigte seine Linkischkeit in dieser Angelegenheit, aber auch, dass er der sozialen Integration wenig Bedeutung beimaß, sie sozusagen mit der linken Hand abtat. Die linke Hand deutete darüber hinaus darauf hin, dass ihm der Zugriff, der «Biß» fehlte, sich einen Platz an der Sonne zu erobern. Mit der linken Hand ist man linkisch, ungelenk.

In der roten Farbe des Schwertes zeigten sich viel Energie und starke agressive Möglichkeiten. Er ging den ganzen Problemkreis sehr zögernd und ungeschickt an und wußte in manchen Dingen nicht, wie man die Welt erobert, was nicht zuletzt mit der Tatsache zu tun hatte, dass sein Vater starb, als er noch ein Kind war, und ihm infolgedessen das Vorbild der kämpferischen Männlichkeit mangelte.

Warum ich dieses Detail des Bildes so breit ausführe, hat seinen Grund darin, dass nämlich das Unvermögen meines Analysanden, sich sozial einzugliedern, gerade durch diesen Zugang zur linken Hand ganz deutlich wurde. Seine Schwierigkeiten in dieser Angelegenheit waren mir indes immer klar gewesen. Ich erwähne aber

deshalb die linke Hand, weil mir dadurch Wörter, Worte, idiomatische Formulierungen zuwuchsen, die sein Problem bildhaft umschreiben. Das ist es, was (unter anderem) bei einer Betrachtung von Bildern aus der Analyse geschieht: Als Analytiker findet man Wörter, Worte und spontane, treffsichere Aussagen über das Verhalten und die Befindlichkeit unserer Analysanden. Alles ist im Bild bereits da; betrachten wir es genau, erschließt sich ein Verständnis, das wir in Wörter und Worte kleiden können, die immer dort nötig sind, wo es um einen Akt des Bewußtseins geht.

15-Juli

In einer wissenschaftlichen Abhandlung über die in ihrer Art einzigartige Kirchendecke von Zillis (Kanton Graubünden, Schweiz) (NZZ, Sa./So. 8-/9.7.1990), las ich heute, dass diese Decke sehr stark vom Einfluss des Bendiktinermönchs Bernhard von Clairvaux geprägt sei und dass sich das Denken dieses Kirch- lehrers und nachmaligen Heiligen bis hin zum kleinen Bergdorf im Schams am Eingang zur Viamala erstreckte. Da war nun zu lesen, dass Bernhard von Clairvaux der Ansicht gewesen sein soll, dass sich Gott und das Göttliche an sich nur im Fleisch zeigen, nur in der menschlichen Gestalt vom Menschen überhaupt wahrgenommen werden könne. Mit anderen Worten: Göttliche Energie sei allein und an sich nicht sichtbar, sie tue sich dem Menschen nur in der menschlichen und weltlichen Erscheinung kund.

Bei der Lektüre dachte ich unwillkürlich an die Archetypenlehre Jungs. Mit ihr haben nicht wenige Menschen Mühe. Auch der Archetyp an sich ist nicht sichtbar. Der Archetyp der Mutter (man könnte auch sagen das mütterliche Prinzip oder die mütterliche Energie) beispielsweise existiert in seiner Abstraktheit nicht, er zeigt sich jedoch gebrochen in den vielfältigen Erscheinungen von Mensch und Welt: so in der Beziehung einer Mutter zu ihrem Kind, im mütterlichen Verhalten mancher Väter, die ihre Kinder auch bemuttern, auch in mütterliche Geborgenheit

verbreitenden Institutionen, so beispielsweise in der Kirche, schließlich in der Natur, die Mutter Natur, Mutter Erde ist. Archetypisch Mütterliches finde ich auch da, wo ich mir selber mütterlich annehmend begegne, läßt sich auch in der noch so kleinsten Geste, wie etwa dem zarten Über-den-Kopf-Streicheln, finden. Das positive archetypisch Mütterliche, das auf ganz verschiedenen Ebenen begegnet, macht uns glücklich, und in diesem Gefühl haben wir Teil an der Liebe, die wir an sich nicht wahrnehmen können, die aber in wunderbarer Mannigfaltigkeit und Variation je und je erscheint. - Dazu noch das - ohne Kommentar! «Machs wie Gott, werde Mensch!» (Dies ist ein Satz, der auf einem der vielen tausend Zettel steht, die im Laufe der Jahre an die Gebetswand der St. Lorenzkirche in Nürnberg angeheftet wurden [Ebert, 1989].)

18. Juli

Die Teilnehmer am diesjährigen «Intensive Study Course» (C. G. Jung-Institut, Zürich) - eine internationale Gruppe - bedankten sich für alles Gebotene. Gefragt, was sie sich denn noch gewünscht hätten, meinen sie, sie hätten sich gefreut, wenn Jungianer und Jungianerinnen in einer Plauderstunde bei Kaffee und Wein von Jung erzählt hätten. Einer sagte, dadurch hätten sie Anteil an den «Reliquien» bekommen, hätten den großen Mann fühlen können. Ich mußte ihnen aber sagen, dass die wenigen Jungianer und Jungianerinnen, die Jung noch persönlich gekannt hätten, aus Gründen ihres vorgerückten Alters dafür nicht in Frage gekommen wären. Auch ich kannte Jung nicht mehr, obschon ich im gleichen Dorf aufwuchs, wo Jung zeitlebens wirkte.

In diesem Zusammenhang erinnerte ich mich jedoch an einen Besuch bei Marie-Louise von Franz, der kongenialen Schülerin Jungs. Dieser Besuch enthielt für mich all das vom Glanz idealisierter Personen, den sich die Teilnehmer am «Intensive Course» sehnlichst wünschten. - Vor nun gut 25 Jahren gelang es

mir, Marie-Louise von Franz, die damals auf der einsamen Höhe ihres Wirkens stand, für eine Stunde zu besuchen. Diesem Ereignis gingen einige Telefonate voraus, bei denen Frau von Franz entweder nicht zu Hause war oder Barbara Hannah mich abzuwimmeln versuchte mit den Worten: «She is terribly overworked, call at another time.» Dies gehörte auch zum Glanz. Als es mir dann gelungen war, eine Stunde zu ergattern, bat ich Frau von Franz, mir für die Interpretation der Legende der Idda von Toggenburg (Kloster Fischingen, Schweiz) einige Einsichten zu geben, was sie denn auch großzügig tat.

Dabei ging es um folgendes: Nachdem Idda sich ganz dem christlichen Dienst gewidmet hat und täglich, von einem Hirsch geleitet, zur Messe in das nahgelegene Kloster Fischingen geführt wird, beginnt der Teufel sie zu quälen. Er setzt sich auf das Dach ihrer Eremitenklause, stößt ihr das Essen um und löscht das Feuer. Um zu sehen, wer diesen Unfug mit ihr treibe, geht sie ans vergitterte Sprechfenster ihrer Zelle und sieht, dass draußen ein Leichnam liegt. Sie bittet ihn, aufzustehen und ihr ein Licht anzuzünden. Er steht tatsächlich auf und sagt: von Toggenburg bin ich genannt. Von nun an hat sie Ruhe vom Teufel und wird zu einer heilkräftigen Frau. Diese Stelle hatte ich nie richtig verstanden, es war dann Marie-Louise von Franz, die mir ein Licht ansteckte und meinte, der tote und wieder lebendige Leichnam habe mit Iddas Vaterkomplex zu tun. Totes wird lebendig, wenn wir uns unserer Ahnen bewußt werden und merken, in welcher Linie wir stehen. Es können die Toten sein, die Einlass begehren, wenn der Teufel einen plagt, was psychologisch gesehen bedeutet, dass uns eine unbewußte Vergangenheit beschäftigt, die darauf wartet, eingesehen zu werden. Ich erfuhr mein kurzes Gespräch mit Frau von Franz als äußerst belebend, ich erlebte sie als sehr generös, mir Zeit und Ohr zu schenken, und schließlich fühlte ich etwas von dem, was die obgenannten Kursteilnehmer wünschten, nämlich Teilhabe an idealisierten Figuren, an Marie Louise von Franz und durch sie an C. G. Jung.

Diese Erinnerung ließ in mir Verständnis für den Wunsch der

Kursteilnehmer entstehen. Durch die Erinnerungsempathie konnte ich ihr Bedürfnis verstehen. Ich konnte es zwar nicht erfüllen, aber zumindest verständnisvoll deuten, was ich denn auch tat und sagte: Es gibt immer wieder in unserem Leben Zeiten, in denen wir es nötig haben, einen anderen Menschen zu idealisieren. Dabei ist es dann unser höchstes Glück, in irgendeiner Weise am Leben und Werk der idealisierten Person teilnehmen zu können. Zunächst sind das Mutter und Vater, dann die Freunde und Freundinnen und schließlich die ersten Lieben. Dabei bleibt es nun aber nicht, selbst noch spät im Leben macht sich stets wieder neu das Bedürfnis nach Idealisierung bemerkbar. Folgen wir ihm und lassen es nicht nur in der Projektion stehen, sondern machen wir uns die Inhalte der Idealisierungen bewußt, integrieren wir Aspekte davon in unsere Persönlichkeit! Dadurch werden wir reicher. Die Kursteilnehmer waren da, wo ich vor 25 Jahren war, und ich konnte ihnen von dieser Zeit erzählen und das Bedürfnis nach Idealisierung verständlich machen. Ich konnte sie begreifen. Gleichzeitig schmerzte es mich, nicht mehr da zu sein, wo sie waren.

19-Juü

Das Gute ist nicht immer das Stärkere, Lautere, sagte ich heute in der Analysestunde zu Herrn W. Wie kamen wir darauf?

Herr W. sprach von seinen negativen Impulsen, die ihm knallhart das Muß vorschrieben, ihm bedeuteten, dass er alles verkehrt mache, und wenn er sich nicht bessere, werde sich alles rächen und sich gegen ihn selber richten. Das war Ausdruck seines archaischen, rächenden Über-Ichs. Bildlich gesprochen, fuhr er weiter, komme er sich vor, als ob ein schauerlich Gestrenger sein Gesicht in den Dreck drücke, damit er endlich begreife, dass er ein Nichts, ein Schlechter sei. Aus solchen schlimmen Befindlichkeiten finde er jeweils kaum mehr heraus. Das Gefühl, leben und sein zu dürfen, sei in solchen Momenten ganz verschwunden.

Das für uns Gute hat meist eine ganz leise Stimme, ist ein Flüstern gegenüber den lauten Tönen der negativen Mächte in uns. Und doch, wir müßten lernen, auf dieses Flüstern zu hören. Da spielt sich David und Goliath in unserer Seele ab, dachte ich weiter nach der Stunde, vollzieht sich in der Einzelseele die Wende vom zürnenden, eifernden Gott des Alten Testaments zu Jesus hin, dessen Vater ein barmherziger ist.

Für Herrn W. ist die Barmherzigkeit sich selber gegenüber schwer zu erreichen, er hat das Gefühl, er dürfe diese nicht zulassen, sei er doch durch und durch verworfen. Das «Öl der Barmherzigkeit», wie die Visionärin Hildegard von Bingen (1098-1179) (1965, S. 240) schrieb, ist aus unserem Vokabular verschwunden. Ein altertümlicher Begriff, gewiß, doch haben wir nicht alle dieses Öl im Umgang mit uns selber bitter nötig?

20. Juli

Ein Gutes der Jungschen Psychologie liegt darin, dass man anderer Meinung als Jung sein kann und sich immer noch als Jungianer verstehen darf. In dieser Freiheit liegt, finde ich, ein, wenn nicht das beste Gütezeichen seiner Psychologie beschlossen. Indessen geschieht es oft, dass Jung zu einem Über-Vater wird. Das geschah auch Herrn W., von dem ich eben sprach (> 19. Juli 1990). Dahinter steht ein archaisches Über-Ich, dass die Infantilisierung des Menschen will, seine Zerknirschung, darauf angelegt, des Menschen volle Lobpreisung zu erhalten.

Ein hervorragendes Beispiel für diesen Gotteskomplex christlicher Konfession ist der berühmte «Fall Schreber», den Freud als klassischen Fall der Paranoia (Verfolgungswahn) bezeichnete (Freud, 1911). Daniel Paul Schreber (1842-1891), ein tüchtiger Jurist, wurde mit 42 Jahren psychotisch und litt an Verfolgungswahn. Seine Krankheitserfahrung hielt er in Aufzeichnungen fest und hinterließ damit der Nachwelt ein Dokument von unschätzbarem Wert.

Schrebers Vater, Daniel Gottlob Moritz Schreber (1808-1861), war zu seiner Zeit ein bekannter Gesundheitspädagoge. Seine Schriften beschreiben ein ausgeklügeltes System zur totalen Unterdrückung der Kinder, eine Erziehungsmethode, deren oberstes Ziel Gehorsam ist, was durch permanente Angst vor dem Vater erreicht wird. Schreber wollte der Schlaffheit seiner Zeit eine wirksame Erziehungsmethode gegenüberstellen und glaubte, dass seine Methoden zu einer Verbesserung der Zeit, der Gesellschaft führen würden. Seine Bücher waren Bestseller, in ihnen beschrieb er eine Unzahl körperlicher Ertüchtigungsmethoden und -instrumente. So beispielsweise ein Kinnband, damit die Kinder den Kopf gerade halten, Rückenspanner, die sie an einen aufrechten Gang gewöhnen sollen, Gürtel, mit denen das Kind im Bett angebunden wird, damit es Beherrschung über seinen Körper erlangt. Auch sollen Kinder dazu angehalten werden, mehrmals täglich ihre Augenlider in kaltem Wasser zu baden, damit das lästige und unkontrollierte Blinzeln aufhöre. Die Liste von Schrebers Zuchtmitteln ist endlos, jede Körperbewegung wird kontrolliert und an einem Spalier von Zuchtmaßnahmen aufgebunden.

Heute ist der im 19. Jahrhundert so außerordentlich populäre Pädagoge vergessen, lediglich die Bezeichnung «Schrebergarten» erinnert noch an ihn sowie, und das ist nun hier relevant: die Schrift des Sohnes «Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken», welche Freud seiner Arbeit über Schreber zugrunde legte. Der amerikanische Psychiater Morton Schatzman unternahm in seinem Buch «Die Angst vor dem Vater» (1978) den Versuch, die Langzeitwirkung dieser repressiven Erziehung auf den Sohn darzustellen. Schatzmans erstaunliche Schlüsse verdienen es, gelesen zu werden. Er konnte nämlich zwingend nach weisen, dass der Gott, der Schreber in seiner Paranoia verfolgte, eine Überhöhung seines Vaterkomplexes war, ein Gotteskomplex, nach welchem Schreber wie einst durch seinen Vater in jeder seiner Äußerungen beobachtet, kontrolliert und abgerichtet wurde. Schreber gebrauchte dafür das Wort «Seelenmord» (zit. n. Schatzman,

19785 S. 38) und schreibt: «.. .dass zu der Zeit, als meine Nervenkrankheit einen schwer heilbaren Charakter anzunehmen schien, ein Seelenmord von irgendeiner Seite, wenn auch erfolglos, an mir verursacht worden ist» (ebd., S. 4). Später schreibt Schreber diesen Seelenmord Gott zu, Gott selbst war Mitwisser, wenn nicht gar «Anstifter» (ebd., S. 39) davon. Er schrieb aber nie, dass der Seelenmord durch seinen Vater verübt worden sei. Dadurch schützte er unbewußt den Vater und wurde seiner Angst vor ihm gerecht. Gott ersetzte den Vater, gegen den er sich nicht zu wehren vermochte. Gegen den hochstilisierten Vater im Gotteskomplex kann er vollends nichts unternehmen, kann aber seine Erfahrungen an ihm in den «Denkwürdigkeiten» niederlegen und Zeugnis von seiner Paranoia ablegen. Satz für Satz untersuchte Schatzman die Schriften des Vaters und des Sohnes und kam auf erstaunliche Parallelen. Daraus zog er den Schluss, dass sich im paranoiden Erleben (von Gott verfolgt zu werden) des Sohnes eigentlich die Zuchtmethoden des Vaters niedergeschlagen hätten.

Der Gotteskomplex Schrebers ist demzufolge als Abwehr gegen die Erkenntnis der Scheußlichkeiten des Vaters zu verstehen. So schützte er den Vater und schützte sich selber. Denn, hätte er erkannt, so hätte er den Vater konfrontieren müssen. Dazu war er jedoch mit seiner von allem Anfang an zerstörten Identität nicht mehr in der Lage. Aus Jungscher Sicht könnte man argumentieren, der Gott in Schrebers Schriften sei der Archetyp des negativen Vaters, sei der Gott des Alten Testaments, welcher lobt und straft, aber nicht liebt. Im Lichte von Schatzmans Untersuchungen wäre dann der Gott Schrebers eine archetypische Überhöhung des Vaters mit der Funktion der Abwehr vor dem persönlichen Vater. Wäre es Schreber möglich gewesen, die Scheußlichkeit seines Vaters zu erkennen, wäre er vielleicht auch nicht krank geworden. Die Krankheit mit der Überhöhung des Vaters in einen Gott diente ihm als Schutz vor Erkenntnis. An diesem Beispiel zeigt sich, wie sehr das archetypische Element auch Abwehr der persönlichen Geschichte sein kann und dass es des-

halb ratsam ist, den Archetyp auch nach seinem Sitz im Leben, in der Biographie des einzelnen zu befragen.

23.Juli

Heute (mit Entsetzen) gehört: Eine Psychologin soll zu ihrer gelähmten Klientin gesagt haben: Stellen sie sich vor, was aus Ihnen geworden wäre, wenn Sie nicht gelähmt wären! Damit meinte sie, die Behinderung hätte die Analysandin bereichert und reifer gemacht.

Ich finde, das sei schlechter Geschmack, Individuation auf Teufel komm raus! Damit wird postuliert, dass das Unbewußte immer sinnvoll ist; damit sagt man ferner, Schicksal sei im Himmel beschlossener Sinn. Psalm 139 spricht von diesem von Gott vorgewußten und vorgeplanten Weg. In der Übersetzung von Jörg Zink (1963) heißt es:

> «Du sahst mein Schicksal vor dir,
> alle meine Tage und meine Jahre.
> In deinem Buch standen sie alle
> sie wurden aufgeschrieben und vorgemerkt,
> als sie noch längst nicht begonnen hatten.»

Ja aber, was nun, wenn man dies nicht glaubt? Dann liegt die Sinnstiftung beim Ich: «to make sense out of nonsense» (aus dem Unsinn Sinn machen). Auch das ist wichtig zu bedenken und gibt vor allem Menschen mit schwachem Ich und zu großer Gottesfurcht Dignität, stärkt ihre Position.

Die Wahrheit findet sich wohl zwischen diesen beiden Positionen, liegt aber auch darin, dass die beiden Positionen im Laufe des Lebens sich abwechseln. Mal versteht sich das Ich, als mache es den Sinn, manchmal ist es erlösend, sich vorzustellen, der Sinn sei schon gemacht, es gelte lediglich, ihn zu suchen und - hoffentlich - zu finden.

Sagen wir einem invaliden Menschen, Gott habe von allem Anfang an Sinn in das Gebrechen gelegt, so bleibt dem Betroffenen nichts anderes als demütige Bejahung des Geschicks übrig. Damit ist es dem Ich verwehrt, Zugang zu seiner Wut und dem tiefen Betrübnis über die Behinderung zu finden. Entweder verdrängt es diese Gefühle ganz; gelingt dies nicht, so hat es deswegen dauernd ein schlechtes Gewissen.

Bemerkenswert ist auch die Ansicht Dorothee Sülles, die in ihrer Theologie nach Auschwitz darauf hinweist, dass Gott aus unserer Welt verschwunden und der Mensch in dieser Zeit der Gottferne sein Stellvertreter sei (Sülle, 1982). Ein solches Selbstverständnis hat nichts mit einer Heroisierung des Ichs zu tun, auch nicht mit einer ungesunden Egozentrizität und einem unbekömmlichen Ego trip. Vielmehr äußert sich darin der Gedanke, dass es allein der Glaube ist, der in einer Zeit, wo Gott abwesend ist, hilft. Das ist wohl das tiefste Verständnis des Glaubens: Glauben an Gott, auch wenn er nicht da ist, wenn er verborgen, ein «Deus abscon- ditus» ist. Oder man könnte auch so sagen: Glauben an das Gute, auch wenn das Böse zu überwiegen scheint, glauben an Gott gegen Gott, glauben an den dem Menschen wohlgesinnten Gott in Zeiten, wo Gott sich verdunkelt hat. - Dazu fällt mir Hildegard von Bingens (1098-1179) wunderschöne Formulierung ein, sie spricht vom «Grünen des Glaubens» (1972, S. 172).

24. Juli

Jüngst schickte mir die Universität Lausanne einen Packen Papier: Fragebogen. Eine mühsame Arbeit stünde ins Haus, wollte ich auf die Fragen ausführlich eingehen. Ich werde sie kurz und spontan beantworten, wie dies verlangt wird. An dieser Stelle gehe ich einigen Punkten genauer nach. Das Team, welches diese Untersuchung über Psychotherapie anstellt, fragt zum Beispiel: Unterscheidet sich die psychotherapeutische Beziehung von anderen Beziehungen im alltäglichen Leben? Warum?

Sie unterscheidet sich ganz gewiß in der Hinsicht, ais neben Beziehung immer auch Übertragung im Spiel ist. Es geht in der Psychotherapie zunächst um die Herausschälung der Beziehung aus der Übertragung (Jacoby, 1987). Das gelingt indes nur, wenn ich als Therapeutin zurückhaltend bin in der Darstellung meiner Person, damit sich der Analysand an mir erfahren kann. Das heißt mit anderen Worten, dass er mich benutzen lernt für die Übertragung seiner Elternfiguren auf mich. Anders als in anderen Beziehungen, wo Projektionen keine Chance haben, besprochen zu werden, ist in der Analyse Platz dafür, ja, es ist eines der zentralen Anliegen der Analyse, das Vater- und Mutterbild bewußt zu machen. Es geht um die Erhellung und Auflösung der von Freud so genannten Übertragungsneurose. Beispiel: Hat jemand eine nörglerische Mutter gehabt, so wird er diese auf mich, seine Analytikerin, übertragen, das heißt, er wird auch mich nörglerisch empfinden. In der Analyse besteht nun die Möglichkeit, das Mutterbild, das er auf mich überträgt, bewußt zu machen, so dass er mich nicht mehr durch das Bild seiner Mutter erfahren muß. Ist diese Übertragung einmal bewußt gemacht, kann Beziehung entstehen, kann er mich so wahrnehmen, wie ich bin.

In Ergänzung zur Freudschen Sicht kommt nach Jungschem Verständnis noch ein weiteres hinzu: Jung nahm neben dem persönlichen Unbewußten noch ein kollektives Unbewußtes an, in welchem die typischen, menschlichen Themen gespeichert sind. Außerdem wird das Unbewußte nach Jung nicht statisch verstanden, sondern als in dauernder Bewegung befindlich, es bringt, anders gesagt, auch Themen hervor, die niemals bewußt erlebt worden sind. Zum Beispiel: Hat ein Mensch einen durch und durch negativen Vater gehabt und diesen auch negativ erlebt, so besteht die Möglichkeit, dass in der Therapie das noch im Unbewußten schlummernde positive Vater bild konstelliert wird. Konstelliert es sich, so wird es zunächst in der Projektion, in der Übertragung auf den Analytiker erlebt. Für eine Zeitlang ist dann der Analytiker der positive Vater. Hier sollte indes die Analyse nicht beendet sein, sondern das positive Vater bild müßte in die

Psyche des Analysanden integriert werden können. Das würde bedeuten, dass er sich selber positiv väterlich annehmen und väterliche Prinzipien anwenden kann, solche Züge auch bei anderen Menschen wahrnimmt und im übrigen die Sehnsucht nach einem positiven Vater so weit integriert hat, dass er nicht mehr dazu neigt, Menschen diesbezüglich zu idealisieren oder sie über Gebühr abzuwerten, wenn sie nicht positiv väterlich sind, und schließlich die Enttäuschung, dass es den positiven Vater an sich nicht gibt, zu tolerieren vermag. Der positive Vater ist letztlich ein Archetyp, dieser ist unanschaulich und tritt im Menschen nur im persönlichen Aspekt gebrochen in Erscheinung. Ideale gibt es auf Erden nicht, wir können lediglich die Spiegelung derselben im menschlichen, unvollkommenen Feld erfahren.

Dieser Sachverhalt verlangt, wie bereits erwähnt, dass sich der Analytiker zurückhaltend gibt und seine Persönlichkeit nicht zur Darstellung bringt. Würde er dies tun, so hätte der Analysand keine Möglichkeit, sich am Analytiker zu erfahren und sich über sich und seine Geschichte bewußt zu werden. Bezüglich der Übertragung bedeutet das außerdem, dass auch Inhalte, die nie bewußt waren, sich in der Übertragung auf den Analytiker äußern können. Übertragung heißt nach Jungschem Verständnis auch, dass zukünftige Möglichkeiten der Persönlichkeit zunächst in der Übertragung auf den Analytiker erlebt werden können und so die Chance haben, bewußt und damit verfügbar zu werden.

Ein weiteres Charakteristikum der therapeutischen Beziehung ist die Reflexion. Der Analytiker ist aufgerufen, das, was er am Analysanden erfährt, zu reflektieren. Er lebt seine Reaktionen auf den Analysanden nicht aus, agiert, wie das Fachwort dafür heißt, nicht, sondern denkt über seine Reaktionen nach. Spürt er Zorn, so zürnt er dem Analysanden nicht, sondern bringt den Zorn in einer Form auf den Tisch, dass beide darüber nachzudenken beginnen, warum der Analytiker in Gegenwart des Analysanden Zorn empfindet. Es kann sich um einen illusionären Zorn handeln, der mit dem Analysanden nichts zu tun hat. Es kann sich aber auch um einen Zorn handeln, der mit dem Analysanden zu

tun hat. Wir nennen dies eine syntone Gegenübertragung. Der Zorn ist eventuell der unbewußte Zorn im Analysanden. In einem solchen Fall nimmt der Analytiker noch unbewußte Gefühle im Analysanden wahr. Zorn war vielleicht nie erlaubt gewesen in der Familienideologie des Analysanden. In der Analyse besteht nun die Möglichkeit und der nötige Freiraum, sich dieses aggressiven Potentials bewußt zu werden und es allmählich zu integrieren.
Die therapeutische Beziehung ist zunächst picht reziprok; sie wird erst gegen das Ende der Analyse reziprok.

Immer wieder hört man, dieses Angebot sei künstlich, als Analysand erfahre man nichts vom Analytiker, man zöge es vor, mit ihm ganz normal sprechen zu können. Ja, es stimmt, so verhält es sich mit der Analyse. Künstlich wird ein Zeit-Raum bemessen, in welchem sich der Analysand bewußt zu erfahren lernt, in welchem beide sich aneinander reflektiert und nicht agierend erleben können.
Woran erkennen wir, dass eine Psychotherapie erfolgreich gewesen ist? lautet eine der nächsten Fragen.
Gewiß ist, dass Erfolg nicht gleich Heilung ist. Das nicht allein mental zu wissen, sondern es als gefühltes Wissen integriert zu haben, kostete mich Jahre, ja vielleicht sogar Jahrzehnte. Ein Schlag ins Gesicht eines jeden, der Heilung bei uns Therapeuten sucht? Ja, das ist es; allein der Takt des Therapeuten und sein «timing» vermögen es, den Schlag in eine prozeßhafte, allmähliche Erkenntnis abzuwandeln. Die zu Beginn einer Behandlung konstelliert en Heilungs- und Heilserwartung sind die Regel, sollen den Therapeuten indes nicht zu drastischen Reaktionen hinreißen, indem er diese Erwartungen infantil nennt und damit frustriert oder indem er sich von ihnen fangen läßt und dem Klienten mehr verspricht, als er halten kann.

Behandlungserfolg kann sich nicht und sollte sich nicht allein im Verschwinden des Symptoms erschöpfen. Also keine Heilung von Migräne, von Impotenz, von Depression, von Negativität sich selber gegenüber, von Zwängen, von notorischem Lügen und anderem? Es ist zwar schön, wenn die Symptome verschwin-

den, doch ist das bei weiten nicht immer der Fall. Manche Symptome verschwinden nie, Erfolg ist nicht gleich Heilung. Erfolg ist auch dann gegeben, wenn der Klient am Leiden reift. Diese Reifung bezieht sich meiner Ansicht nach auf:

Introspektionsfähigkeit,
positive Toleranz des Ichs,
Schattenintegration,
Verzicht auf Vollkommenheit und Paradieseserwartungen,
Eröffnung der Zentrovision,
Anschluss an das Unbewußte,
Weisheit,
Humor,
Liebesfähigkeit,
Kreativität.

Dazu nun einige Ausführungen!

Introspektion ist die Fähigkeit nach innen zu schauen, wahrzunehmen, was in einem vorgeht. Welche Gedanken, Gefühle, Phantasien, Träume, Intuitionen, Körperempfindungen habe ich? Kann ich diese vorurteilslos als reine Phänomene wahrnehmen? Um diese Fragen positiv beantworten zu können, braucht es viel Zeit, ist doch in den meisten Fällen der westliche Erziehungsstil christlich-protestantischer Prägung erfolgreich gewesen. Mit ihm hat man den Menschen von allem Anfang an abtrainiert, sich mit sich selber zu befassen. Dies geschah und geschieht immer noch durch die wohlbekannten Ermahnungen: Nimm dich nicht so ernst! Man weiß doch, was man will! Du bist ein Hans Guck' in die Luft! Objektiv bleiben, ganz objektiv bleiben! Gefühle!? Ach was, das bringt doch nichts, sachlich, vernünftig muß man sein! Gefühle haben Frauen! Träume sind Schäume! Sei nicht so wehleidig! Schmerzen sind dazu da, um überwunden zu werden! - Die Liste ließe sich noch beliebig verlängern. All diese Ermahnungen führen zu einer Vernachlässigung des Subjekts und fördern die Hinwendung zu den Objekten. Wer diese Lehre in sich aufgenommen hat, kommt davon so leicht nicht

mehr los und erwartet ganz selbstverständlich, dass sein Therapeut ebenfalls diese Ansichten vertritt.

Erst im Laufe der Analyse erringt der Analysand die Fähigkeit der reinen Wahrnehmung seiner selbst, welche die Voraussetzung ist für einen förderlichen Umgang mit sich selber.

Unter der positiven Toleranz des Ichs wird die Fähigkeit verstanden, sich selber mit seinen Vorzügen und Fehlern anzunehmen, zu tolerieren.

Eng damit verbunden ist die Schattenintegration: Diese bedeutet, dass negative, böse, dunkle Seiten der Persönlichkeit erkannt werden sollen. Sie verlangt aber auch, dass positive Seiten gesehen werden können und aus dem Schattendasein dadurch erlöst werden, dass ein Mensch beginnt, diese verkümmerten, aber positiven Seiten zu seinem Leben zuzulassen. Schattenintegration heißt annehmen, dass alles einen Schatten hat. Das tönt so einfach, ist es aber nicht, weil Schattenintegration sehr eng mit Idealen und Paradieseserwartungen verknüpft ist. Die Fähigkeit, auf diese anspruchsvolle Meßskala weitgehend zu verzichten, war mir in meiner ganzen Auseinandersetzung mit mir selber eines der fruchtbarsten und wichtigsten Momente. Wie so viele andere Menschen hing ich dem Streben nach Vollkommenheit nach. Zum einen hatte ich nach Vollkommenheit zu streben, und zum andern bewunderte ich diese bei anderen Menschen. Fehlte sie aber, so verurteilte ich sie. Ich glaubte naiverweise, dass Ideale wirklich voll und ganz realisiert werden können, wenn man dies nur wollen will. Mit anderen Worten, ich glaubte ans Paradies, und ich war mir unbewußt gewiß, dass die Welt eben doch einmal «aufgehen» würde. Sie «geht nicht auf»! Das lernte ich einigermaßen akzeptieren, und das war und ist immer noch fruchtbar. Das Streben nach einer Welt, die «aufgeht», wenn man nur will, überfordert einen jeden, macht herb und hart im Urteil über sich und andere, führt zu vorprogrammierten Enttäuschungen, zu Unzufriedenheit und Blockierungen.

Dem Glauben an die Vollkommenheit war indessen nicht nur ich allein verfallen, das Streben nach Vollkommenheit ist Ausdruck

des im patriarchalen Selbst- und Weltverständnis eingeprägten Aufwärtsstrebens, nach mehr, schneller und besser, ist ferner Zeichen eines naiven Glaubens an den Fortschritt, ans Paradies. Schattenintegration und Verzicht auf Vollkommenheit und Paradies gehören zusammen und fordern in letzter Analyse ein verändertes Menschen- und Gottesbild. Gott hat den Teufel eben doch auch geschaffen, den stolzen Engel Luzifer, keine noch so alte Spitzfindigkeit kommt daran vorbei.

Zentrovision ist ein vom Jung-Schüler Erich Neumann geschaffener Begriff (Neumann, 1963, S. 154) und meint, dass das Ich sich allmählich in den Stand setzen lernt, das Zentrum der Persönlichkeit zu erahnen, zu erfühlen, zu sehen, um dieser Vision entsprechende Handlungen ausführen zu können. Das Zentrum unserer selbst ist die virtuelle Mitte unserer Persönlichkeit, ist unser echtes Wesen, unsere wahre Natur, unsere Ganzheit, unser Selbst. Vision wohl deshalb, weil wir dieses Ziel nie ganz erreichen, sondern nur danach streben können und es auch sollen. Zentrovision entspricht einem Gefühl für sich selber, ist die leise Stimme unseres Innern, ist die Fähigkeit zu wissen, was einem guttut. Man sollte meinen, dass ein jeder wisse, was das ist. Dem ist nach meiner Erfahrung und nach den Erkenntnissen über die Frühstörungen nicht immer so.

Viele Menschen wissen wohl, was anderen guttut, was indes ihnen guttut, wissen sie nicht. Dabei versteht man unter Guttun nicht etwas Egoistisches, Guttun steht im Dienst der Entfaltung unseres innersten Wesens, meint letztlich Individuation. Zentrovision heißt auch Abstand von allen einseitigen Personaverstrikkungen, allem künstlichen Gehabe, meint Streben nach Echtheit, Ganzheit, Wesentlichkeit, Fülle der Entfaltung, jedoch nie im absoluten und deshalb fanatischen Sinne, sondern im Sinne des je und je hier und jetzt Möglichen.

Anschluss an das Unbewußte: Warum ich diesen Punkt zuletzt nenne, hat seinen guten Grund darin, dass alle vorangegangenen Erläuterungen die förderliche und bekömmliche Beziehung zum Unbewußten erst ermöglichen.

Bin ich nämlich zum Beispiel verstrickt in eine Paradiesesvorstellung, so nehme ich die Produkte des Unbewußten durch diese Vorstellung wahr und verstehe das Unbewußte gemäß dieser Vorstellung. Die Paradieseserwartung läßt mich das Unbewußte nicht rein phänomenologisch wahrnehmen, sondern verzerrt die Optik. Anschluss an das Unbewußte heißt nicht allein Abbau der zum Unbewußten hin errichteten Schranken, sondern bedeutet auch Beginn eines Prozesses, der weit über eine Analyse hinausreicht. Meint letztendlich Sein und Werden aus der Tiefe, dem gegenüber ein jeder im Prozeß der Wahrnehmung sein sollte. Bezug zum Unbewußten bedeutet ständiger Dialog mit der anderen Seite unserer Persönlichkeit.

Das sind in Kürze die Fähigkeiten, die ein Mensch am Ende einer Analyse einigermaßen zur Verfügung haben sollte. Das nenne ich Erfolg, wenn dieses Wort überhaupt gebraucht werden soll. Ich möchte gern ein anderes Wort finden. Es fällt mir folgendes ein: Erfolg der Analyse sollte das «Selbst im Prozeß» sein. Diesen Ausdruck entnehme ich Jungs Schrift «Der philosophische Baum» (Jung, 1945/54). Jung schreibt hier über Baumvorstellungen und setzt das Symbol des Baumes mit dem Selbst gleich, wobei er Zukunft und Vergangenheit einbezieht und zur Formulierung des Selbst im Prozeß gelangt. Gelingt es, uns selber wie einen Baum wahrzunehmen, erleben wir uns in einem Prozeß stehend, verstehen wir uns so, wie es Hermann Hesse in seinem bekannten Gedicht «Stufen» ausgedrückt hat:

> Wie jede Blüte welkt und jede Jugend
> Dem Alter weicht, blüht jede Lebensstufe,
> Blüht jede Weisheit auch und jede Tugend
> Zu ihrer Zeit und darf nicht ewig dauern.
> Es muß das Herz bei jedem Lebensrufe
> Bereit zum Abschied sein und Neubeginne,
> Um sich in Tapferkeit und ohne Trauern
> In neue andre Bindungen zu geben.

Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.

Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten,
An keinem wie an einer Heimat hängen,
Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen,
Er will uns Stuf' um Stufe heben, weiten.
Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise
Und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen,
Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,
Mag lähmender Gewöhnung sich entraffen.

Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde
uns neuen Räumen jung entgegensenden,
des Lebens Ruf an uns wird niemals enden...
Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!

(Hesse, 1942, S. 419)

Diese Ausführungen zur Frage des Erfolgs in der Psychotherapie sind eng verknüpft mit einer Weltanschauung, gemäß welcher der Mensch auf Erden ist, um sein bestes Potential zu verwirklichen. Das habe ich, soweit ich mich zurückerinnern kann, schon immer mehr oder weniger dumpf angenommen oder empfunden. Woher ich das habe, weiß ich nicht. Durch die Psychologie Jungs hat sich diese Anschauung erweitert. Sie gab mir den für meine Annahme notwendigen großzügigen Raum und stellte sie auf eine breite Basis, ja, machte mir meine Annahme überhaupt erst richtig bewußt und rettete sie vor dem Verschwinden ins Unbewußte.

In diesem Sinne kann ich eine weitere Frage des Fragebogens beantworten; in ihr wird danach gefragt, inwiefern die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schule meine Praxis beeinflusst. Ich halte Sinnstiftung und Individuation für äußerst wichtig, was sicher meine Praxis beeinflusst, sie aber nicht so prägen sollte, dass ich blind wäre für menschliche Probleme, bei denen es nicht in erster Linie und offensichtlich um diese Einstellung geht. Man kann nicht alles über den Amboß der hehren Ziele schlagen.

Während die veränderte Einstellung sich selber gegenüber ein wichtiges Ziel der Analyse ist, gilt es daneben aber auch noch andere übergreifende Ziele zu bedenken. Die wichtigsten scheinen mir Weisheit, Humor, Liebesfähigkeit und Kreativität zu sein. Diese Fähigkeiten sind einige Kennzeichen des charakteristischen Menschenbildes, welches die Tiefenpsychologie an visiert. Von Autoren verschiedenster Schulen werden diese Fähigkeiten immer wieder genannt. Ich würde noch das Streben nach einem sich vermehrenden Bewußtsein nennen. Allerdings ist es dabei wichtig, nicht einer «deformation professionelle» zu verfallen und immer alles analysieren und bewußtmachen zu wollen. Wer stets gleich schußbereit mit psychologischen Ansichten und Einsichten ist, tut dies meist aus Abwehr und/oder ist mit psychologischen Waffen zum Angriff gerüstet. So wichtig die Fähigkeit ist, das Bewußtsein zu erweitern, so wesentlich ist es auch, auf Bewußtsein verzichten zu können. Damit ist Spontaneität gewonnen; frisch, frank und frei sein zu können, ist nicht nur für uns selber, sondern auch für die Umwelt befreiend.

Jung gibt der Ganzheit unter den in der Analyse zu erreichenden Zielen zweifelsohne den Vorzug. Doch was ist Ganzheit? Die mögliche und harmonische Ausbildung all meiner Fähigkeiten? Die Toleranz für meine Schwächen und Schattenseiten? Das Ertragenkönnen von Ambivalenzen, Zweifeln und chronischen Defiziten? Bezogenheit auf andere und zu mir selber? Eine gewisse Sozialisation? Ausrichtung auf eine ahnend wahrgenommene innere Richtung? Bezogenheit auf das Unendliche, religiöse Haltung? Das alles, denke ich, gehört zur Ganzheit.

In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an eine Briefstelle in Jungs Korrespondenz. Auf die Frage, wie man denn leben solle, antwortete Jung der Briefschreiberin, dass der individuelle Weg eben nicht im voraus gewußt werden könne:

> «Wollen Sie aber den individuellen Weg gehen, so ist es der Weg, den Sie machen, der nirgends vorgeschrieben ist, den man nicht im voraus kennt und der einfach aus sich selber entsteht, wenn man einen Fuß

vor den anderen setzt. [...] Da nützt es natürlich gar nichts, darüber zu spekulieren, was man leben sollte» (Jung, Briefe, Bd. I, S. 175/6).

Das ist eine der Stellen, die mir Jung immer wieder lieb machen. Er traut den Menschen Autonomie zu. Er schreibt ihnen ein eigenes Bewußtsein zu und läßt zu, dass sich ein jeder seine eigene Meinung bildet. Er bezieht die subjektive Erfahrung eines jeden in sein Menschenbild ein und gibt ihr den ihr gebührenden Platz zurück. Ohne gleich eines «Animusses» verdächtigt zu werden, darf ich also meine eigene Erfahrung haben und darf die Schlüsse, die ich daraus ziehe, auch formulieren. Das ist befreiend. Wie wenig Menschen sich das zutrauen, ist hingegen eine Erfahrung, die ich täglich in der Praxis mache. Nur wenige meiner Klienten trauen sich den eigenen Standpunkt zu. Dabei wird zunächst, als wäre es das Einfachste auf der Welt, gesagt, was gedacht wird; kommt es jedoch auf den gefühlten Standpunkt, auf die gefühlte, erlebte Erfahrung an, so erlauben sich nur noch wenige Menschen eigene, echte Erfahrungen. Da ist es dann allemal gut und tröstlich, daran zu erinnern, dass man einen Weg, den es nicht gibt, auch nicht verfehlen kann.

Zur Ganzheit gehören auch das Kranke, die Krankheit, das Leiden. Das Böse gehört ebenso dazu wie das Dunkle, und ich meine, diese Ausdrucksweise sei präziser, als einfach von Schattenseiten zu sprechen.

«O Herr, gib jedem seinen eignen Tod./Das Sterben, das aus jenem Leben geht,/darin er Liebe hatte, Sinn und Not», heißt es in Rilkes (1875-1926) «Stundenbuch» (1905, S. 92). Jung sah den Lebenssinn in der Ganzheit. Kurz vor seinem Tode träumte er von einem großen, runden Steinblock, der die Inschrift trug: «Zum Zeichen deiner Ganzheit und Einheit» (Wehr, 1985, S. 403).

So soll sich wohl ein jeder seine eigene Antwort auf das Dasein geben. Zu diesen erhebenden Gedanken gehören auch andere, nämlich, dass für viele Menschen das Leben auch ohne Sinn vergeht, nicht wegen ihrer Unfähigkeit, Sinn zu suchen, sondern

«einfach so». Nicht jeder individuiert, kann individuieren. So wie Bäume durch einen Sturm brechen, stürzen, gibt es plötzlich abgebrochene Leben, verhinderte Sinnsuche. Dazu noch ein weiterer Gedanke: Meine Freundin K. gab dafür ein anschauliches Bild. Sie sei sonntags im Wald gewesen, sei zu einer Eiche gekommen und habe an deren Wurzeln eine Unzahl von kleinen Eichkeimlingen gesehen. Weißt du, sagte sie, da wächst auch nicht ein jeder zu einem Baum heran, da individuiert auch nicht jeder Keim. Allerdings, muß man hinzufügen, erscheint uns das vielleicht bloß so; eine übergeordnete Sicht mag manchen Sinn zu erkennen, den der einzelne aus seiner Perspektive nicht sehen kann. - In diesen Zusammenhang gehört auch die unendliche Frage: Hat ein Kind, das früh stirbt, Ganzheit?

(> 9. Mai; 25. September; 2. Oktober; 4. November 1990)

25. Juli

Lebensrecht finde ich vor allem in der Arbeit, das war schon immer so und ist heute nicht anders. Indessen: Heute tue ich meine Arbeit mit Freude (meistens), und diese reicht über die Arbeit hinaus und macht mir all jene Momente lebenswert, in denen ich nichts tue, nicht arbeite. Das ist ein bemerkenswerter Unterschied zu früher.

Menschen, die zuviel arbeiten, ist man zu sagen geneigt, sie sollten sich doch endlich einmal Ferien gönnen, sie sollten weniger arbeiten. Das ist ungut, aus seiner Haut kann niemand - oder zumindest nicht so schnell man kann ihnen aber die Anregung geben, sie sollten wenigstens dafür sorgen, dass sie ihre Arbeit mit Freude, lustvoll, verrichten.

27. Juli

Zwei Freuden heute morgen: Frau V. kam nach den Ferien in die Stunde und erzählte; dann: Stille. Ich: Es geht Ihnen gut, doch da kommt man vielleicht unter Druck in der Analyse, weil man nicht gerade weiß, was man sagen will. Sie: Nein, das nicht, ich bin so froh, auch einmal etwas Gutes berichten zu können.

Frau V. war in den letzten Monaten durch eine Phase stark depressiver Verstimmungen gegangen. Und nun war es, als hätten meine Worte ihr die Möglichkeit gegeben, über die Erfahrungen während der Aufhellung der Depression zu berichten. In der Zeit des Endes einer Depression befinden sich die Menschen in einem unsagbar guten Selbstverständnis, ich möchte es geradezu als klassisch menschlich im besten Sinne verstehen. Dankbarkeit ist wohl die nun alles verbindende Befindlichkeit. Dankbar dafür, dass das Leben zurückgekommen ist, dankbar, dass das Lebendige einen erreichen konnte. Nicht selten sprechen die Menschen vom wieder geschenkten Leben, von Gnade auch. Dieses Im-Dank- Sein ist einer religiösen Ausrichtung sehr nahe. Ichhaftigkeit, Kontrollverhalten haben einer friedlichen, arglosen Stimmung Platz gemacht. Sein und Wollen sind im Einklang. Es ist die Stim- mung, welche Conrad Ferdinand Meyer (1825-1898), selber ein stark von Schwermut Gezeichneter (Asper, 1988a), so meisterhaft beschreibt. Drei entsprechende Gedichtstellen möchte ich in Erinnerung rufen:

> Endlich, endlich durch das Dunkel bricht
> - Es war Zeit - ein schwaches Flimmerlicht -
> Denn ich wußte nicht, wie mir geschah.
> Sterne, Sterne, bleibt mir immer nah!
>
> (Schwüle, S. 762)

Was geb ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied
Ein kleines, stilles Leuchten!

(Fimelicht, S. 777)

Wie heilt sich ein verlassen Herz,
der dunklen Schwermut Beute?
Mit Becher-Rundgeläute?
Mit herbem Spott? Mit frevlem Scherz?
Nein, mit ein bißchen Freude!

(Ein bißchen Freude, S. 764)

In Frau V.s Depressionen fehlte das, was diese Zustände meist so grauenhaft und quälend werden läßt, nämlich der sich rächende Gott, der Strafende und Züchtigende. Für sie ging Depression in ihrer religiösen Dimension mit der Erfahrung der Gottferne, des «Deus absconditus» einher. Gott war dann jeweils einfach nicht da und wurde auch nicht zum verfolgenden Zuchtmeister, der die Betroffenen von Grübelzwang zu Grübelzwang führt und sie ihre Verfehlungen in gleißendem Licht sehen läßt. In ihren Depressionen war das Erlebnis der Leere, der öden, blanden Leere zentral. Sie verband ihre Gottesvorstellung mit dem Religionsunterricht, wo sie durch einen liebevollen und bezogenen Religionslehrer zu einer versöhnlichen, barmherzigen Gottesvorstellung hingeführt worden war. Sie hatte Glück. Nicht alle haben das.
Am gleichen Vormittag erzählte mir eine Frau, sie sei von ihrer Mutter im Alter von fünf Jahren in ein katholisches Internat gegeben worden. Während fast gut zwei Jahren weckte sie eine Nonne mitten in der Nacht und sagte ihr, sie komme in die Hölle, wenn..., und fügte allerhand Ermahnungen hinzu, die ein Kind für seine geringfügigen Verfehlungen eben entgegennehmen muß. Ihre Mutter habe sie im Internat belassen, obwohl sie inständig darum gebeten habe, weggebracht zu werden. Es gibt nichts, was es nicht gibt, dachte ich mir und war sehr betroffen von der traumatischen Erinnerung meiner Klientin.

Das andere gute Erlebnis von heute morgen betraf Herrn G. Er kommt nun schon fast ein Jahr zu mir in Psychotherapie. Er ist geschieden, lebt allein, ist allein und erlebt sich bisweilen als sehr vereinsamt. Seine depressiven Stimmungen machen sein Selbst- und Welterleben zu einer grauen, unattraktiven und ungegliederten Erlebnismasse. Glücklos bei Frauen, wie er meinte, war er darauf fixiert, eine Partnerin zu finden, und tat alles erdenklich Mögliche, um endlich die Frau zu finden, die ihm das Leben angenehmer gestalten würde. Frau war synonym mit Paradies, Lebensleichtigkeit und Harmonie. Psychologisch gesehen, war seine Anima im Objektzustand fixiert, war projiziert auf die Frau im Außen. Immer wieder sprachen wir diese Lebenssituation durch, in welcher auch so gar nichts «floß» und «flüssig» war, kein noch so kleines Lebensströmehen zu entdecken war, das seinem Leben wieder freien Lauf gewährt hätte.

Vor zwei Wochen hatte er kurzfristig seine Stunde abgesagt, er müsse seine Enkel hüten. Die Woche darauf fiel wegen meiner Ferien die Stunde aus, und so sah ich ihn denn erst wieder nach einer Pause von drei Wochen. Ich hatte vor, seine Stundenabsage zu thematisieren. Es kam nicht dazu. Herr G. brachte mir eine längst angesagte Tonplastik mit, mit welcher er sein unfruchtbares, düsteres Erleben darzustellen versucht hatte. Dann begann er von den Enkelkindern zu erzählen, einem dreieinhalbjährigen Mädchen und einem zweijährigen Jungen. Er habe die Kinder nun bereits mehrmals während ein bis drei Tagen gehütet, sich ihrer angenommen. Auf der Tochter ihre Bitte hin? fragte ich. Nein, auf meinen Wunsch hin, sagte er. Und nun begann er, sonst wortkarg und in sich verkrallt, von den Kindern zu sprechen. Lebendig, farbig schilderte er das Zusammensein mit ihnen. Dann aber kam: Das ist doch sicher nicht gut, dass ich mich so an meine Enkel klammere. Ich erwiderte: Das ist ja wohl das Beste, das ihren Enkeln passieren kann, wachsen sie doch in einem ungünstigen Umfeld auf, haben keinen Vater und leben mit einer Mutter, die sie offenbar nicht optimal versorgt und durch die ganze Situation überfordert ist.

Auch hier, schien mir, hatte das Leben wieder eingerastet, war wieder Bewegung in ein als wüstenähnlich empfundenes Dasein gekommen. Wie das letztlich geschah, kann ich nicht sagen, die Libido, eine kapriziöse Dame allemal, hatte sich wieder gezeigt, und das war vorerst einmal genug.

Die Analyse der Stundenabsage mußte warten, was sich richtig anfühlte. Auch ließ ich den Gedankenblitz, er habe die Tonplastik just im Nachhinein auf eine Stundenabsage gebracht, um mich damit versöhnlich zu stimmen, einstweilen auf sich beruhen. Wichtig schien mir, mit dem Leben zu gehen und ihn da zu spiegeln, als gleich das lebenshemmende Element der Kritik einzubringen.

Nachtrag 5. August:

In der nächsten Stunde brachte Herr G. von sich aus das Thema auf die Stundenabsage. Er verstehe nicht, warum ich ihm die Stunde verrechnet hätte. Ich gab ihm meine Begründung, die er verstehen konnte, auch erinnerte er sich, dass ich ihm beim Erstgespräch die 24-Stunden-Regel mitgeteilt hatte. Ich warf noch ein, dass ich mich schon gewundert hätte, dass er sich das Hüten der Enkel so viel habe kosten lassen. Schließlich meinte Herr G., es stehe ja nirgends geschrieben, dass man Stunden 24 Stunden vorher absagen müsse, damit sie nicht verrechnet würden. Er brachte das mit Humor und recht locker vor. Ich fand, er vertei- dige sich außerordentlich gut, und freute mich darüber, für ein- mal nicht ein depressives Schuldbekenntnis zu hören. Ich sagte ihm, er würde sich gut verteidigen, und schlug ihm vor, den Ver- lust zu teilen, was er fair fand.

28. Juli

Gestern beim Nachtessen erzählte ich einer Kollegin von meinem Lesevergnügen mit Paula Fichtls Erinnerungen an Sigmund Freud und dessen Tochter Anna (Berthelsen, 1989).

Paula Fichtl, nunmehr über achtzig Jahre alt, war jahrzehntelang

Dienstmädchen der Familie Freud gewesen und begleitete diese auch ins Londoner Exil (1939). Ein findiger Journalist ließ sich ihre Erinnerungen erzählen und fügte sie als «ghost-writer» zu einem Ganzen zusammen. Solche Bücher sind heute Mode.

Paulas Sicht auf die beiden Großen brachte mir die menschliche, allzumenschliche Seite Sigmund Freuds und seiner Tochter Anna nahe. Anna Freud soll jeweils während den Analysestunden gestickt, genäht, gewoben und gestrickt haben. Leidenschaftlich habe sie das Handarbeiten geliebt, was auch von ihrer Nichte Sophie Freud bestätigt wird (Freud, Sophie, 1989, S. 63ff.). Diese Leseerinnerung ist mir deshalb haften geblieben, weil es schon oft mein Wunsch gewesen war, während Analysestunden zu sticken. Wir diskutierten das gestern abend,dabei kamC.zumSchluss,dass wohl jeder sich manchmal während der Analysestunden die Ein- kaufsliste zusammenstelle, es aber nicht erlaubt sei, dass eine Ana- lytikerin sich mit einer Handarbeit beschäftige. Seltsam ist das. Wenn ich mich zurückerinnere, habe ich meine Eltern vor allem dann als nah und bezogen erlebt, wenn ich ihnen erzählte, wäh- rend sie beschäftigt waren, meine Mutter mit Stricken, mein Va- ter mit der Buchhaltung oder mit Gartenarbeit. Beide hielten dann in ihrer Beschäftigung inne, hörten zu und fuhren in ihrer Arbeit gelegentlich wieder fort. Sie gaben mir damit Zeit, mich meinen eigenen Gedanken zuzuwenden. Des Druckes ledig, war auch das Gesehen- und Beobachtetwerden diskreter als bei einem direkten Gespräch. So kann ich mir denn wirklich denken, eine Handarbeit in der Analyse könnte für beide Analyse- partner günstig und fruchtbar sein. Das ständige Gesehen wer- den im Jungschen «setting» der Analyse, wo man sich in der Analyse gegenübersitzt, ist für beide anstrengend und schafft den oft als unangenehm empfundenen Druck, im Gespräch blei- ben zu müssen, wozu sonst säße man sich denn gegenüber?

Trotzdem: eine Hemmschwelle bleibt, und ich weiß nicht, ob ich den Wunsch je in die Realität umsetzen werde. Als kleines Projektchen allerdings will ich künftig ein spezielles Augenmerk darauf verwenden, welche Phantasien meine Analysanden über

meine Zuhörerfunktion haben. Was ist ihnen angenehm - dasitzen und aufmerksam zuhören, dasitzen und sticken, stehen, herumgehen, neben ihnen sitzen ...? Ich werde dabei auch meine Gegenübertragungsphantasien wahrnehmen und mich fragen müssen, warum ich mir zum Beispiel bei dem einen verstellen könnte zu sticken und bei dem andern nicht. Durch das Bewußtwerden dieser Phantasien lernen wir beide etwas über uns und die Konstellation, die zwischen uns besteht, kennen.

30. Juli

Gehört und behalten:

Frau K. nennt eine Ehrenrettung des bloßen Funktionierens, wenn nichts mehr geht. Sie sagt: Da habe ich halt während Monaten gestrampelt. Es gibt ein Bild dafür, das ausdrückt, dass auch das noch Sinn machen kann: Ein Frosch fällt in die Milch, er strampelt und strampelt, und plötzlich gewinnt er an Boden: Aus der Milch ist ein Butterberglein geworden, eine Startbasis für den Sprung aus dem Topf heraus!

Eben komme ich von einer Unterbrechung zurück. Ich war rasch in den oberen Stock gegangen und hatte mir eine Tasse Kaffee geholt. Wie ich gerade dabei bin, in mein Büro einzutreten, bemerke ich einen kleinen, grünen Frosch auf dem Teppich sitzen. Der vertrocknet, wenn ich ihn nicht gleich hinausbefördere, geht es mir durch den Kopf. Ich hole ein Glas und einen Karton, fange ihn ein und setze ihn auf der nassen Wiese aus - und er hüpft in die Höhe und ist weg.

Wer mit Jung und vor allem mit dem Jungschen Jargon vertraut ist, sagt an so einer Stelle: welche Synchronizität! Und er ist über die Kunststücke des Unbewußten über alle Maßen erstaunt.

Eine Synchronizität (Jung, 1952) ist das akausale Zusammentreffen von Ereignissen und wird als eine solche angesprochen, wenn sie auf den Beobachter wirkt, indem sie zum Beispiel Erstaunen auslöst. Jung mißt Synchronizitäten Bedeutung zu und interpre-

tiert sie als eine Mitteilung des Unbewußten an das Bewußtsein. Weil die Synchronizität im Jungschen Jargon so gräßlich mißbraucht und zu nur großartiger Bedeutung hochstilisiert wird, reagiere ich darauf eher ärgerlich, und wenn mir eine passiert, wie in diesem Fall, dann wehre ich zunächst ab, weil ich das alles nicht mehr hören kann.

Indes frage ich mich aber doch auch, was diese Synchronizität mit den Fröschchen für mich bedeuten kann, denn betroffen hat sie mich gemacht, ist es doch eher unüblich, Frösche im Hause zu finden! Schön wäre es, mein erster spontaner Gedanke könnte richtig sein. Dieser war: Vielleicht ist es doch sinnvoll, dass jemand einen wichtigen Teil seiner therapeutischen Tätigkeit notiert, sich gewissermaßen über die Schulter guckt und sich über all jene Gedanken bewußt wird, welche die Arbeit in der Sprechstunde begleiten. Mein Manuskript ein kleiner Butterberg? Der Frosch auf dem Teppich ein Glücksfrosch?

2. August 1990

Seit acht Tagen wohnt nun A. bei mir. Meine Familie ist in die Berge gefahren zum Wandern und Bergsteigen. Das war ein Spontanentschluss, doch zu solchen Spontanferien gerade dann, wenn das Wetter mitspielt, eignet sich unser Beruf nicht. Ferien müssen lange vorher angekündigt werden. Da aber Hochsommer ist und manche Klienten eh' im Urlaub sind, habe ich weniger zu tun als sonst. Ich schätze diese Halbfreiheit und ich genieße A.s Besuch. Sie ist fleißig und arbeitet an einem Vortrag über Bulimie (Eßstörung; episodisches Essen von großen Mengen, Beendigung der Episode häufig durch selbstinduziertes Erbrechen). Wir sprechen über ihre Gedanken zum Thema und finden ihre Ansicht, Bulimie sei ein Spiegel dafür, wie die frühere Bezugsperson mit dem Kinde umgegangen sei, einleuchtend. Die bulimische Frau hat Freßattacken, freut sich am Essen - aber nicht lange - und muß alles durch künstlich provoziertes Erbrechen wieder

herausbefördern. Die Körpersensation des Essens und Schmeckens wird lustvoll und freudig gesucht, dreht sich aber sehr schnell in Ekel und Abneigung um. Dieses Verhalten könnte Abbild dafür sein, wie die frühe Bezugsperson mit dem Kinde umgegangen war. Anders ausgedrückt, die Mutter freute sich am Kind, um sich dann aus unerfindlichen Gründen plötzlich von ihm abzuwenden.

Wozu taugt diese Erklärung? frage ich; sie heilt nicht. Nein, sie ist ein Verstehensmodell, eine Arbeitshypothese, die mir als Analytikerin einer an Bulimie erkrankten Frau auf Spuren helfen kann. Aufgrund einer solchen Hypothese wird man hellhörig für Ambivalenzen, seien diese nun zugänglich durch die anamnestische Befragung oder durch das Übertragungs- und Gegenübertragungsgeschehen. Werden diese Zugänge ernst genommen und lauschen wir auch dahin, so kann aus dem Vergessen allmählich die Mutter-Kind-Beziehung rekonstruiert werden, wie es fachgerecht heißt. Rekonstruktion bedeutet Aufspüren des Gewesenen, es sichtbar, verstehbar machen, es aus dem Dunkel des Unbewußten herauslösen, und zwar so - und das ist nun das Wichtigste -, dass die Gefühle und Emotionen fühlbar werden. Es geht, anders ausgedrückt, um die affektive Erinnerung; nur die affektive Erinnerung ist heilsam, denn nur sie trägt in sich den Keim zu Einsicht, Wandlung, Reifung und eventueller Heilung. Das theoretische Verstehensmodell meiner Kollegin hat den Wert, den Analytiker auf Ambivalenzen aufmerksam zu machen. Diese lassen sich in der Biographie, den Träumen, im Verhalten der Analysandin und schließlich im Übertragungs- und Gegenübertragungsgeschehen aufspüren. Werden der Analysandin diese Ambivalenzen bewußt und versteht sie deren Gewordenheit, so hat sie Freiraum gewonnen, ambivalente Verhaltensweisen, die ihr schaden, allmählich lassen zu können.

Aber: Ist die affektive Erinnerung (> 2. August 1990) immer heilsam, oder, anders gefragt, hat sie die Bedeutung, die ihr seit dem ganz frühen Beginn der Tiefenpsychologie zugebilligt wird? Man erinnere sich an den berühmten Fall «Anna O.», die erste Fallgeschichte in den «Studien über Hysterie» (Breuer, 1895), und an den einleitenden theoretischen Artikel im gleichen Werk mit dem Titel «Über den psychischen Mechanismus hysterischer Phänomene» (Freud, 1892). Man darf diesen Aufsatz ruhig als erste tiefenpsychologische Arbeit auffassen und in ihr die epochemachende Wende von einer rein deskriptiven Psychologie zum psychodynamischen Verständnis der Psyche sehen.

Mit dem Optimismus, welche eine Entdeckung schenkt, schreiben Freud und Breuer, dass, sobald «der eingeklemmte Affekt» (Freud, 1892, S. 18) reproduziert sei, das Symptom verschwinde. Und Breuer schreibt in der Krankengeschichte von Anna O. weiter:

> «Jedes einzelne Symptom dieses verwickelten Krankheitsbildes wurde für sich vorgenommen: die sämtlichen Anlässe, bei denen es aufgetreten war, in umgekehrter Reihenfolge erzählt, beginnend mit den Tagen, bevor die Patientin bettlägerig geworden, nach rückwärts bis zu der Veranlassung des erstmaligen Auftretens. War dieses erzählt, so war das Symptom für immer behoben» (Breuer, 1895, S. 31).

Der Glaube an die affektive Erinnerung und deren Reproduktion ist indes weder abgelöst noch durch andere Erkenntnisse überholt worden. Noch heute wird fest daran geglaubt, dass die Reproduktion des «eingeklemmten Affekts» heilend ist.

Ein Blick auf das Leben Anna O.s zeigt jedoch, dass dieses therapeutische Verfahren sie nicht heilte. Sehen wir uns diese Therapie und deren Folgen etwas genauer an! Während der Zeit, als Anna O.s Krankheit florierte, zwischen Dezember 1880 und Juni 1882, behandelte Breuer diese schöne, intelligente, 21jährige, junge

Dame täglich ein- bis zweimal. Sie litt an einer ganzen Reihe von Symptomen, von denen nur die wichtigsten genannt sein sollen: Lähmungen in den Armen und Beinen, Verlust des Hör- und Sehvermögens, psychische Verworrenheit, konnte sich nur englisch ausdrücken, quälender, nervöser Husten, Halluzinationen. Auffallend war überdies das Hervortreten von zwei Bewußtseinszuständen, wovon der eine ziemlich normal war, der andere dem eines unartigen und unlenkbaren Kindes glich.

Breuer widmete Anna 0. ein ungewöhnliches Maß an Interesse und schenkte ihr warme Zuneigung. Er muß sich innerlich sehr stark mit seiner Patientin beschäftigt haben, jedenfalls, so berichtet Jones (Jones, Bd. I, S. 267), entschloß sich Breuer, mit der Behandlung aufzuhören. Er verabschiedete sich von Anna, der es besser zu gehen schien. Anna ließ ihn jedoch gleichentags wieder rufen. Er fand sie in einem Zustand höchster Erregung vor, sie befand sich in den Wehen einer hysterischen Geburt, dem «logischen Abschluss einer Phantasieschwangerschaft, die sich während Breuers Behandlung als deren Folge unsichtbar entwickelt hatte», schreibt Jones (ebd., S. 268). Breuer konnte sie beruhigen, dann suchte er aber endgültig das Weite und verreiste mit seiner Frau nach Italien auf eine zweite Hochzeitsreise.

Was hier geschah, ist die erste bezeugte Übertragung in der Tiefenpsychologie; sie muß Breuer so erschreckt haben, dass er sich in der Folge nie mehr mit der Psychoanalyse befaßte.

Anna ging es von da ab nicht so gut, wie die Berichte vermuten lassen. Es kam zu Rückfällen, auch soll sie morphiumsüchtig geworden sein. Man brachte sie in die psychiatrische Klinik Groß-Enzersdorf (ebd., S. 268), was allerdings von Freeman (1973, S. 216ff.) bezweifelt wird. Jedenfalls soll sie einer Mitteilung Breuers zufolge «ganz zerrüttet» (Jones, Bd. I, S. 268) gewesen sein. Tatsache aber bleibt, dass man über diese Jahre nichts Genaueres und Definitives weiß. Ende der 80er Jahre tauchte Anna O. dann in Frankfurt auf, wohin sie mir ihrer Mutter, die Frankfurterin war, nach des Vaters Tod gezogen war.

Doch wer war Anna O.? Hinter diesem Pseudonym verbirgt sich

eine Frau, die nicht nur als Anna O. in die Geschichte eingehen sollte, sondern als erste Sozialarbeiterin Deutschlands, wenn nicht gar Europas, großen Bekanntheitsgrad erlangte. Anna O. war Bertha Pappenheim, die vom Beginn ihrer Frankfurter Zeit an sozial und humanitär tätig wurde, Waisenhäuser gründete, sich der Prostituierten und deren Kinder annahm. Einen Großteil ihrer Zeit widmete sie der Sache der Frau und deren Emanzipation, auch gründete sie eine Zeitschrift und war selber schriftstellerisch und als Übersetzerin jüdischen Schrifttums tätig. Nicht nur reiste sie in ferne Länder, unter anderem nach Rußland und Ägypten, um dort allein und als Frau Bordelle zu besuchen und die Schmach jüdischer Prostituierter in Augenschein zu nehmen, sondern sie besuchte auch Polen und Rumänien, um dort Kinder zu retten, deren Eltern in Pogromen ums Leben gekommen waren.

Bertha Pappenheim war bis ins Alter eine schöne Frau von wienerischem Charme. Darüber hinaus zeichnete sie sich durch ein hohes Arbeitsethos aus, war zäh und unermüdlich arbeitend. Ihre Lebensart war spartanisch, unablässig stand sie im Einsatz für ihre Lebensaufgabe. Von ihren schwierigen Jahren der psychischen Krankheit soll sie nie gesprochen haben. Sie blieb unverheiratet und starb im Alter von 77 Jahren.

Bertha Pappenheim, die auch eine Reihe von Gebeten verfaßte, schrieb ihr letztes am Tage ihres Todes, es lautet: «Wenn ich hinabsteige in das ewige Dunkel, und die Wogen des Alls und des Nichts schlagen brausend über mir zusammen, dann lasse mich ungebrochen das Rechte gewollt haben - ohne Umweg - ohne Stillstand» (Freeman, 1973, S. 192).

Es ist interessant, Bertha Pappenheims Geschichte in bezug auf eine Freudsche und Jungsche Deutung hin anzusehen. Von einem psychoanalytischen Standpunkt her betrachtet, kann man sagen, dass ihre spätere Tätigkeit als Fürsorgerin verwaister Kinder ihren Wunsch, von Breuer ein Kind zu haben, weiterführte. Ferner kann man folgern, dass ihre Bemühungen um Prostituierte und deren Kinder eine hohe Sublimation ihrer unterdrückten se-

xuellen Phantasien zum Ausdruck brachte. Unbewußt könnte sie im Umgang mit Prostituierten und deren Kindern aber und abermals zügellose Phantasien erlebt haben, die sie streng verleugnete. Bertha Pappenheim würde demnach einen Gutteil ihres Lebens damit verbracht haben, Frauen zu retten, die das taten, was sie nicht wagte. Diese Frauen wurden zu Huren, trugen ihre sexuellen Wünsche zur Schau und ließen sich schwängern.

Vom Standpunkt der Jungschen Psychologie her betrachtet, sieht die Sache jedoch anders aus. In der analytischen Psychologie interessiert nicht allein die reduktive Deutung, sondern auch und vor allem die prospektive Auslegung. Dabei wird dem Warum ein Wozu zur Seite gestellt. Die Übertragung, die Bertha auf Breuer entwickelte, scheint mir einseitig gedeutet zu sein, wenn sie allein reduktiv als Wiederaufleben des ödipalen Wunsches, vom Vater ein Kind zu haben, aufgefaßt wird. Es steht nämlich auch zu vermuten, dass das Kind noch etwas ganz anderes symbolisiert. Auf der Aktualebene könnte zunächst schlicht der gesunde Wunsch Berthas, vom sympathischen Breuer ein Kind zu empfangen, für die hysterische Geburt ausschlaggebend gewesen sein. Die Prüderie der Zeit, man schrieb das Jahr 1882, könnte ihre Neigung und endliche Liebe zu dem Arzt ins Unbewußte verdrängt haben. In der Folge konnten sich Berthas Wünsche wohl nur auf dem Weg des hysterischen Symptoms Bahn brechen.

Das Kind darf aber auch als Symbol des Neuen und des Lebens schlechthin betrachtet werden (Asper, 1988 b). Demnach wäre es Ausdruck des Versuches von Berthas Seele, Autonomie und Unabhängigkeit zu erreichen. Bertha, das wird immer wieder betont, war äußerst intelligent. Diese Fähigkeiten hatten jedoch zu ihrer Zeit wenig Chancen, entwickelt zu werden. Sie war eine Tochter aus gutem Hause, der es nicht zustand, ihre Talente zu verwirklichen. Man kann deshalb zu Recht fragen, ob Berthas gesamte Krankheit Ausdruck nicht eines starken, aber nicht erlaubten Dranges zur Emanzipation war. In diesem Fall müßte ihre Krankheit als eine schöpferische betrachtet werden. Nach den Krankheitsjähren fanden ihre Energien freie Bahn, und Bertha

entwickelte eine unermüdliche Tätigkeit von großem Segen. Die Konversion einer reichen, jedoch unterdrückten Tochter hatte stattgefunden. Es war eine definitive Konversion, und Bertha sollte während rund vierzig Jahren nie mehr von dem, was sie als ihren Lebenssinn betrachtete, abweichen. So gesehen, wäre ihre selbstgewählte Aufgabe letztendlich als das symbolische Kind anzusehen, das aus der Beziehung zu Breuer entstand. Daneben konkretisierte sich dieses Kind in all den Kindern, denen Bertha Pappenheim Ersatzmutter wurde.

Am Beispiel von Bertha Pappenheims Symptomatik und deren Deutung aus der Sicht Jungs läßt sich auch jene seelische Funktion, welche Jung die transzendente Funktion nannte, exemplifizieren. Als transzendente Funktion bezeichnet Jung das Vermögen der Seele, sowohl den unbewußten als auch den bewußten Zustand zu transzendieren - darüberhinauszuwachsen - und ein Drittes zu schaffen, das beide Seiten in sich einschließt und eine kreative Lösung für den zunächst unvereinbaren Gegensatz von bewußter Absicht und unbewußtem Wollen anbietet (Jung, 1958). Die Lösung äußert sich im vereinigenden Symbol. Diese Auffassung sieht im Unbewußten nicht allein Gewesenes, sondern mißt ihm die Fähigkeit zu, seine Wünsche zu überwachsen und dem Menschen Zukunft zu eröffnen. Das habe ich immer als wohltuende Weite des Jungschen Ansatzes empfunden. Diese Psychologie bringt den Menschen weiter und reduziert ihn nicht allein auf frühere Positionen. Das vereinigende Symbol ist bei Bertha Pappenheim zweifellos das Kind. Unbewußt mag sie sich ein konkretes Kind von Breuer gewünscht haben. Demgegenüber dürfte jedoch das Verbot des Bewußtseins gestanden haben, ein Kind vom Arzt zu empfangen. Das phantasierte Kind in der hysterischen Schwangerschaft und Berthas spätere starke Zuwendung zu Kindern wäre als Produkt der transzendenten Funktion anzusehen. Ein solches Kind ist erlaubt. Das symbolische Kind befriedigt sowohl den Wunsch des Unbewußten als auch den Standpunkt des Bewußtseins.

(> 22. Mai; 17. August 1990)

Ich komme zurück auf den eingeklemmten Affekt, von dessen affektiver Erinnerung und ebensolcher Reproduktion sich die Schöpfer der Tiefenpsychologie so vieles erwarteten und auf dem die ganze nachmalig sich entwickelnde Psychoanalyse aufgebaut ist. Man spricht zwar nicht mehr vom eingeklemmten Affekt, doch der Glaube an die heilende Befreiung des Affekts ist bis heute nicht erlahmt. Janovs Theorie basiert auf dem Urschrei, ist dieser ausgestoßen, so beginnt die Heilung, um es plakativ zu sagen (Janov, 1977). Kübler-Ross glaubt daran, wenn sie die Menschen heißt, sich auf eine Matratze zu legen, um mit einem Gummischlauch die verschütteten Emotionen aus sich herauszupeitschen. Die Körpertherapeuten glauben daran, wenn sie davon ausgehen, dass der Körper die schmerzlichen Emotionen speichert. Wird nun die entsprechende Körperstelle aktiviert und berührt, so kann sich die Emotion Bahn schaffen, Beklemmung und Verklemmung sind vorbei. Auch die Liebhaber des Psychodramas glauben daran, wenn sie das Drama der Kindheit spielen lassen.

Auch vergesse ich in diesem Zusammenhang nicht die Erinnerung an eine zufällige Begegnung mit einer jungen Kollegin. Sie kam auf mich zu und war erfüllt von einer eben besuchten Vorlesung über Körpertherapie, in welcher auch Anschauung gegeben worden war. Da hätte die Dozentin bloß leicht einen bestimmten Muskel angerührt, und sofort seien der Frau, die sich als Versuchskaninchen zur Verfügung gestellt hatte, die Tränen über das Gesicht gelaufen. Es war für mich berührend, in das vor Beeindruckung leicht gerötete und strahlende Gesicht meiner Bekannten zu sehen. Sie glaubt noch an den eingeklemmten Affekt, schoß es mir durch den Kopf. Gleichzeitig empfand ich meinen therapeutischen Pessimismus an dieser Stelle als unangebracht, und ich äußerte mich deshalb nicht näher. Diesen Optimismus wollte ich nicht schmälern, jedenfalls nicht da auf der Straße!

Wie verhält es sich nun damit bei Jung? Selbstverständlich betonte Jung auch immer wieder die affektive Erinnerung und insistierte darauf, den Gefühlston nicht zu verlieren. Doch Jung ver-

traute nicht allein darauf, sondern entwickelte die finale Sicht im Hinblick auf psychische Phänomene. Bei Jung ist der Mensch immer auch noch, ja vor allem, ein Werdender, und das Wozu, der Sinn, das Ziel sind in seiner Sicht von unabdingbarer Wichtigkeit. Der Mensch geht auf etwas zu, er individuiert, er wird und war nicht nur.

Es geht bei Jung nicht allein um den eingeklemmten Affekt, es geht immer auch um die Bilder, die diesen ausdrücken und die neben aller reduktiven Bedeutung eine prospektive Funktion haben. Heilung liegt nach Jung auch im Überwachsen, in der Fähigkeit des Analysanden, seine Komplexe hinter sich lassen zu können und neuen Zielen zuzustreben.

Diese finale Sichtweise basiert letztlich auch auf Jungs Verständnis des Komplexes. Der Komplex nach Jung entsteht nicht allein aufgrund persönlicher Erfahrung, sondern er hat immer auch einen archetypischen Kern. So gesehen, läßt sich der Komplex nicht vollständig auflösen, durch das archetypische Kernelement gehört er zur Grundausstattung des Menschen. Der archetypische Kern kann sich je nach Gegebenheit immer wieder neu aufladen. Nach Jung kann die Auflösung des eingeklemmten Affektes den Komplex wohl weniger wirksam machen, zum Verschwinden kann er indes nicht gebracht werden. Neben die Bewußtmachung des eingeklemmten Affekts stellt deshalb Jung immer auch die finale Betrachtungsweise, die dazu führen kann, dass schwierige Komplexe sich verlagern und anderes wichtig wird.

Im Märchen «Die Kristallkugel» (KHM 197) findet sich eine Passage, die diesen finalen Aspekt der Psyche trefflich illustriert. Der Märchenheld ist ausgezogen, um die verwünschte und im Schloß der goldenen Sonne gefangen gehaltene Prinzessin zu erlösen. Auf seinem Weg begegnet er zwei Riesen, welche sich um den Besitz eines Hütchens streiten. Das Hütchen hat die Eigenschaft, seinen Besitzer stets dahin zu bringen, wo er zu sein wünscht. Der Held überlistet die Riesen, nimmt sich das Hütchen und zieht auf seinem Weg weiter. Da entschlüpft ihm ein

Seufzer, oh, wenn er doch schon beim Schloß wäre, und eh' er sich's noch versah, da stand er schon vor dem Portal des Schlosses.

Aus reduktiver Sicht betrachtet, könnte man sagen, dass die Riesen starke Komplexe symbolisieren, die angegangen werden müssen, damit der Weg nach vorne frei wird. Unser Held läßt sich indessen nicht auf einen Kampf ein, sondern geht weiter, hält an seinem Vorhaben fest, und der ihm unbewußt entschlüpfte Wunsch, doch schon am Ziel zu sein, bringt ihn denn auch gerade dahin. Mit anderen Worten, er geht mit der finalen Ausrichtung seiner Psyche mit. Die Prinzessin als Anima-Figur lockt ihn, zieht ihn an, ist Symbol einer heilsamen Vision. Statt sich in den Kampf mit Riesenkomplexen einzulassen, was in einer Analyse bedeutete, sie reduktiv zu analysieren, läßt er sich von der Progression führen. Daraus kann man folgern, dass seelische Probleme sich nicht immer durch Konfrontation und kausale Bearbeitung lösen, sondern überwachsen werden können, wenn sich die Seele auf etwas Neues einläßt. Die festhaltende Komplexenergie, symbolisiert in den Riesen, wandelt sich in dem Moment in Progression, wo das vorwärtstreibende Symbol - die Prinzessin im goldenen Schloß - die Führung übernimmt und den Helden vom vielleicht fruchtlosen Kampf mit den beiden Riesen absehen läßt.

(> 12. Mai; 22. Juni; 3. Juli; 24. August; 25. Oktober; 12. November; 15. Dezember 1990)

7. August

Gestern Abend schaute ich mir mit meinem Sohn den Film «Wenn die Sonne nicht wieder käme» an. Es handelte sich um die Verfilmung des Buches «Si le soleil ne revenait pas» (1937) des Westschweizer Autors Charles Ferdinand Ramuz (1878-1947). Der Film war ausgezeichnet und bestach durch seine epische Breite, die jener von Ramuz' Erzählstil durchaus angemessen

war. Mein Sohn, der sich in diesen heißen Sommerwochen damit abmüht, sich auf die Matura vorzubereiten, empfand es als Abwechslung, eines der gewählten Matura-Bücher auch im Film ansehen zu können.

Im Zentrum des Werkes steht ein Walliser Dorf, wo, wegen der hohen Berge, im Winter die Sonne nicht scheint. Diesen von der Sonne verlassenen Ort nimmt der Dichter zum Ausgangspunkt seines Schreibens. Das Geschehen des Romans ist zeitlich eingebettet in die Wirren und Nöte des sich ankündigenden Zweiten Weltkrieges, einer Zeit, der die Sonne im symbolischen Verständnis des Lichts, der Wärme und der Einheit fehlt. (Die Frage, ob es einen solchen Ort wirklich gibt, ließ mir keine Ruhe. Eine Studienkollegin, die ihre Dissertation über Walliser Flur- und Ortsnamen schrieb, konnte mir diesen Ort nennen. Es ist Im-Feld im Binntal [Oberwallis]. Wir hatten uns damals gemeinsam mit dem Werk Ramuz' für die Doktoratsprüfungen beschäftigt.) Ramuz schildert, wie allmählich die Angst auch in diese Talschaft einzieht und die Menschen verwirrt. Der uralte Anncevuy, ein Kräuterdoktor, ein Weiser, ja, ein Prophet gar, glaubt, das Ende aller Zeiten sei nahe und die Sonne würde niemals wieder aufgehen, verschwände für immer. Weltuntergang ist angesagt, und die Angst kriecht in diesen nebligen, kalten Wintertagen in die letzten Winkel und erfaßt die Bewohner, jeden auf seine Weise. Da gibt es den einen, der daran glaubt und all sein Hab und Gut versetzt; da gibt es jene, die Vorräte anlegen; da gibt es die Jugend, die sich lachend darüber hinwegsetzt; da gibt es die tiefgläubigen Christen, die ihre Seele und ihr Geschick in Gottes Hände legen. Da ist aber auch die junge Frau, die sich nicht beirren läßt und an der Hoffnung festhält, an das Leben trotz allem glaubt und Recht bekommt. Und wirklich: Die Sonne geht wieder auf. Das ist in Kürze der Inhalt von Ramuz' Werk. Es ist einfach, so wie alles vordergründig einfach ist, was Ramuz schrieb.

Die Situation im Walliser Bergdorf wird indes Mythus, uralter Mythus des Sterbens und der Wiedergeburt. Man ist an Sonnenmythen, Sonnenkulte erinnert, an das Werden und das Verge-

hen. Die Gestalten sind typisiert, sind archetypisch überhöht, so vor allem die junge, an die Sonne glaubende Frau. Sie verkörpert den Archetyp des Lebens, sie ist Kind von Mutter Natur und glaubt an die unendliche Schöpferkraft der Sonne, der Natur schlechthin. In seinem Werk nimmt Ramuz die uralte Vorstellung der schwarzen Sonne wieder auf, er gibt der Urangst des Menschen, die Sonne könnte niemals wiederkommen, Ausdruck. Das ist aber nicht nur fernes, mythisches Geschehen; die Angst, die Sonne möchte sterben, ist auch in uns, in den Bewohnern jenes Walliserdorfes, den Menschen, die den Krieg erleiden, im kranken Menschen. Die Sonne wird zum Symbol des Lebens. Wer den Glauben an die Sonne verliert, glaubt nicht mehr an das Leben, verliert Gott und das Vertrauen in sich und die Welt.
Meinem Sohn erzählte ich einen Traum, der ebenfalls das Motiv der sich verdunkelnden Sonne beinhaltet:

Ich befinde mich am Bahnhof von Lugano, es ist sieben Uhr morgens, ein strahlender Junimorgen, die Luft ist klar, der Himmel blau. Mein Mann geht zur Passerelle in Richtung seines Arbeitsortes. Meine Söhne hieven ihre Fahrräder auf die Schultern und haben vor, sie zum Güterwagen zu bringen; sie werden mit dem Zug Weiterreisen. Ich stehe da mit einem Einkaufswagen. Ganz plötzlich ist die Sonne weg, es ist dunkel, die Leute streben aus dem Bahnhof hinaus. Ich suche tastend meinen Weg zu unserem Auto. Ich finde es draußen, längs der Bahnhofsmauer stehend.

Hier erscheint im individuellen Traum, in der Einzelseele die uralte Vorstellung von der Verdunkelung der Sonne. In der Alchemie wird die verdunkelte Sonne «sol niger» genannt, sie bedeutet die dunkle, andere Seite, den Schatten der Schöpfung schlechthin. In ihrer Bedeutung entspricht sie der «nigredo», dem Anfangsstadium des alchemistischen Werkes. Das Dunkel wird in dieser Auffassung nicht abgespalten, sondern ist integraler Teil des Werkes. Somit weist die Verdunkelung über sich hinaus und deutet auf die Kostbarkeit hin, welche aus den Verwandlungen

der chemischen Substanzen entsteht (Jung, 1936, Abb. 34; ders., 1945/54, S. 287; ders., 1955/56,1, S. 102; ebd. II, S. 287). Die Alchemie wurde für Jung deshalb wichtig, weil er die Verwandlungen und Wandlungen der chemischen Substanzen als Projektion seelischer Vorgänge auffaßte. Dadurch gewann er eine Vielzahl von Symbolen und Beschreibungen symbolischer Prozesse, die es ihm erlaubten, psychologische Schlüsse zu ziehen.

Die schwarze Sonne im oben erwähnten Traum initiierte eine Periode der Dunkelheit, der Umdrehung aller Werte. Der Traum gab der Träumerin das einzig mögliche Verhaltensmuster an, mit welchem eine solche Periode überhaupt überstanden werden kann, nämlich: Nur tastend und langsam gehend kann sie sich in dieser Lage fort bewegen. Dieses dem Zustand einzig angemessene Verhalten war es denn auch, das ihr in diesen Monaten immer wieder half. Sie konnte sich tröstend immerhin sagen, dass dort, wo das Dunkel herrscht, es angezeigt ist, langsam zu gehen, niemand heiße sie, schnell, flott und stramm die Dunkelheit zu bewältigen. Außerdem kann man einen Weg, den es nicht gibt, den es noch nicht geben kann, weil es der individuelle Weg ist, auch nicht verfehlen. Diese Nutzanwendung des Traumes half der Träumerin außerordentlich, die der Depression eignende Orientierungslosigkeit einigermaßen bestehen zu können.

Auch ging es in dieser vom Traum angetönten dunklen Zeit um die Frage, ob die Sonne wieder käme. Dabei erlebte sie es, dass allein Hoffnung und Glaube einen solchen Zustand letztlich überleben helfen. Schattenintegration bedeutete zunächst Erlebnis der Dunkelheit, hieß ferner, sich über den Wert des Bewußtseins, des Lichts bewußt werden, und war schließlich weit mehr Weg, Prozeß denn Ziel. Schatten war Dunkelheit als Naturereignis, ein Ereignis «sunder warumbe» (ohn' warum), wie Meister Eckhart (1260-1327) sagen würde. Eine solche Sicht entschuldete, milderte die den Depressionen innewohnenden Schuldgefühle und lehrten die Träumerin, diese Zeit anzunehmen, als wäre sie eine Sonnenfinsternis, eine Verdunkelung.

Es geht an dieser Stelle nicht darum, auf die Lebenssituation, in

die der Traum eingebettet war, einzugehen, es ist mir aber daran gelegen, anhand dieses Beispiels zu zeigen, dass der alte Mythus von der Sonne, ihrem Tod und ihrem strahlenden Wiedererscheinen nicht nur kollektiver Mythus ist, sondern durchaus in privater Vereinzelung erfahren werden kann. Ramuz' «Si le soleil ne revenait pas» ist Zeugnis dafür, dass der Mythus fortlebt und vor allem dann sinnstiftend erscheint, wenn Chaos und Verzweiflung herrschen und es dem Menschen nottut, sich am ewigen, mythischen Bild zu orientieren.

Dreißig Jahre sind vergangen, seit ich Ramuz' Werke im Rahmen meines Universitätsstudiums las. Was ich damals nurmehr vom ästhetisch inhaltlichen Standpunkt her schätzen konnte, hatte inzwischen eine Vertiefung erfahren. Das Geheimnis des Stirb und Werde hatte ich selber erfahren. Die Wiederbegegnung mit dem Buch «Si le soleil ne revenait pas» machte mir die Bewußtseinserweiterung, die ich seit damals erfahren hatte, deutlich. Da ist also doch etwas geschehen, seither, dachte ich. Damit war die Freude verbunden, meinem Sphn bei der Interpretation helfen zu können und die Geschichte, die Ramuz so prätentionslos und einfach erzählt, in einen weiten, mythologischen und psychologischen Rahmen stellen zu können. Dann noch das: Meine damaligen, nunmehr vergilbten Notizen und Randbemerkungen halfen ihm, wie er betonte. Ich denke, ich habe im das Buch so «angewärmt». Die Spuren meiner damaligen Lektüre halfen ihm, das Buch" besetzen zu können, es als etwas Wichtiges für sich selber anzunehmen.

io. August

Zwei Extremformulierungen:

i. Erziehung der Kinder geschieht dort, wo der Erwachsene mit sich selber im Dialog steht, sich versteht und erzieht. Erziehung ist letztlich Selbsterziehung.

2. Die Analyse des Analysanden ortet sich in der Selbstanalyse

des Analytikers. Es geht um die Analyse dessen, was mir im Kontakt mit dem Analysanden geschieht, in der Wahrnehmung und im Verstehen dessen, was er mit mir «macht», das heißt in mir auslöst. Analyse ist extrem formuliert Analyse der Gegenübertragung. Als Analytikerin bin ich mit meiner Person das Instrument der Analyse der Analysanden.
Besonders dann, wenn sich der Druck einstellt, etwas zu tun, etwas anzubieten, ist es günstig, sich dieser beiden Extremformulierungen zu erinnern.

13. August

Herr Y., ein sehr erfolgreicher Kaufmann mit psychologischen Interessen, spricht heute wieder ein Thema an, das ihn in Abständen immer mal wieder sehr beschäftigt. Meine Unlust nach den Ferien, wieder anfangen zu müssen, ist vielleicht ein Hinweis darauf, dass es mit mir in eine andere Richtung gehen soll, mehr nach innen, sagt er in fragendem Ton.

Er spricht hier ein prinzipielles Problem an, nämlich: Wie kann man eine mangelhafte Besetzung der eigenen Person mit narzisstischer Libido von einem Individuationsimpuls, der nach inhaltlicher Veränderung (zum Beispiel Berufswechsel, Veränderung in der Partnerschaft, Wechsel des Wohnortes) ruft, unterscheiden? Wer als Kind ungenügend wahrgenommen, gespiegelt, gesehen, willkommen geheißen wurde, dem fällt es schwer, sich selber und seine Ziele mit Selbstliebe zu besetzen, der hat Mühe, sein Interesse aufrecht zu erhalten. Wir müssen Menschen, Dinge, Vorhaben, Natur und Kultur besetzen können, damit wir unser Interesse wachhalten können, wir müssen uns (unter anderem auch) spiegeln können, damit wir leben können.

Herr Y. hatte seine Mutter als emotional verlassend erlebt, indem sie ihn in seinen Strebungen und Befindlichkeiten nicht genügend spiegelte. Da war nach seiner subjektiven Erinnerung keine Freude und kein Wohlwollen seitens seiner Mutter spürbar, auch

vom Vater kam wenig, weil dieser oft abwesend war und nach der Scheidung der Eltern nur noch wenig in Erscheinung trat. Seine Phantasie, nun etwas ganz anderes machen zu wollen, ja, sein gut gehendes Geschäft zu verkaufen, könnte mit der mangelnden Besetzung (mit narzisstischer Libido) seiner Welt und seiner Vorhaben im Zusammenhang stehen. Seine Unlust wäre demnach als ein Absacken an Libido zu verstehen und wäre kein ernstzunehmender Impuls nach beruflicher Veränderung.

Wer an einer solchen Problematik leidet, erlebt es immer wieder, dass seine Libido versickert, das Interesse nachläßt und dass sich allmählich das Gefühl einschleicht, das Falsche zu tun und nach neuen Horizonten aufbrechen zu müssen. Mir scheint ganz allge- mein, dass diese Problematik oft zu wenig gesehen wird und das Absacken der Libido als inhaltlicher Individuationsimpuls ver- kannt wird.

Es gibt Menschen, die einen nach verschiedenen Therapieabbrüchen aufsuchen, Menschen auch, die eine Reihe von Beziehungsabbrüchen hinter sich haben, und schließlich solche, die immer wieder den Beruf und/oder den Wohnort gewechselt haben. Dahinter kann sich das Problem ungenügender (narzisstischer) Besetzung verbergen. Außerdem gesellen sich ideale Ansprüche dazu, die den Aufbruch immer wieder lustbetont und erstrebenswert machen. Kaum ist indessen das Neue einigermaßen erworben, genügt es nicht mehr, enttäuscht und ein neuer Aufbruch verführt mit dem Versprechen, diesmal werde es nun ganz anders werden. Das jedoch tritt nicht ein, und die Enttäuschung folgt auf dem Fuß.

Ein treffliches literarisches Beispiel dafür ist «Madame Bovary» (1856), Titel des epochemachenden Romans von Gustave Flaubert (1821-1880). Emma Bovary ist eine stets Wünschende: Sie erträumt sich immer neue Liebhaber, andere Wohnorte und Tätigkeiten. Doch kaum werden ihre Wünsche Realität, sackt die Energie ab, wird alles schal und grau, und sie muß nach neuen Horizonten aufbrechen. So entsteht eine Kette von Wünschen und Enttäuschungen, und ihre Lebenskurve führt im Ganzen ge-

sehen abwärts, von Enttäuschung zu Enttäuschung, bis schlussendlich die harte Wirklichkeit überwiegt und Emma nur noch der Ausweg durch den Selbstmord bleibt, den sie dann auch vollzieht.

Angenommen, Emma Bovary hätte sich einer Analyse unterzogen, so hätte man das Defizit an emotionaler Wärme in ihrer Kindheit sehen müssen: Ihre Mutter starb früh, der Vater steckte die Tochter in eine Klosterschule. Emmas Sehnsucht nach Mutter, Bemutterung und bergendem Getragenwerden wurde nie gestillt und blieb ihr ganzes Leben hindurch wirksam, steuerte es unbewußt, hängte sich an ihren Mann, ihre Liebhaber, ihre Wohnorte und Tätigkeiten. Nichts und niemand konnte diese Sehnsucht befriedigen, sie wurde nicht gesehen, und Emmas Wunde konnte nie heilen.

Herr Y., von dem ich oben schrieb, mußte sich nun die Frage stellen, ob seine Phantasie nach einem anderen Leben mit einem Mangel an narzisstischer Libido zusammenhing oder ob sich darin ein echter und ernstzunehmender Individuationsimpuls nach beruflicher Veränderung verbarg.

Ich habe es verschiedentlich gesehen, dass das Problem defizitärer (narzisstischer) Besetzung durch Strebungen mit Individuationsansprüchen abgewehrt wurde. Da war es dann nie die richtige Frau, nie die richtige Arbeit, Aufbruch folgte auf Aufbruch, Rastlosigkeit trat ein, und Individuation, innere Stimme, Selbst waren die Themen, welche ein solches Verhalten rechtfertigten.

Indessen: Wie kommt man dem Absacken der narzisstischen Libido bei, wie unterhält man das Feuer und wie verhindert man, dass das Absacken der Libido Leeregefühle, Interessenlosigkeit und schließlich Depression hervorbringt? Die Schwierigkeit, Strebungen und Ziele besetzen zu können, ist ein Symptom einer narzisstischen Störung und ist näher betrachtet eine Störung in der Ich-Selbst-Achse (Neumann, 1963, S.47ff.), die sich erlebnismäßig in einem fragilen und fragmentierten Identitätsgefühl äußert. In meinem Buch «Verlassenheit und Selbstentfremdung» (1987) habe ich mich eingehend mit dieser Störung und den thera-

peutischen Zugängen befaßt. Hier will ich den mir wichtigst erscheinenden therapeutischen Ansatz kurz nennen.

Die Tiefenpsychologie basiert seit ihren Anfängen auf der Vorstellung des Detektivs und will Unbekanntes sichtbar und verstehbar machen. Dieses Modell ist dem patriarchalen Prinzip verpflichtet und arbeitet mit der Einsicht in unbewußte Zusammenhänge, kurz, mit der Interpretation. Mit anderen Worten: Sei etwas verstanden, so könne sich der einzelne auch ändern. Dieses Modell eignet sich für den in seiner Selbstliebe Verletzten zumindest am Anfang seiner Behandlung nicht. Vielmehr geht es hier darum, den Menschen zu sehen, empathisch zu verstehen.

Das Detektivmodell ist ein Konfliktmodell, indem mit ihm nach der anderen, unbewußten Seite des Konflikts gesucht werden kann. Für den narzisstisch Verwundeten geht es zunächst nicht um Konflikte. Das Defizit an mutterspezifischen Medien, die ein emotional verlassenes Kind erlebt, ist kein Konflikt, sondern ein Mangel. So ist für die Frühstörung zunächst ein anderes Schlüsselsymbol zu beherzigen, nämlich die Mutter, die ihr Kind auf dem Arm hält. Das Halten ist wichtig, das «holding», um Winnicotts Ausdruck zu benutzen (Winnicott, 1974, S. 62f.). Es geht bei diesem Zugang nicht in erster Linie um die Einsicht, um verbalisierbares Material und um die Interpretation. Ein solches Vorgehen überfordert den frühverletzten Menschen und erreicht ihn nicht da, wo er Hilfe braucht, nämlich auf der Ebene des basalen Identitätsgefühls. Diese Ebene ist averbal oder präverbal, betrifft das Gefühl, die Emotion und die Körperempfindung. Die diesbezüglichen therapeutischen Haltungen habe ich an anderer Stelle «mutterspezifisch» genannt, dies im Gegensatz zu den «vaterspezifischen» therapeutischen Haltungen (Asper, 1987, S.2o8ff.). Zu den mutterspezifischen Haltungen gehören das Spiegeln, das einfache Zuhören, das Lauschen auf nicht Gesagtes, die Empathie und die grundsätzliche, wertneutrale Bejahung. Zu den vaterspezifischen Haltungen gehören das Aufdecken, das Warum und das Wozu, Einsicht, Interpretation und Konfrontation. Selbstverständlich sind in jeder Therapie beide Haltungen

angezeigt, und die eine kommt wohl nicht ohne die andere aus. Es muß jedoch an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass die einfachen mutterspezifischen Haltungen für den narzisstisch verletzten Menschen außerordentlich wesentlich sind. Da er unter dem Druck eines rigorosen inneren Richters steht, begegnet er sich selber genügend in vaterspezifischer, das heißt hier mit aufwärtsstrebender und fordernder Haltung. Es sind die mutterspezifischen Haltungen, die nottun, die er integrieren müßte, an ihnen erfuhr er in der Kindheit Mangel. Unsere weitgehend vaterspezifische Haltung in der Tiefenpsychologie bedarf dringend der Ergänzung durch mutterspezifische Medien.

Die vaterspezifischen Ausrichtungen sind, so könnte man sagen, dem Detektivmodell verhaftet. Mutterspezifische Haltungen sind einem anderen Modell verpflichtet. Statt eines Konfliktmodells benötigt man hier ein Mangelmodell. Ein solches möchte ich versuchshalber das Gärtner- oder Gartenmodell nennen. Hier geht es um das Wachsen, Nachwachsen; es handelt sich darum, all das, was im Analysanden zum Ausdruck drängt, zu akzeptieren. Das Ausreißen des Unkrauts kommt später, Konfrontation und Interpretation sind erst in zweiter Linie wichtig. Der narzisstisch verletzte Analysand braucht Zeit und Raum, sich kennenzulernen, sich wahrzunehmen, sich zu beobachten, sich einfach einmal sein zu lassen. Es geht hier um das Wachsenlassen, und erst viel später dreht es sich darum, die Wahl zu treffen, was in dem Garten wachsen soll und was nicht. Das Detektivmodell ist dem Konflikt verbunden, das Gartenmodell dem Mangel. Da das narzisstisch verwundete Kind zu früh die vaterspezifische Haltung kennengelernt hat und zu wenig einfach einmal sein durfte, bedarf der solcherart verwundete Analysand eines Therapeuten, der ihm zunächst mutterspezifisch begegnet. Das hat allerdings nichts mit einer Übermutterung zu tun. Was nie war, können wir nicht ersetzen, außerdem sind Therapeuten keine Archetypen, weder ideale Väter noch ideale Mütter, und sie sollen es auch nicht sein. Hingegen geht es um das Bewußtwerden über das mutterspezifische und über das vaterspezifische Prinzip in jeder Hinsicht: in

der Biographie, in der Übertragung und Gegenübertragung, im aktuellen Leben des Analysanden und auf kollektiver Ebene.

Es ist also nicht immer eine Strebung des Selbst nach inhaltlicher Änderung eines Lebens, welche hinter Leere und Sinnlosigkeit wirksam ist und auf dieser Basis andere Lebensinhalte und entsprechende Ziele zentral erscheinen läßt. Leere und Sinnlosigkeit sind oftmals Ausdruck einer Störung im narzisstischen Bereich. Um den Gedankengang plakativ zu formulieren, kann man sagen: Der Individuationsimpuls ruft nach Veränderung, die Störung im narzisstischen Bereich ruft nicht nach inhaltlicher Veränderung, sondern nach Sein- und Sich-Lassen-Können. Wird diese Fragestellung nicht berücksichtigt, so können Menschen auf Wege geleitet werden, die ihnen mehr schaden als nützen.

Das Umgekehrte stimmt indessen auch: Wird festgehalten an einer narzisstischen Störung, so können wichtige Individuationsimpulse übersehen werden, und es geschehen keine Veränderungen mehr, Probleme werden heruntergespielt, und alles soll beim alten bleiben. Ein solches Verfehlen des Selbst, des eigenen Wesens und der Talente kann zum Beispiel vorliegen, wenn ein Kind von allem Anfang an dazu angehalten wird, dereinst das Geschäft des Vaters zu übernehmen. Da kann es dann passieren, dass ein Mensch etwas tut, was ihm eigentlich gar nicht entspricht. In einem solchen Fall geht er an seiner Begabung, seinem Selbst im weitesten Sinne vorbei (vgl. dazu Asper, 1988, S. 48ff.).

(> 29. August; 13. September; 15. Dezember 1990)

14. August

Das Geleitwort einer Todesanzeige in der heutigen Tageszeitung war:

Ihr sollt in mir sehen
Einen von zweien
Und hinter meinen Worten

Unruhig horchen
Auf die andere Stimme

(Marie Luise Kaschnitz)

Zu meiner täglichen Zeitungslektüre gehört auch das Lesen von Todesanzeigen, und interessiert lese ich auch die gelegentlich beigefügten Zitate. (Dieses, wie ich später herausfand, stammt aus dem Gedicht «Einer von zweien» [1962]; Kaschnitz, 1985, S.315.)

Für einmal mußte ich heute nicht den bekannten Spruch lesen, der beginnt mit: «Tretet leise nur herzu, seht was ich gelitten habe...»., nein, Kaschnitz' Worte bedeuten anderes. Auf fünf Zeilen reduziert, gelingt es der Dichterin, das Wesen Gottes, wie es uns ganz besonders in unserer Zeit entgegen tritt, einzufangen. Sie spricht von Gottes zwei Seiten, der hellen und der dunklen. Sie legt indessen diese Wesensschau Gottes gerade Gott selber in den Mund. Warum wohl? Wohl deshalb, denke ich, weil auch diese Dichterin Gottes dunkle Seite fürchtet. Sie sagte nicht, er habe eine dunkle Seite; das könnte sich rächen, das wäre Vermessenheit, und doch .. . nach all dem Schrecken unseres Jahrhunderts treibt den Menschen die Frage nach der anderen Seite Gottes um. Sie hat auch die Kaschnitz (1901-1974) beschäftigt, und sie schreibt kurz vor oder nach Ende des Zweiten Weltkrieges den folgenden Text:

> «Rätselhaft immer und doppelt rätselhaft heute der überall erkennbare Umgang der Menschen mit dem höchsten Wesen, ihre mühelose Beziehung zu Gott. Dieses Wort hinzuschreiben kostet mich schon Überwindung, es auszusprechen fällt mir unsagbar schwer. Solche Scham entspringt nicht dem Unglauben, sondern der Ehrerbietung und der Furcht. Sie entspringt der tiefen Überzeugung, dass das Göttliche nicht nur eine Liebesmacht , sondern eine alle hellen und dunklen Kräfte umfassende Urgewalt ist, deren Berührung Heilung sein kann, aber auch Vernichtung, Hoffnung, aber auch tödliche Gefahr» (Kaschnitz, 1945, S. 33).

Dieser Text spricht mich an; er drückt wunderbar prägnant auch mein Verhältnis zu Gott aus. Ich erinnere mich immer dann gerne an ihn, wenn mir das Reden vom Selbst als Abbild Gottes in der eigenen Seele zuviel wird. Und es wird mir manchmal in Kreisen von Jungianern zuviel, wo die Beziehung zu Gott zu salopp auf das göttliche Selbst im eigenen Innern zurückgeführt wird. Ja, manchmal frage ich mich sogar, ob sich die Menschen, die so leichthin von Gott und von Gottes anderer, dunklen Seite sprechen, nicht auch manchmal Furcht verspüren, das Göttliche so nahe in ihrer eigenen Brust zu lokalisieren? Das gilt ganz besonders im Hinblick auf die dunkle Seite Gottes.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch eine Vermutung anführen, die ich allerdings nun sorgfältig belegen müßte, um aus ihr eine Gewißheit zu machen. Doch allein schon die Vermutung scheint mir fruchtbarer Anstoß zu sein: Es ist zweifelsohne Jungs Verdienst, die Frage nacfi der anderen Seite Gottes, der dunklen nämlich, für unsere Zeit neu gestellt und sie auf fruchtbare Weise mit der Erfahrung des einzelnen verbunden zu haben. Ganz besonders deutlich wird diese Fragestellung in seinem Werk «Antwort auf Hiob» (Jung, 1952/61).

Jungs Begriff des «Selbst» umfaßt neben einer profanen Bedeutung auch eine numinose und meint Gott in uns, das, was frühere Menschen mit dem göttlichen Fünklein, mit innerer Stimme und Daimon bezeichneten. Das Selbst in der eigenen Psyche wird somit zur Umschlagstelle zwischen der profanen und der göttlichen Welt, wird, wenn man lieber inkarnierter denken will, zu Gott in der Mitte unseres Selbsterlebens. Jungs Sicht macht eines wieder möglich, das für manchen Christen schon lange nicht mehr zugänglich war, nämlich die subjektive Erfahrung. Mit anderen Worten: Ich kann, darf und soll selber über Gott nachdenken, ich kann, darf und soll meine eigenen Erfahrungen damit machen. Indes ist diese Möglichkeit zur Gotteserfahrung in der eigenen Seele auch gefährlich nahe, leicht können sich Inflation (Inflation = Aufgeblasenheit) daraus ergeben, die so wichtige Grenze zwischen dem Ich und Gott kann sich verwischen: durch die positive

Inflation, gottähnlich zu sein, und durch die negative Inflation, das dunkle Antlitz Gottes in sich zu tragen. Wenn man nun Jungs Schriften über Religion nachgeht, so sieht man, dass Jung ein Menschen- und Gottesbild herausgestellt hat, das zwei Seiten hat: Der Mensch ist gut und böse, ist Lichtträger und Schattenträger; Gott hat zwei Seiten, die dunkle und die helle, so wie dies treffend im zitierten Fünfzeiler von Marie-Luise Kaschnitz zum Ausdruck kommt.

Geht man aber Jungs Äußerungen über das Selbst durch, so habe ich den Eindruck, dass Jung nicht von einem dunklen, bösen, beschädigten Selbst spricht. Er spricht vom Schatten und vom dunklen Archetyp des Schattens, aber mir scheint, er habe nie vom dunklen, bösen, defekten oder unvollständigen Selbst gesprochen. Eine gewisse Anspielung bezüglich eines defekten Selbsts finde ich nur in der Schrift «Vom Wesen der Träume». Hier spricht Jung von «abnormen Handlungen, die eben im Lebensplan gewisser belasteter Individuen <vorgemerkt> sind» (Jung, 1945/65, S. 329).

In diesem Zusammenhang ist es aufschlussreich festzustellen, dass hier und dort in Schriften zur analytischen Psychologie ein dunk- les Selbst angenommen wird. So geht Fran^oise O'Kane in ihrem Buch «L'ombre de Dieu et les cailloux du novice - une reflexion sur le pole negatifdu Soi» (1990) von einer solchen Annahme aus. Außerdem macht sie die interessante Feststellung, dass, wann immer vom dunklen, negativen Pol des Selbst die Rede sei, das Thema sehr schnell wieder verlassen werde, als ob man sich scheue, darüber zu sprechen (ebd., S. 13).

Auch Elenor Mattern-Ames, die sich durch eine gründliche Kenntnis der Frühstörungen auszeichnet, äußert die wichtige Bemerkung, dass der Lebensinstinkt geschädigt sein kann und der einzelne deshalb sein Selbst nicht angemessen in Erscheinung treten lassen kann (Mattern, 1987).

Logischerweise, meine ich, müßte man, wenn schon von Ganzheit gesprochen wird, auch eine dunkle oder defekte Seite des Selbst annehmen. Ganzheit ist nicht Vollkommenheit, konsequenter-

weise müßte im Selbst deshalb auch das defizitäre Element enthalten sein. Doch eben, bereits bei Jung und später im Jungschen Schrifttum bemerke ich in dieser Hinsicht Unklarheit und, wie ich meine, Scheu, diesen Gedanken auch wirklich auszusprechen.
Ich habe mich natürlich auch gefragt, warum dies denn so sei. Die Antwort, die mir einfiel, war: Wahrscheinlich konnte es Jung schlicht auch nicht ertragen, diese Gottesmanifestation so nahe in sich, in seiner Seele, in seinem Herzen zu haben. Er war, wie wir alle, darauf angewiesen, in irgendeiner, wenn auch noch so kleinen Ecke die Vorstellung eines guten Abbildes Gottes in der Seele zu bewahren. Wer in einer Krise ist, verletzt, verwundet ist, dem beginnt das Ichbewußtsein auf fragilen Füßen zu stehen, es stellt sich ein «abaissement du niveau mental» ein. In einer solchen Situation ist das Unbewußte nahe, gefährlich nahe oft, und die Vorstellung eines dunklen Selbst in der Seele vermag den Betroffenen in Angst und Schrecken zu treiben und die Verzweiflung zu vertiefen. Deshalb, glaube ich, sprach Jung nicht von einem defizitären, dunklen Selbst. Wohl aber sprach er von der dunklen Seite Gottes und der dunklen Seite des Menschen und prägte dafür den Begriff des Schattens. Ich muß bei Gelegenheit dieser Vermutung sorgfältig nachgehen und sehen, ob sie sich bewahrheitet.
Nachtrag 19. Juni 1991: Marie-Louise von Franz hingegen spricht sich klar gegen ein defektes Selbst aus. Für Schwierigkeiten und das Auftreten unvollständiger Selbstsymbole in Träumen sind falsche Ich-Haltungen verantwortlich (von Franz, 1970, S. 6).

16. August

Manche Menschen integrieren eine psychologisch gewonnene Einsicht nicht als Bejahung, sondern als Verneinung. Sie können nicht sagen, diesen Zug habe ich, sondern sagen sich, diesen Zug muß ich ausmerzen. Es fehlt ihnen die positive Toleranz für sich selber. Diese beklagenswerte Verstärkung der Negativität sich

selber gegenüber geschieht still, stumm, unbemerkt und ist nicht selten die Ursache für Therapieabbrüche. Einsicht, Bewußtwerdung sollten erlösend wirken, freuen. Schluckt jedoch das Überleb den neuen Bewußtseinswert, so ist das keine Freude, sondern Qual.

17. August

Die transzendente Funktion ermöglicht uns, sowohl über die Position des Unbewußten als auch über jene des Bewußtseins hinauszuwachsen, sie zu transzendieren. Das Dritte wird von Jung Symbol genannt. Doch: Ist es immer ein Symbol, kann es nicht auch eine Haltung, eine Einstellung sein?

Ein Symbol war es bei Frau O., es gab ihr neue Freiheit. In ihrem bewußten Verständnis war sie sexuellen Dingen gegenüber negativ eingestellt, es fehlte ihr ein lustbetontes Verhältnis zur Sexualität. Sie fürchtete sie. Das sah sie alles ein, konnte aber nichts dagegen unternehmen. Sich deswegen oft zutiefst schuldig und minderwertig fühlend, blieb sie blockiert und konnte zumindest vom Bewußtsein her nichts in dieser Hinsicht Förderliches unternehmen. Sexuelle Träume waren selten, traten sie dennoch auf, fürchtete sie deren Aussage. Vor noch nicht allzulanger Zeit träumte sie von einem Gorilla. Dieser Gorilla-Traum löste in ihr den Gedanken aus: Der Tiermensch fehlt mir, den habe ich vergessen! Das konnte sie annehmen; von da ausgehend, konnte sie sich mit ihrer defizitären Seite angstfreier beschäftigen. Sie war tierliebend, und assoziativ fiel ihr ein, dass sich eine Frau jahrelang im Busch mit Gorillas beschäftigte und deren Verhalten studiert hatte. Da lag nun auch ihr Zugang zu ihrem bis anhin stiefmütterlich behandelten Tiermenschen. Der Gorilla war ein echtes transzendierendes Symbol, das die Pattsituation der Gegensätze von bewußt-unbewußt, von Verdrängung und unbewußten Strebungen aufhob.

Das transzendierende Moment kann aber auch eine Einstellung

sein. Herr C. hat eine Haß-Liebe zu seiner vom Vater geerbten Firma. Er arbeitet dort mit, macht es gerne, erlebt aber auch immer wieder, dass er sie genauso gern los wäre, nimmt sie ihm doch viel Energie weg. Er fand nach Jahren des Hin und Her die einzige ihm entsprechende Haltung: das Ja und das Nein, und litt nicht mehr an der Unvereinbarkeit der Gegensätze. Nein, genauer müßte es heißen: Ein neues Wertverständnis akzeptierte die unvereinbaren Gegensätze, Pro und Contra ebneten sich nicht aus, doch es konnte sich damit leben lassen. Sein angestammtes Wertverständnis indessen hatte Ambivalenzen nie zugelassen. Die neue Einstellung war das transzendierende Moment, es äußerte sich j edoch nicht in einem Symbol, sondern in einer Haltung. Das vereinigende Symbol als Ausdruck der transzendenten Funktion der Psyche kann auch zwischen den zwei Analysepartnern entstehen. Herr V. hatte ein äußerst negatives System in sich, nach welchem er sich dauernd abwertete und welches seinen Ichstandpunkt mit allen nur erdenklich möglichen Argumenten unterminierte. Fiel er da hinein, so erlebte er sich fragmentiert, ichschwach, orientierungslos, voller Angst und sogar in Panik. Ich sah diese Seite durchaus, was ich ihm auch sagte. Indes sagte ich ihm auch noch, dass ich ihn als Fels, standfest und überaus belastungsfähig erleben würde. Das wiederum sah auch er und sprach dies auch aus. Im Laufe dieses Gesprächs ergab sich das Bild eines Berges mit einer Geröllhalde. Der Berg war Bild seiner Festigkeit und die Geröllhalde Ausdruck der schmerzlich empfundenen Fragmentierung, in welcher er jeweils wie gejagt von Standpunkt zu Standpunkt springen mußte und doch nie festen Boden unter die Füße bekam. Die Frage, die sich angesichts dieser Beispiele nun stellt, ist die: In welchem Verhältnis steht die transzendente Funktion zur «positiven Toleranz» eines «integralen Ichs» (Neumann, 1963, S. 62/63). Darunter wird die Fähigkeit des Ichs verstanden, sich in Extremen (zum Beispiel Liebe/Haß; Höhe/Tiefe) nicht zu verlieren und immer wieder zur Mitte zurückfinden zu können. Der obenerwähnte Herr C., der eine Sowohl-als-auch-Einstellung zu seiner Firma gefunden hatte,

zeigte positive Toleranz des Ichs. Sein Ich ertrug die Wechselbäder und die Gegensätze von Lust und Pflicht. Sollen wir die positive Toleranz des Ichs als Ausdruck der transzendenten Funktion auffassen? Oder kann man von transzendenter Funktion nur dann sprechen, wenn sie das vereinigende Symbol erzeugt? Bei der positiven Toleranz des Ichs geht es um die Belastbarkeit und Flexibilität des Ichs, auch um seine Fähigkeit, Schwierigkeiten kreativ zu begegnen. Bei der transzendenten Funktion handelt es sich hingegen um ein Symbol, welches das Unbewußte hervorbringt. Mir scheint, man könnte, um zu differenzieren, sagen, dass die transzendente Funktion ihr vereinigendes Drittes im Symbol als Ausdruck des Unbewußten und die positive Toleranz des Ichs ihr vereinigendes Drittes in einer neuen, die Gegensätze tolerierenden Ich-Haltung finde. Beide kompensieren sich, wobei der Akzent einmal auf dem Unbewußten liegt und einmal mehr auf dem Bewußtsein. Die positive Toleranz des Ichs ist nur dem gefestigten Ich möglich. Neumann nennt dieses Ich integrales Ich, es ist mit dem Selbst in einer Ich-Selbst-Achse verbunden und fähig, Gegensätze zu tolerieren.

Insofern nun das Symbol der transzendenten Funktion ein gegensatzvereinigendes Symbol ist, wie der Berg mit der Geröllhalde, benötigt die Umsetzung des Symbols in die Lebenswirklichkeit ein integrales Ich. Ist dieses Ich jedoch geschädigt, wie das negativierte Ich (Neumann, 1963, S.8iff; Asper, 1987, S.74ff.) des narzisstisch verwundeten Menschen, so kann zwar das transzendierende Symbol geträumt und vorgestellt, jedoch nicht ins Leben umgesetzt werden. Da das negativierte Ich sich dadurch auszeichnet, dass es flexibler Grenzen ermangelt, verbarrikadiert es sich nach innen und außen und läßt nichts an sich herankommen, oder aber es gibt seine Grenzen zu rasch auf, wobei Außen- und Innenwelt ungehindert einströmen und dem Ich die Kontrolle und Autonomie rauben. Dies sind die Gründe, weshalb das die Gegensätze vereinigende Symbol nur schwerlich oder gar nicht ins Leben hineingenommen werden kann.

(> 22. Mai; 4. August 1990)

19- August

Frau E. träumte verschiedentlich von Aufstieg. In einem Traum gelangt sie auf eine Alp und schreitet von da aus munter vorwärts den Bergen entgegen. In einem anderen Traum sieht sie einen Bergweg, er entfaltet sich vor ihr wie ein Teppich aus lauter grünen Grasstücken; auch er führt in die Höhe, den Bergen, dem Licht entgegen. Indessen bringt sie ein anderer Traum in die Tiefe. Sie steht mit ihrer Freundin auf einer Staumauer. Die Freundin springt hinab, sie klettert vorsichtig hinunter und gelangt auf eine betonierte Fläche.

Diese Träume stellten die Frage nach Höhe und Tiefe. FrauE. war Ordensschwester gewesen, das Streben nach der Höhe, dem Gipfel und dem Licht war ihr vertraut, da gelangt sie mühelos hinauf. Dem war auch so im täglichen Leben, die lichten Werte des Guten und Idealen waren ihr so nahe wie die Höhenwege, welche die Landschaft ihrer Kindheit prägten. Das Hinab hingegen war schwieriger, da liegt in der Tiefe der Betonboden, wie es im Traum hieß. Im Ordensleben sind die Inhalte der Tiefe dunkel, böse, sinister. Haß, Angst, Mutlosigkeit, Trauer, Neid und Wut trugen in FrauE.s Sicht alle ein negatives Vorzeichen und mußten tunlichst vermieden werden. Schließlich war jede Art Liebe - außer der karitativen - tabuisiert. All diese Emotionen und Gefühle wurden, wie FrauE. heute meint, einzementiert, verbetoniert. Sorgfältig muß sie im Traum hinabklettern und darf der Tiefe nicht wie die Freundin im Sprung begegnen. Die Freundin, das brachte die Assoziation FrauE.s bei, ist sehr depressiv und bisweilen stark suizidal. Sie kennt in ihren schwarzen Zeiten keine Vorsicht, weiß sich nicht zu schützen und stürzt sich kopflos in Gefahr, weil ihr weder am Leben noch an ihr selber irgend etwas noch liegt.

Die Tiefenpsychologie betont die Tiefe, das Unten. In dieser Vorstellung liegt das Wertvolle unten oder vielleicht besser: Es ergibt sich Wertvolles in und durch die Begegnung mit der Tiefe. Zu hell, zu licht, zu ideal und idealistisch ist in unserer christlich

abendländischen Tradition das Oben gezeichnet. Zu lange sahen wir, sah FrauE. nur die positive Seite des Oben. Der Schattenseite des Oben beginnen wir erst allmählich gewahr zu werden. Sie bedeutet eben immer auch Verteufelung des Unten, je mehr Ruhm dem Oben zugeteilt wird, desto unreiner, dunkler muß das Unten erscheinen. Die nur positive Bewertung des Oben ergibt auf der anderen Seite die nur negative Bewertung des Unten.

Herr P. schilderte mir heute seinen Werdegang. Immer wieder habe er sehen müssen, dass er alles falsch gemacht habe, dass nichts ihn getragen und kontinuierlich beglückt habe. Ich sagte zu ihm: Wenn ich Ihnen so zuhöre, bewerten Sie Ihre Vergangen- heit negativ, das könnte indes auch heißen, dass Sie ständig auf der Suche waren - und es noch sind - nach dem nur Positiven. Es scheint, als seien Sie davon überzeugt, dass es das Gute, das Posi- tive an sich gibt.

Auch Frau E. war lange Zeit unbewußt dieser Ansicht gewesen. Im Laufe der Analyse begann sie auch die Inhalte des Unten zu sehen, zu verstehen und sie aus ihrer nur negativen Bewertung herauszulösen. Das Unten war ihr verteufelt worden, betraf dies nun Sexualität, Körper, Gefühle oder vor allem die sogenannt negativen Emotionen, wie Haß, Neid, Angst und andere. Es tat gut, wieder einmal ganz grell zu sehen, dass das Streben nach dem guten Oben gleichzeitig die Verteufelung des Unten bedeutet. Die christliche Lehre hat aus Gott den nur Lichten gemacht, selbst seine Schläge sollen seiner Liebe zum Menschen entspringen. Daraus ergab sich, dass alles, was der Mensch an Dunklem, Leidvollem erfährt, letztlich zu seinem Besten gemeint ist und ihn nur fördern kann.

Das sogenannte Böse ist in dieser Sicht aber nur deshalb negativ, weil das Gute fehlt gemäß der Lehre, das Böse sei Mangel an Gutem («privatio boni»). Sagen wir nun, alles Böse sei Mangel an Gutem, so entsteht für den Menschen eine unglaublich schwere Bürde, denn er muß sich übermäßig anstrengen, um das Böse auszumerzen. Das führt zu negativen Inflationen: Wo Böses ist, ist es Schuld des Menschen. Wir müssen uns nur genügend an-

strengen, dann können wir es tilgen! Welch verheerende Folgen diese Auffassung der Dinge nach sich zog, zeigt sich in der gespaltenen Seele des abendländischen Menschen, der nach oben zu streben ununterbrochen angehalten wird und der, um nicht noch schuldiger zu werden, das Unten, das Dunkle, verteufeln und schließlich verdrängen muß.
Frau E. hatte in ihrem religiösen Werdegang eine zunehmende Zementierung und Verbetonierung des Unten erlebt. Dieses Unten, darüber wurde sie sich allmählich bewußt, ist aber nicht nur böse. Das Reich des Schattens barg noch manches, was für sie wertvoll war. Das Bewußtsein darüber machte sie freier und ließ Aufgestautes wieder fließen. So zum Beispiel ihre Affektivität, die, wagte sie sie anzusehen, ein buntes Gewebe schnell wechselnder, verschiedener Gefühle war. Sich wieder damit zu verbinden und sie ohne Angst sehen und spüren zu können, war für sie nicht nur lebensnotwendig, sondern auch belebend, fruchtbar und bereichernd.

21. August

Kürzlich waren wir zu Gast an einer Geburtstagseinladung. Die Tischnachbarin meines Mannes, uns bis dahin unbekannt, meinte während des Gesprächs, ich Sähe eher wie eine Künstlerin als eine Psychotherapeutin aus. Das hat mich gefreut aus verschiedenen Gründen: zum einen, weil ich die künstlerische Ausdrucksweise sehr hoch bewerte, aber aus Ermangelung entsprechender Talente zu ihr hochsehe; zum andern, weil die therapeutische Begabung sehr viel mit Kunst zu tun hat. Psychotherapie kann man nicht einfach lernen, so wie man das Pflanzensystem in der Biologie erlernt. Indes kann man eine bereits bestehende therapeutische Anlage entfalten, entwickeln, verfeinern. Unsere Arbeit ist unglaublich komplex und vielschichtig und verlangt höchste Kombinationsgabe. Die Kombinationen, aus denen heraus wir unsere Interventionen machen, sollen leicht und na-

türlich geschehen, dass wir so gut wie möglich spontan und natürlich bleiben. Künstlerisch ist die schöpferische Verbindung von verschiedenen verbalen und averbalen Eindrücken zu nennen, Kunst ist auch die Arbeit mit Übertragung und Gegenübertragung. Und schließlich ist die Wärme, die wir brauchen, dem «feu sacre» des Künstlers verwandt.

Dennoch: Kunst kommt von «können». Das therapeutische Können entwickelt sich erst nach Jahren praktischer Tätigkeit zur vollen Blüte. Diese Blüte braucht viel «Dünger» - ich meine den «Dünger», den wir brauchen, um uns selber immer wieder ins Lot zu bringen und uns nicht von uns zu entfernen. Wir sind es den Klienten schuldig, dass wir mit uns einigermaßen im Einklang stehen und uns bemühen, je und je wieder zur Mitte zu gelangen, wenn wir sie verloren haben.

Ziel der Psychotherapie? - Sich selber anschauen zu können und diese Sicht mit unserem Zentrum zu verbinden, uns in Relation zu unserem Selbst zu erfahren. Zentrovision nennt dies Neumann (1963, S. 154).

Das Zentrum, das Selbst sehen ist verbunden mit dem Gefühl für sich selber. Das haben wir indessen nicht immer von allem Anfang an. Verbiegende Entwicklungen bedingen sehr oft, dass wir von unserer Mitte abweichen und bisweilen nicht mehr wissen, wer wir sind. Der Ruf nach Selbstverwirklichung entspringt die- ser ungünstigen Entfernung vom eigenen Kern.

Zentrovision scheint mir mit der inneren Stimme verwandt zu sein. Indes vernehmen wir diese innere Stimme nicht immer, wir haben sie selten von allem Anfang an. Die Analyse kann uns in den Stand versetzen, diese innere Stimme besser zu hören. Selbst wenn sie bloß ein Flüstern ist im Vergleich zum Paukenschlag, mit dem bedrohliche Komplexe sich äußern können.

Es ist, das darf nicht vergessen werden, nicht einfach, die innere Stimme zu hören. Als Analytiker dürfen wir bei unseren Klienten nicht damit rechnen. Ein langer Weg erst bringt sie in Rufweite des eigenen Ich. Nicht genug kann an dieser Stelle betont werden, dass zur Individuation die Identität wichtig ist. Keine Individua-

tion ohne Identität oder zumindest das Gefühl dafür. Schenken wir den Identitätsproblemen keine Beachtung, so ist die Möglichkeit nicht gegeben, Zentrovision zu haben, die innere Stimme zu hören. Es sind dann Komplexe, die uns glauben lassen, die innere Stimme sei es, die uns führe. Ja, bisweilen wird die innere Stimme mit den Eltern in uns oder mit Animus, Anima und Schatten, aber auch mit der Persona verwechselt, und das, was wirkt, ist lediglich eine Wirkung auf den Komplex, jedoch nicht eine Wirkung auf die zwischen dem Ich und dem Selbst bestehende Verbindung.

An verschiedenen Stellen sagt Jung, dass die richtige Deutung wirke (Jung, 1929/50, S. 45). Richtig sei, was wirke. Ich kann dem nicht vollumfänglich beipflichten. Dies deshalb, weil ich davon ausgehe, dass Jung «Wirken» als Bewirken des Selbsts auffaßte. Dem ist indes für viele Menschen nicht so, die innere Stimme und der Sinn für das Selbst sind oft verschüttet. Unsere Interventionen und Interpretationen wirken aber gleichwohl, doch sie wirken auf die Komplexe, auf die Uneigentlichkeit ein. Vor uns sitzt nämlich nie X allein, sondern mit X sitzen noch viele andere Teile seiner Persönlichkeit vor uns. So kann eine therapeutische Aussage auf den Vater in einem Menschen wirken und den eh schon leben verneinenden Vaterkomplex verstärken, oder eine emotionale Korrektur, zum Beispiel ein Zuspruch, eine Aufmunterung, die Größen Vorstellung fördern. Wir sehen uns zunächst immer durch unsere Komplexe und können uns deshalb nie recht anschauen. Erst im Laufe der Analyse entwickeln wir ein Gefühl für uns, differenzieren wir zwischen dem innern Flüstern und den Posaunenklängen der Komplexe.

24. August

Heute Morgen kam Frau M. mit einem stark geschwollenen Auge in die Stunde. Sie sei «Einäuglein» (KHM130), meinte sie. Dann folgte die bei Psychologen übliche Frage: Was will ich nicht se-

hen ? Als ob es nur diese Frage hinsichtlich unbewußter Mitverursachung somatischer Symptome gäbe. Sie hatte etwas gelacht, als sie ihre Frage stellte, ich auch. Das wies daraufhin, dass sie zum guten, alten Jargon doch ein wenig Distanz gewonnen hatte.

Wir überlegten uns nun noch andere Fragen, die man sich mit gleicher Berechtigung auch stellen könnte. Sie hatte eben nach den Ferien ihre Arbeit wieder aufgenommen. Hieß das Symptom auch: Ist mir die Arbeit zuviel ? Außerdem wollte Frau M. in nicht allzu langer Zukunft ihre Ausbildung abschließen; bedeutete das kranke Auge daher: Arbeite weniger und bereite dich auf die Prüfungen vor! Oder schließlich: Will das Unbewußte mich schützen und läßt mich krank werden? Das Unbewußte hat nicht nur einen Über-Ich-Charakter und macht nicht nur auf Fehler aufmerksam, es hat neben noch anderen Funktionen auch Schutzfunktion.

Doch eben, der Jargon fragt immer zuerst nach der Schuld. Das bedeutet indessen nichts anderes, als dass der alte König, die alte Wert Vorstellung, der strenge innere Richter auf Grund einer zürnenden und strafenden Gottesvorstellung nach wie vor lebendig und potent sind. Ich halte es für eine große Untugend, diese strafende Instanz ins Unbewußte zu projizieren. Wird das nämlich getan, so werden Eltern- und andere Autoritätsintrojekte nie gesehen, nie enthüllt, und die Analyse füllt lediglich neuen Wein in alte Schläuche. Man kann auch sagen, das Über-Ich werde übersehen und durch einen strafenden Analysestil nie entmachtet. Wo Über-Ich war, kann nie Ich werden, kommt es nie zu befreiter Autonomie des Ichs. Wird das Unbewußte in dieser Weise personifiziert, so wird ihm eine Übermacht über das Ich zugestanden, es weiß dann in jeder Lebenslage, was zu tun ist. Und versteht man dieses Wissen nicht aus den Träumen abzulesen, so ist man einfach zu dumm. Dabei allerdings zieht man niemals in Betracht, dass das Unbewußte manchmal vielleicht auch nicht besser weiß als das Ich und dass es gilt, gerade diese Unsicherheit ertragen zu lernen.

25- August

Frau V. sprach in ihrer Stunde davon, dass sie Marie-Louise von Franz' Märcheninterpretationen lese. Sie habe sich dabei gefragt, ob sie wohl so klug sei, den Unterschied zu den Märchendeutun- gen der nächsten Generation festzustellen. Sie habe sich dieser Frage geschämt, das sollte man doch eigentlich wissen, da sollte man doch darüberstehen. Auch hier war ein Autoritätsintrojekt auszumachen, das ihr nicht einmal erlaubte, eine so kreative und wichtige Frage zu stellen.

Es gibt tatsächlich Unterschiede zwischen den Interpretationen der ersten Stunde - C. G. Jung und Marie-Louise von Franz zum Beispiel (Jung: Der Geist Mercurius, 1943/48; Zur Phänomenologie des Geistes im Märchen, 1946/48; von Franz u. a.: An Introduction to the Interpretation ofFairy Tales, 1970a; dt.: Psychologische Märcheninterpretation. Eine Einführung, 1986)-und den Deutungen der zweiten und dritten Generation nach Jung. Diese Unterschiede sind höchst interessant. Geschrieben mit der Freude der Entdecker von archetypischen Strukturen in den Märchen betonen Jung und von Franz vor allem die archetypischen Muster und heben diese durch die symbolische Amplifikation hervor. Sie «träumen», wie Jung einmal sagte, den «Mythus weiter» (Jung, 1940/51, S. 174). Der Übersetzung auf die psychische Ebene widmen sie, verglichen mit neueren Märchendeutungen, weniger Aufmerksamkeit. Heutige Märchendeutungen sind lebensnäher, man denke zum Beispiel an die Arbeiten von Verena Käst (u. a. Wege aus Angst und Symbiose, 1982).

Die Entdecker archetypischer Strukturelemente in der Psyche hatten allem voran die Aufgabe zu bewältigen, diese nachzuweisen. Dafür eignete sich das Märchen mit seinen Symbolen, dem klaren Handlungsverlauf und der abstrakten Sprache vorzüglich. Das Märchen, so führt von Franz zum Beispiel aus, zeigt gewissermaßen die Anatomie der Seele (von Franz, 1986, S. nf.). Es ging darum, die Archetypen zu belegen, dafür eignete sich das Märchen neben Mythologie und bildender Kunst besonders gut.

Die einzelnen Symbole werden amplifikatorisch durch andere Symbolbedeutungen angereichert und übergreifenden archetypischen Themen zugeordnet. Da diese Aufgabe vordringlich war, wurde der Verbindung der Märchensymbolik zum psychischen Erleben erst in zweiter Linie Aufmerksamkeit gezollt.

Meine Freude am Märchen basiert auf seiner Anwendbarkeit auf das psychische Erleben. Mit dem Märchen läßt sich mancher psychologische Sachverhalt besser und vor allem schöner ausdrücken als mit einer feinziselierten tiefenpsychologischen Terminologie. Ich verstehe deshalb meine Beschäftigung mit dem Märchen nicht so sehr als Märchendeutung denn als Märchengebrauch. Ich gebrauche das Märchen, um eine gegebene psychische Problematik durch die Bilder des Märchens zu erhellen (vgl. Asper, 1987, S. 123). Dabei ist es fruchtbar, psychologische Forschungsergebnisse neben die Symbolik zu halten und sie mit ihr zu verknüpfen (vgl. Asper, 1986 b, 1988 c, 1991). Ich glaube, dass wir uns in unserer Beschäftigung mit dem Märchen an zwei Stränge der Amplifikation gewöhnen müssen. Der eine Strang ist die klassische Amplifikation, welche ein Symbol durch Beibringung anderer Symbolbedeutungen anreichert und auf diese Weise die archetypische Thematik hervorhebt. Der andere Strang setzt sich aus einer Amplifikation durch psychische Tatsachen und Erfahrungen zusammen. Das Zusammenspiel der beiden Amplifikationsbereiche ergibt, dass sich die Symboldeutung und die erlebte Erfahrung gegenseitig erhellen und ergänzen. Dazu ein einfaches Beispiel.

Im Märchen «Einäuglein, Zweiäuglein, Dreiäuglein» (KHM130) kommt ein Tischlein-deck-dich vor. Die Märchenheldin, ein armes, von Mutter und Schwestern gehaßtes und verstoßenes Mädchen, bekommt es durch die Hilfe einer weisen Frau. Das Tischlein-deck-dich steht in einem Bedeutungszusammenhang mit anderen Gaben im Märchen, wie zum Beispiel dem Kleiderspenden des Baumes in «Aschenputtel» (KHM 21), dem Gold in «Frau Holle» (KHM 24). Solche Gaben lindern Hunger und Not. Sie stehen auch in einem inneren Zusammenhang mit dem nähren-

den Mutterarchetyp. Bezogen auf Zweiäugleins Entwicklung, gehört das Tischlein-deck-dich in die Symbolreihe des positiven Mutterthemas, das im Märchen außerdem durch die Ziege, die Natur, das Weinen, die weise Frau, das Singen und den magischen Baum differenziert und moduliert wird. Was es im Bereich der Realität nicht gibt, ermöglicht die Imagination. Das Tischlein-deck-dich kann deshalb als Symbol der Imagination und der Träume aufgefaßt werden. Imaginativ können wir erlittenen Mangel kompensieren. Auch können Träume - Imaginationen der Nacht - all das beibringen, dessen wir bedürfen. Die Imagination und die Träume sind Ausdruck der spendenden Großen Mutter, wie sie sich in den unendlich kreativen Bildvariationen des Unbewußten äußert. Das ist es, was kurz und knapp zum Symbol und der archetypischen Thematik gesagt werden kann.
Darüber hinaus halte ich es für erhellend, diese Symboldbedeutung mit der psychologischen Erkenntnis zu verbinden, wonach Menschen mit einem negativen Bezug zu sich selber (das Märchen drückt diesen durch den Haß der Mutter und der Schwestern aus) einen schlechten Zugang zur Imagination haben. Sie haben Mühe, sich mit guten Phantasien zu umgeben und sich auf die Träume zu beziehen. Ich denke in diesem Zusammenhang an einen Aufsatz von Plaut (1979), in welchem er diesen Sachverhalt überzeugend beschreibt und theoretisch untermauert. Die Kenntnis von Plauts Ausführungen stützt die dem Symbol zugeordnete Bedeutung. Ohne diesen zweiten Amplifikationsstrang wird das Tischlein-deck-dich für mein Empfinden nicht genügend verstanden.
Ich habe oben kurz erwähnt, dass ein Märchenbild oft einprägsamer ist als die trockene psychologische Ausdrucksweise. Einem Analysanden zu sagen, er habe noch kein Tischlein-deck-dich, ist oft angebrachter und der Seele besser anliegend, als ihm zu bedeuten, er habe Probleme mit der Imagination oder seine imaginativen Fähigkeiten seien blockiert.
(> 12. Mai; 22. Juni; 3. Juli; 4. August; 25. Oktober; 12. November; 15. Dezember 1990)

26. August

Es gibt Menschen, die in einer Beziehung dazu neigen, Dinge zwischen sich und den anderen zu stellen. Ich möchte dich besuchen, um dein neues Aquarium zu sehen, sagte mir jüngst eine Bekannte. Als sie kam, schaute sie sich die Fische an, dann begann sie am Gartentisch eine Karte an einen gemeinsamen Bekannten zu schreiben. Damit zu Ende, interessierte sie sich für einen in der Garage stehenden Bausatz für ein Elektroauto, und schließlich gab sie mir ein reizendes Geschenk und Kopien von zwei Stickmustern, die ich vielleicht Lust hätte zu sticken. Ein Gespräch darüber, wie es ihr, mir so gehe, fand nicht statt. Ich fühlte mich durch all diese Dinge ausgegrenzt, aus der direkten Beziehung draußengehalten.

Ich glaube, man kann darin eine Form von Abwehr oder, und das trifft die Sache besser, einen Schutzmechanismus sehen. Durch das Aufgebot von Dingen kann man von negativen Gedanken über den andern Abstand nehmen, durch diese Dinge kann man sich aber auch vor eventuellen unangenehmen Äußerungen des andern schützen. Denn wie könnte man angesichts dieser dinglichen Zuwendung noch etwas Kritisches sagen, man wird ja dazu verdammt, dankbar zu sein und schön danke zu sagen.

Die Verdinglichung von Beziehung, wie ich dieses Verhalten vorläufig einmal nennen will, basiert wahrscheinlich auf frühen Interaktionsmustern mit Mutter und Vater und anderen Bezugspersonen. Ich werde geliebt, wenn ich dir etwas gebe, etwas für dich tue, mag die Logik des Kindes gewesen sein. Du weisest mich nicht zurück, wenn ich etwas gebe, tue, ja, du gibst mir eine Art Liebe, eine Art Anerkennung dafür. Davon kann ich leben und mich einigermaßen annehmen, mag sich das Kind auch unbewußt gesagt haben.

Die Verdinglichung von Beziehung kommt auch einer Kontrolle über den anderen gleich. Der andere muß auf das Ding antworten, danken zum Beispiel. Menschen, die Beziehung verdingli-

chen, fragen oft, wollen eine Auskunft, übermitteln Grüße, rufen fast nie ohne Grund an. Man muß zurücktelefonieren, die gewünschte Auskunft geben, sich für die Grüße bedanken, vielleicht sogar eine Karte schreiben. Wer Beziehung verdinglicht, wird einem dann auch sagen, was Person X sagte, als sie die Karte bekam. So entsteht eine Kette von Verdinglichungen, die leicht zu viel werden kann.

Es ist jedoch nicht allein meine Bekannte, die verdinglicht, auch ich tue es, und zwar aus wohl eben denselben Schutzmechanismen heraus. Ich leide, wenn in Beziehungen die Verdinglichung überhand nimmt, und ich denke, andere erleben dasselbe. Es entsteht Misstrauen, und die bange Vermutung taucht auf: Ist da eventuell so viel Negativität, die durch Dinge zugedeckt werden muß? Noch schlimmer: Bin ich selber so schwierig, dass mein Gegenüber sich nur so, durch Dinge, genügend vor mir schützen kann?

27. August

Es gibt nicht nur die Inkubation zur Krankheit hin, es gibt auch, so scheint es mir, eine Inkubation zur seelischen Gesundung hin.

Medizinisch versteht man unter Inkubation den Zeitabschnitt zwischen dem Eintritt des Infektionserregers in den Wirt und dem Auftreten der ersten Krankheitszeichen. Masern zum Beispiel haben eine Inkubation von ca. 10-12 Tagen. In der Inkubationszeit geschieht Verborgenes, ein Vorgang, der unbemerkt vor sich geht.

Inkubation zur seelischen Gesundung hin verläuft auch im Verborgenen. Es ist mir indes außerordentlich wichtig, dass ich in der Therapie die ersten Anzeichen davon bemerke. Das ist das eine, das andere ist, dass ich diese Anzeichen nicht scharf beleuchte, sie ans Licht zerre, benenne und gar den Analysanden auffordere, in dieser Richtung weiterzumachen, um den Vorgang zu beschleu-

nigen. Nenne ich diese keimhaften Merkmale, bezeichne sie gar, so störe ich den Naturvorgang, die natürliche Entwicklung. Ich will dann schneller, als die Seele kann, und verhalte mich nicht im Einklang mit dem der Gesundung eigenen zeitlichen Ablauf.

Außerdem würde ich die zarten Vorläufer des Gesundungsvorganges dem Willen und dem Denken des Analysanden zuführen. Er bekommt dann etwas zu sehen, wovon er besser noch nichts weiß. Auch führe ich ihm etwas zu früh zu. Wohl kann er es mit dem Denken verstehen, fühlen aber kann er es noch nicht. Ich würde ihn der Gefahr aussetzen, das, was ich als Gesundungsanzeichen bezeichne, «machen» zu wollen, was ungut und nicht bekömmlich ist. Eine zu frühe Beleuchtung führt zum Raub durch das (noch neurotisch verbogene) Bewußtsein.

In der Biologie spricht man ebenfalls von Inkubation und versteht darunter die Dauer der Bebrütung von Vogeleiern. Auch hier geschieht das Wachstum im Verborgenen, in der fragilen Hülle des Vogeleis. Die biologische Verwendung des Begriffs kommt indes dem, was ich mit der Inkubation zur Gesundung hin meine, sehr nahe. Wie das Kücken im Ei braucht der Gesundungsvorgang während der seelischen Inkubation Konstanz, Geduld, gleichmäßige Wärme und schließlich die Sorgfalt, nichts zu zerbrechen.

Doch welches sind die kaum merklichen Anzeichen der Inkubation zur seelischen Gesundung hin? Ein Lächeln vielleicht, eine kleine Geste, eine kurze Weile entspannten Zusammenseins, eine überraschend hoffnungsvolle Formulierung. Ich registriere diese und andere Zeichen im Gefühl und bemerke eine kurze freudige Gefühlsempfmdung. Daneben besteht weiterhin und im großen Übermaß das seelisch Ungesunde, Neurotische, Depressive. Wie bereits erwähnt, ist es mir wichtig, diese Anzeichen zu bemerken, dies deshalb, damit ich mich ruhig verhalte, davon absehe, zuviel tun zu wollen, damit ich mich bremse im Impuls, effektiv sein zu wollen, und mich schließlich nicht von der Ungeduld des Analysanden anstecken lasse.

Träume, einzelne Traumbilder können ebenfalls als Anzeichen der Inkubation zur seelischen Gesundung hin aufgefaßt werden. Positive Bilder, hoffnungsvolle auch, kommen vor. Diese zu benennen, auf sie hinzuweisen, ist weniger heikel als das Aus- und Ansprechen der obengenannten Anzeichen im Verhalten eines Menschen. Mit diesen Traum-Inkubationszeichen knüpfen wir an die Bedeutung der Inkubation an, die sie von altersher hat: Inkubation, bei den Griechen zum Beispiel, wurde der Tempelschlaf genannt, dem sich Kranke unterzogen, um im Schlaf, im Traum Heilung und Belehrung durch den Gott zu erfahren. Diese Form der Inkubation zur Gesundung ist indessen dem heutigen Tiefenpsychologen bekannt. Sie wurde psychologisch durch die Arbeit von C. A. Meier: «Antike Inkubation und moderne Psychotherapie» (Meier, 1949) ausgeschöpft und fruchtbar gemacht.

(> 26. November 1990)

29. August

Die unter dem Datum vom 13. August 1990 behandelte Frage sollte mich heute gleich noch einmal beschäftigen. Ich denke an Menschen, die zu etwas Neuem aufbrechen wollen. Handelt es sich dabei um einen echten Individuationsimpuls nach Veränderung, oder ist die Absicht, nach neuen Ufern aufzubrechen, ein Symptom der narzisstischen Störung? Oder, anders ausgedrückt: Kann ein Mensch nicht bei einer Sache bleiben, weil ihm die nötige Libido fehlt, um diese für ihn wichtig und erstrebenswert zu machen?

Frau C., welche nach den Ferien ihre Analyse wieder aufnahm, berichtete, dass sie sich nicht besonders gut fühle, sie sei nicht bei sich selber und wisse eigentlich nicht, was los sei. Äußerlich gese- hen, gehe zwar alles gut, sie habe noch ein paar Tage frei, die Zu- kunft sei geregelt. (Sie sollte eine neue Stelle antreten, und gleich- zeitig hatte sie vor, berufsbegleitend eine weitere Ausbildung zu

machen.) Nun sei sie sich aber nicht mehr so sicher, ob diese Zukunftsplanung die richtige sei. Schon meine sie wieder, vielleicht erneut nicht auf dem richtigen Weg zu sein. Immer strebe sie neuen Horizonten zu, ohne je etwas Rechtes zu machen. Mit «etwas Rechtem» meine sie nichts Bestimmtes, ja sie könnte auch nicht sagen, dass sie in der Vergangenheit dem Herrgott den Tag abgestohlen habe. Immer habe sie gearbeitet, und trotzdem erscheine ihr die Vergangenheit als ungegliederte, graue Zeitmasse. Es mache sie traurig, dass von dem vielen Schönen und Interessanten so gar nichts wirklich in ihrer Erinnerung hängen geblieben sei.

Einmal mehr gewann ich den Eindruck, dass FrauC.s Problem nicht darin lag, das für sie Richtige zu tun und das Nicht-Richtige zu vermeiden. Sie war beruflich erfolgreich tätig, und über die Übereinstimmung ihres Berufes mit ihren Anlagen bestand kein Zweifel. Ob sie also nun die weiterführende Ausbildung mache, nicht mache oder aufschiebe, war eigentlich nicht so wesentlich. Wichtig war festzustellen, dass sich an dieser Stelle wieder einmal ihre narzisstischen Schwierigkeiten äußerten. Sie hatte Mühe, ihre Interessen konstant zu halten, es fiel ihr schwer, Freude an der Sache und an sich selber zu haben. Rasch sackte jeweils die Libido ab, Zweifel, Selbstzweifel, Minderwertigkeitsgefühle strömten ein und brachten sie jeweils in eine resignative, depressive Stimmung. Daneben waren auch überhöhte Ziele, Perfektions- und Vollkommenheitsstrebungen festzustellen, von deren hoher Warte her sie sich minderwertig fühlte und ihr Tun als mangelhaft einstufte.

In einer solchen Situation fragte sie sich immer wieder, was sie falsch mache, und bis zum Zweifel an der Sache selber war nur ein kleiner Schritt. Außerdem wertete sie sich ab, und eine Reihe von moralischen Urteilen bezüglich ihrer Person bedrängten sie. Dabei war nun nichts falsch; überhaupt paßte die Fragestellung richtig-falsch schlicht nicht auf ihre Problematik. Vielmehr ging es darum, sich auch in den flauen, depressiven Zeiten bejahen zu lernen, sich sich selber gegenüber mütterlich fürsorglich zu ver-

halten, damit die Selbstliebe nicht noch weiter absinkt. Auch ging es darum, in solchen grauen Passagen durchzuhalten, trotz allem bei der Sache zu bleiben und an sich zu glauben. Ganz deutlich ging es bei ihr mehr darum, sich zu lassen und annehmen zu können, als sich den Impulsen nach neuen Zielen fraglos zu übergeben. Die ins Auge gefaßte berufsbegleitende Zusatzausbildung war zwar durchaus richtig für sie, doch die Besserung ihrer inneren Befindlichkeit hing, wie mir schien, nicht davon ab.

Es wäre ein Trugschluss zu glauben, neue Inhalte würden die narzisstische Problematik aufheben, und ein therapeutischer Kunstfehler, FrauC. in dieser Richtung so zu unterstützen, dass die oben beschriebene depressive Situation allein durch einen neuen Inhalt definitiv aufgehoben werden könnte. Bereits verschiedentlich war sie einer solchen Argumentation auf den Leim gekrochen und hatte immer wieder Neues beruflich und privat unternommen, und das stets mit der Sehnsucht, sich doch endlich einmal wohl zu fühlen. Das hatte zweifellos ihre Persönlichkeit reich an integrierten Werten gemacht, ihre narzisstische Problematik, die ganz wesentlich an den immer wieder unternommenen Aufbrüchen beteiligt war, wurde indes nicht gebessert. Das ließ sich auch daran ablesen, dass ihr die Vergangenheit trotz einer breiten Palette von ganz verschiedenen Lebensinhalten und beruflichen Erweiterungen grau und leer erschien.

Auf die aktuelle Situation bezogen, hatte das narzisstische Loch, in dem sie sich befand, (unter anderem auch) mit der Ferienzeit und dem Ausfall der Analyse zu tun. Noch war sie abhängig von meiner Spiegelung ihrer Person und der damit verbundenen Übertragung. Die Analyse war in dem Stadium, wo ihr Selbstwert weitgehend von mir und der Übertragung abhing und das gute innere Objekt noch nicht so stark war, sie durch analysefreie Zeiten hindurchzutragen.

Es muß an dieser Stelle ganz deutlich gesagt sein, dass es nicht immer inhaltliche Lebensveränderungen sind, welche die blande Stimmung und das niedere Selbstwertgefühl bessern. Die Störung liegt tiefer, in der Befindlichkeit und im schlecht regulierten

Selbstwertgefühl. Indessen läßt es sich immer wieder beobachten, dass Menschen mit dieser Störung rasch bereit sind, sich zu neuen Ufern aufmachen, und dabei übersehen, dass es sich bei ihnen um eine Störung der narzisstischen Befindlichkeit handelt und nicht, wie sie glauben, um eine falsche Berufs- oder Partnerwahl. Um das sehen zu lernen und Stimmung und Lebensinhalt auseinanderhalten zu können, brauchen diese Menschen Therapie. Leider geschieht es immer wieder, dass dieses Problem übersehen und Analysanden zu neuen inhaltlichen Lebensveränderungen geraten wird, auf die sie aufgrund großer Beeinflussbarkeit nur allzu willig einzusteigen bereit sind.

In diesem Zusammenhang ist es interessant zu bemerken, dass Frau C.s narzisstische Problematik auch als eine Puella-Problema- tik bezeichnet werden könnte, stimmt diese doch in vielen Aspek- ten mit der von Marie-Louise von Franz beschriebenen Puer- beziehungsweise Puellaneurosenform überein. Depressivität und Grandiosität zeigen sich, eine negative Mutterkonstellation und die zentrale Schwierigkeit, sich zu erden, einen Platz in der Gesellschaft einzunehmen, die Banalität des Lebens anzunehmen, fallen auf. Mit großem Scharfblick beschrieb von Franz unter den genannten Bezeichnungen die narzisstische Störung, noch lange bevor diese überhaupt in der analytischen Psychologie spruchreif geworden war (von Franz, 1970). Ihre Beobachtungen stimmen erstaunlich genau mit den beschriebenen Phänomenen der narzisstischen Verwundung überein. Doch ist der therapeutische Zugang - zeitbedingt - noch sehr im erzieherischen Feld angesiedelt. Sie spricht von den betroffenen Menschen, als ob sie es verschmähten, auf dem Boden zu bleiben, und weist im Sinne einer therapeutischen Empfehlung auf die Arbeit hin (ebd., S. 4). Damit meint von Franz Ich-Stärkung und Förderung des Durchhaltewillens auch in Zeiten, wo die Arbeit langweilig ist, nicht begeistert.

Die therapeutischen Zugänge der heutigen Narzissmusforschung sind indes andere. Sie lassen sich nicht im patriarchalen, sondern im matriarchalen Prinzip orten. Ich habe die damit verbun-

denen Haltungen «mutterspezifisch» genannt (Asper 1987, S. 208ff.). Es geht hier nicht um das Sollen, sondern um das Sein. Es geht um Sorge und Fürsorge sich selber gegenüber und nicht zuerst um die Verfolgung von Zielen, mehr um Freude denn Pflicht. Das sind die Bereiche, wo der in seiner Selbstliebe verletzte Mensch Hilfe braucht. Dazu benötigt er einen Analytiker, der nicht in erster Linie erzieht, sondern empathisch und wahrnehmend arbeitet und die Fähigkeit hat, narzisstische Befindlichkeiten und das schlecht regulierte Selbstwertgefühl zu spüren und dem Leidenden bewußt zu machen.

Allerdings ist die von Marie-Louise von Franz geforderte Arbeit ein ganz wichtiges Therapieziel; dabei geht es darum, Freude an der Arbeit zu finden und schöpferische Energie freizusetzen. Psychotherapeutisch handelt es sich darum, das narzisstische Gleichgewicht der Betroffenen so regulieren und stärken zu helfen, dass es ihnen gelingt, sich kontinuierlich in ihre Arbeit und Beziehungen investieren zu können. Es geht darum, die Voraussetzung zum Arbeiten und zur Beziehungsfähigkeit auszubilden und die Selbstliebe in dem Maße zu fördern, dass sich daraus ein Vertrauen in sich und die Welt ergibt und schließlich das Ich tragfähiger wird, auch des Lebens Banalität anzunehmen und die Spannungen zwischen Lust und Frust, Ideal und Wirklichkeit aus- und durchhalten zu können.

(> 13. August; 12. September; 15. Dezember 1990)

1. September 1990

Heute formulierte Herr W. die Gleichung seiner Kindheit: Wenn es dich nicht interessiert, ist es für mich auch nicht wichtig. Das Pronomen «dich» ist beliebig anwendbar und meinte zunächst die Mutter und den Vater, dann unter anderem die Lehrer, die Freunde, die Freundinnen, die Ehefrau und schließlich mich, seine Analytikerin.

Wenn das Kind wiederholt die Erfahrung macht, dass das, was

von ihm kommt, ohne Interesse und Widerhall seitens der Eltern bleibt, dann erlischt sein Interesse daran. Damit sich ein Kind in etwas investieren kann, ist es nötig, dass dieses Etwas von den Eltern willkommen geheißen, gespiegelt wird. Geschieht dies nicht genügend, so wird das Kind in seinen Reaktionen - Gedanken, Gefühlen und Empfindungen - verunsichert und weiß gar nicht recht, ob das, was es denkt, fühlt und empfindet, auch wirklich zu ihm gehört.

Dazu ein Beispiel: Ein Kind malt ein schönes, buntes Bild und ist gefühlsmäßig sehr stark an diesem Selbstausdruck beteiligt. Es geht zur Mutter und will ihr das Bild zeigen. Zeigt die Mutter Stolz und Freude, so wird das Kind angemessen gespiegelt, und es weiß, dass Stolz und Freude wirklich zu ihm gehören. Tut dies indes die Mutter aus welchen Gründen auch immer nicht, so genügt die psychische Beteiligung des Kindes an seinem Produkt nicht, um echt zu erfahren, dass Stolz und Freude wirklich zu ihm gehören. Es weiß dann nicht, ob es sich über seine Zeichnung freuen soll. Weitere Emotionen, welche der Spiegelung bedürfen, sind Schmerz, Trauer, Angst, Ohnmacht, Haß, Wut und Neid. Das Spiegeln der sogenannt negativen Emotionen heißt weniger, sie willkommen zu heißen, als sie zu bezeugen. Werden diese Gefühle und Befindlichkeiten nicht gesehen, so weiß das Kind nicht, ob diese wirklich zu ihm gehören, ob das, was es erlebt, «richtig», «normal» ist.

Ein Familienklima, in welchem Gefühle tabuisiert werden und allein Vernunft und Sachlichkeit das Leben der Familie bestimmen, bedeutet für das Kind eine Gefühlsverunsicherung im Bereich seiner subjektiven Erfahrung. Daraus können Beispielsweise die neurotische Abspaltung der Gefühle und eine Hyperintellektualität erfolgen. Ein kühler, rigider, vernünftiger Mensch wird dann später vielleicht lebenslänglich abseits der Buntheit des Lebens und Erlebens stehen müssen, nicht wissend, dass ihm bereits in der Kindheit Lebendigkeit und seelischer Reichtum abtrainiert worden sind.

Herrn W.s Formulierung: Wenn es dich nicht interessiert, ist es

für mich auch nicht wichtig, brachte die Atmosphäre seiner Kindheit auf einen Nenner und umschrieb kurz und bündig die emotionale Verlassenheit (Asper, 1987, S. 35ff.), die seine Kindheit kennzeichnete. Dazu ist nun zu bemerken, dass diese emotionale Verlassenheit und das generelle Desinteresse an seiner Person ihm nicht etwa bewußt gewesen wären. Erst durch die analytische Arbeit konnten diese eruiert, rekonstruiert werden. Zunächst zeigte sich das Desinteresse im Übertragungs- und Gegenübertragungsgeschehen.

So erlebte ich in der Gegenübertragung sein Desinteresse an meinen Interventionen, und in der Übertragung erlebte er mich, als ob ich ohne jegliches Interesse an seiner Person wäre. Auf diese Weise wurde ein wichtiger Aspekt seiner Kindheitsgeschichte zwischen uns wiederbelebt. Sein desinteressiertes Verhalten anderen Menschen gegenüber und sein Gefühl, niemand interessiere sich für ihn, konnten nun hinterfragt, erhellt und geklärt werden. Seine Gewordenheit wurde ihm begreiflich, und damit war der Raum geschaffen für ein anderes, besseres Verständnis seiner selbst und anderer Menschen. Die biographische Wurzel des Desinteresses zu sehen, war insofern wesentlich, als dies ihm Einsicht in seine Geschichte und Verstehen ermöglichte. Ferner war es wichtig, das Verhalten seiner Eltern kennenzulernen, weil damit auch die affektive Erinnerung zum Tragen kam und längst vergessene Gefühle seinem Erleben wiederangegliedert werden konnten. Schließlich war es für Herrn W. von Bedeutung, sich seiner verdrängten Gefühle den Eltern gegenüber bewußt zu werden. Damit wurde er in den Stand gesetzt, ein Stück Vergangenheitsbewältigung leisten zu können und schließlich die Eltern aus illusionärer Überhöhung und desillusionärer Abwertung zugunsten natürlicher Mitmenschlichkeit befreien zu können.

(> 4./2IrMai; 23. September; 5. Oktober; 5./12. November 1990)

Ein Telefonanruf von heute nachmittag beschäftigt mich sehr: FrauP. soll lebensgefährlich verletzt im Spital liegen. Ein schwe-

rer Autounfall war passiert. Näheres war dem Anrufer bis zur Stunde nicht bekannt. Auch ich konnte nicht mehr in Erfahrung bringen, das Spitalpersonal durfte keine Angaben machen. So drehen sich meine Gedanken unablässig um Frau P., und Bestürzung erfaßt mich, immer wieder. Ich hoffe, ich werde morgen mehr wissen.

2. September

Ja, nun weiß ich mehr und habe auch mehr gesehen. (> i. September 1990). Frau P. liegt auf der Intensivstation in C. Ich habe sie gesehen, habe ihre Hand gehalten, ihren Arm gestreichelt, zu ihr gesprochen - keine Reaktion. Ich saß einfach da. Hilflos. - Die Zeitungsmeldung mit großem Foto habe ich ebenfalls gesehen : Ein junger Mann war mit seinem Wagen über die Sicherheitslinie hinausgeraten; er rammte FrauP.s Auto vorne links. Sie war korrekt gefahren.

Dieser gräßliche Unfall und die vielleicht weitreichende Störung ihres Lebens (an Zerstörung wage ich nicht zu denken) beschäftigt mich, geht mir nach. Obwohl ich mich seit Jahren bemühe, vermehrt die Frage nach dem Warum zu lassen, und versuche, das «sunder warumbe» (ohn' warum) von Meister Eckhart (1260-1327) als heilsames Gegenstück zur Kausalitätssuche zu beherzigen, konnte ich nicht umhin, dieses unselige «Warum?» eben doch zu fragen. Gott sei Dank fiel mir nichts ein, auch nicht etwas grausam Psychologisches, wie etwa ein möglicher Warntraum von Frau P. oder eine Individuationsabsicht, die sie eventuell stets hätte vermeiden wollen und nun auf diese Art zu erfahren habe. (Solche Vorstellungen gibt es im psychologischen Denken - leider!) Mir fiel jedoch ein, was der Mensch des Mittelalters hätte sagen können: Gott sendet Unglück, um den Menschen zu strafen oder weil Er ihn liebt oder zu seiner Vervollkommnung oder aus einem Grund, den der Mensch eben nicht versteht. Der mittelalterliche Mensch hatte die Gewißheit, dass

alles zu des Menschen Bestem geschieht - auch das Unglück und die Strafe. So gehalten in einer letzthinnigen Heilsgewißheit ist der moderne Mensch nicht mehr. Trotzdem wird in solch tragischen Situationen auch noch heute auf diese religiösen Vorstellungen zurückgegriffen und nach metaphysischen Erklärungen gesucht.

Es gibt aber auch Menschen, die Erklärungen nicht mögen und für welche Gott als Rätsel und Geheimnis eine hilfreichere Vorstellung ist als ein Gott, der um alles weiß, alles bedenkt und plant. Bei K. Rahner finde ich die mir liebe Formulierung dieser Vorstellung. Er sagte an einer Stelle, ich weiß nicht mehr wo, das Folgende: «Wer das Geheimnis nicht kennt, kennt Gott nicht, blickt an ihm, dem eigentlichen und wahren Gott, vorbei.»

Wie sehr nahtlos die alten Vorstellungen eines planenden und strafenden Gottes in die heutige Psychologie Eingang finden, zeigt sich darin, dass im psychologischen Jargon bisweilen «gewußt wird», warum jemand krank geworden ist. Es heißt dann zum Beispiel, eine Person habe Krebs, «weil» sie den Auftrag des Selbst nicht gelebt habe. Ich empfinde das als inflativ und verurteilend. Außerdem wird durch dieses «schnelle Wissen» Warum die Not der anderen abgewehrt (vgl. Rossi, 1986; Blomeyer, 1987). Beim Nachsinnen über diese Erscheinung wurde mir klar, dass Krankheit, Schrecken und Not des Daseins für viele Menschen erträglicher sind, wenn sie eine Begründung - und sei diese ihr eigenes Fehlverhalten - dafür finden. Andere wiederum fühlen sich gehalten in der Hand Gottes, und die Stelle in Psalm 139, wonach ein jedes Leben von allem Anfang an im Schicksalsbuch niedergelegt ist, mag für sie von großer, traulicher Bedeutung sein. Für mich gilt dies nicht immer, mir ist zuzeiten die Vorstellung des Rätselhaften und Geheimnisvollen an unserem Schicksal näher. Sie macht mich frei, selber denken zu dürfen, wohingegen mich das Bild des planenden Gottes bisweilen zu sehr in destruktive Schuldgefühle stürzen würde. Andererseits fordert das Rätsel das Aushalten des Nicht-Wissens und der Orientierungslosigkeit.

Für Frau P. war die psychologische Erklärung von Symptomen und Ereignissen immer die bessere gewesen, sie lag ihrer Seele nahe. Hingegen ängstigte sie das Rätselhafte, das Nicht-wissen-Können. Die Annahme einer psychischen Verursachung gab ihr das Gefühl, autonom zu sein und die Dinge im Griff zu haben. dass dies indes bei weitem nicht für alle Menschen zutrifft, wurde mir klar, als eine meiner Analysandinnen von einer Begebenheit zwischen ihr und ihrem Arzt berichtete. Sie war endogen depressiv und mußte Medikamente einnehmen. Ihr Arzt habe gefragt: Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen sagte, ihre Krankheit habe eine rein körperliche Ursache? Sie fragte sich nachher bei mir, warum er wohl so umständlich und sorgfältig gefragt habe. Mir war klar, dass dieser Arzt wohl wußte, dass es zweierlei Men- schen gibt, jene, die ihre Krankheit besser tragen können, wenn man sie psychisch erklärt, und jene, bei denen die Erklärung mit körperlichen Gründen geradezu eine Erlösung ist.

3. September

Heute erhielt ich die Einladung zur Vernissage der Malerin Gaby Rüfenacht. Die Ausstellung findet unter dem Motto «Die fünfte Jahreszeit» statt. Was für ein schönes Thema! - Meine Gedanken beginnen zu wandern: Ist die fünfte Jahreszeit etwa jene, die wir als Menschen selber machen? Kommen wir in die fünfte Jahreszeit, wenn wir endlich den Mut haben, wir selber zu sein? Ist damit etwa das gemeint, was es kollektiv gar nicht geben kann, nämlich unsere ganz eigene Erfahrung, unser ganz individueller Umgang mit uns und dem, was uns zustößt? Die fünfte Jahreszeit also Individuations-Jahreszeit, Zeit, in der wir wir selber sind, im Guten wie im Schlechten? Zeit, in der wir die eigene Begrenzung merken, in der wir es ertragen, uns selber ein schlechter Kamerad zu sein? Und Zeit schließlich, in der wir auch in der Fülle sein dürfen, mit all unseren Gaben und unserer Freiheit?
Mit «Die fünfte Jahreszeit» lehnt sich Gaby, so erfuhr ich später

am Tag, an Tucholsky an, der darüber ein kleines Prosastück verfaßt hat (1982, S. 23). Gemeint ist die Zeit zwischen Spätsommer und Herbst, wo die Fülle erreicht ist und alles Stille bleiben sollte. Wehmut auch, dass diese sanfte Zeit der Ruhe nicht bleiben kann, Freude darüber, dass sie erreicht ist, dass sie werden durfte, dass die Früchte reiften und sie nicht vorzeitig zerstört wurden.

4. September

Herr W. brachte heute so ganz nebenbei eine Formulierung, die mich verblüffte: Schicksal und Individuation, was wohl dasselbe ist. Ich fragte nicht nach. Indessen: Kann man das so sehen? Ich glaube nicht. Schicksal wird ge-schickt, geschieht, Individuation ist «meine» Handschrift, die von «meinem» ganz individuellen Umgang mit «meinem» Geschick zeugt, ist «meine» Spur, die ich hinterlasse, ist Ausdruck «meines» (einigermaßen) bewußten Umgangs damit. Das «fatum» (lat. für Schicksal) ist blind, Individuation ist Sehen, ist: aus dem Unsinn Sinn machen, ist: die Hoffnung, im Unsinn Sinn geschenkt zu bekommen, ist: den Sinn finden, welcher dem scheinbaren Unsinn von Anfang an innewohnt.

5. September

Psychologische Kenntnisse erschweren bisweilen die Analyse. Die Analysanden glauben zu wissen, was sich in einer Analyse nicht gehört: um Rat fragen, projizieren zum Beispiel.

Frau S. sagte heute zu Beginn der Stunde, es gehe ihr nicht gut, ihr neuer Freund mache sie dauernd «fertig», kritisiere aber auch wirklich alles an ihr und ihren Auffassungen. Sie ist Psychologiestudentin in einem höheren Semester und sehr begabt dafür. Ihr Freund nun werte Psychologie als Halb- und Scheinwissenschaft ab, halte sie, Frau S., für blöd, dass sie dies überhaupt studiere. Er ist Naturwissenschaftler und mit diesem Weltbild total identifi-

ziert. Er sage auch nie, was er an ihr gern habe. Darüber hinaus neige er dazu, sich bei jeder Gelegenheit hinaufzustilisieren und sich in Grandiositäten zu ergehen. Es ist unschwer zu vermuten, dass er dieses Verhalten zur Regulierung seines Selbstwertgefühls braucht.

Frau S. analysierte die Situation, doch dann erfolgte ein Schweigen. Ich hatte das Bedürfnis, über die Analyse der Situation mit ihrem Freund hinauszugehen, und fragte: Können Sie sich vorstellen, was Sie diesbezüglich gerne von mir hören würden? - Schweigen. Dann: Ja, ich möchte einen Rat bezüglich meines Freundes von Ihnen bekommen, aber das ist doch dumm, ich weiß ja, dass Sie als Analytikerin mir keinen Rat geben dürfen. Das ist ein Gesetz der Analyse, das weiß man doch. Ja, sie hatte recht, und doch verhindert dieses Wissen die Wahrnehmung von Wünschen und Bedürfnissen. Außerdem wird damit auch der Analytiker ausgegrenzt, dem alle regressiv erscheinenden Bedürfnisse nicht mehr mitgeteilt werden.

Wir sprachen dann über ihr Bedürfnis nach Rat; dabei zeigte es sich, dass wir beide ratlos waren in dieser Situation, ja, dass ihre Beziehung zum gegenwärtigen Zeitpunkt wohl keine Entschei- dung rechtfertigen würde und guter Rat zunächst teuer sei. Indes riet ich ihr, sich eine ratspendende Figur vorzustellen, diese zum Beispiel zu malen und um Rat zu fragen. Das machte FrauS. Sinn.

Es sind verschiedene Faktoren an der Verdrängung des Wunsches nach Rat beteiligt: Einmal die Kenntnis der Regel der Abstinenz. Der Analytiker hält sich mit seiner Person aus der Analyse heraus, hält sein Material zurück, damit sich der Analysand besser erkennen kann. Ferner spielt bei der Verschweigung von regressiven Bedürfnissen mit, dass der gestrenge Richter in der Seele des Analysanden noch überstark ist und weiter auf seiner Vormachtstellung beharrt, indem er trickreich alte (Eltern)Gesetze mit neuen, diesmal psychologischen Gesetzen vertauscht. Neuer Wein in alten Schläuchen! Und schließlich zeugt das Verdrängen des regressiven Wunsches von einer noch ungenügenden

Integration des Kindes in das Gesamt der Persönlichkeit. Das innere, einstige und das Kind als Spontanausdruck der Persönlichkeit werden weiterhin mißachtet und unterdrückt gemäß der Auffassung, Kind sei kindisch, regressiv, Kindheit sei schleunigst zu überwinden. Indes bedeutet Integration von Kind und Kindheit Verstehen, im Dialog damit sein. Das bedarf der Geduld, der Schwächung des inneren Richters und der Bewußtmachung von unbewußten Anteilen.

6. September

Könnte ich zu meinem Buch «Von der Kindheit zum Kind in uns» (Asper, 1988 b) noch etwas nachtragen, so würde es sich um den folgenden Hinweis handeln: Im Innsbrucker Kunstmuseum «Ferdinandeum» entdeckte ich ein Bild, das den Titel trägt: «Madonna mit dem unartigen Jesuskind». Gemalt wurde es von einem unbekannten holländischen Maler um das Jahr 1520. Das Kind rupft und zupft am Schleier seiner heiligen Mutter und verweigert sich ihrer Brust. Unglaublich! dachte ich, dass es so etwas gibt! Hunderte von Darstellungen der Madonna mit ihrem göttlichen Kind habe ich doch nunmehr in unzähligen Museen und Sammlungen gesehen, und noch nie auch nur einmal habe ich das göttliche Kind unartig gesehen! Vielmehr ist es meist lächelnd oder majestätisch, bereits schon als Kind seine besondere Stellung einnehmend. Was muß sich dieser Maler gedacht haben? Hatte er die immer ewig eine Vorlage der Madonna mit Kind satt? Wollte er aus der Tradition und ihrem Verständnis der göttlichen Figuren ausbrechen? War er etwa kein Christ? Wollte er sich lustig machen? Oder schlicht und einfach: Wollte er dem Jesuskind wirklich als Menschensohn gerecht werden und eben auch die Schattenseite zeigen? War er also seiner Zeit um Jahrhunderte voraus und wagte es, dem Schatten der menschlichen Natur ein göttliches Vorbild gegenüberzustellen, das eben auch unsere negativen Seiten spiegelt?

9. September

Das leidige Nein-Sagen ist ein Thema für sich. Es ist schwer, als Psychotherapeut nein zu sagen. Die Menschen kommen, sind da, berichten, und schon ist man auf dem Weg, ein Protagonist auf der Bühne ihres Daseins zu werden. Die größte Gefahr is{ die, neue Klienten anzunehmen, weil man zu schlaff, zu müde für das Eigene ist und die Kraft nicht mehr aufbringt, Energie in eigene schöpferische und andere Vorhaben zu stecken. Wenn man sich nurmehr sagt: Ich kann ja meine Zeit auch mit Arbeit füllen, dann ist es höchste Zeit, innezuhalten. Dies nicht nur zum eigenen Wohl, sondern vor allem auch im Hinblick auf die Klienten. In einer solchen Verfassung nein zu sagen, ist äußerst schwierig.

io. September

Kürzlich gelesen bei Barbara Honigmann in ihrem bereits bedeutenden Erstlingswerk «Roman von einem Kinde»: «Manchmal habe ich einen Traum im Wachen, dass ein Weg zu mir kommt und sich vor mich hinlegt und mit mir spricht: Komm, folge mir einfach, ich werde dich führen.» (1989, S. 31)

Man kann den bildungsbürgerlichen Begriff Individuation auch poetisch umschreiben. Wieviel tiefer er mich so ergreift!

11. September

Der Begriff Selbstobjekt macht vielen Leuten Kummer, weil sie nicht genau wissen, was darunter zu verstehen ist. Vielen, ich gehöre auch zu ihnen, ist er angenehm, weil er dank seines Abstraktionsniveaus auf die verschiedensten Menschen und eben auch Dinge, Tiere, Landschaften, ja, beinahe auf alles anwendbar ist.

Selbstobjekt bedeutet zunächst die frühe Bezugsperson, bei der sich das Kind aufgehoben fühlt, die es spiegelt und willkommen heißt. Ist die Ausgangslage ungünstig, so besteht lebenslänglich eine übermäßige Sehnsucht nach einem solchen Selbstobjekt, weil sein Vorhandensein gleichbedeutend mit leben dürfen ist. Doch abgesehen davon haben wir es alle, ein Leben lang, nötig, dass wir uns immer wieder Selbstobjekte wählen, schaffen können und uns von Selbstobjekten ansprechen, rufen lassen, Objekten also, die uns spiegeln, bei denen wir uns aufgehoben fühlen. So kann ein geliebter Hund Selbstobjekt sein; eine Welt bricht zu- sammen, ist er nicht mehr. Selbstobjekt kann der Partner, die Partnerin, können der Beruf, die Kinder, Autoritätspersonen sein. Ein Buch, ein Baum, der Sternenhimmel, alles kann Selbst- objekt oder Teilselbstobjekt sein und uns für eine Weile erfreuen und tragen.

Es kommt indes immer auf das Maß an, wie stark der einzelne das Selbstobjekt zu seinem Wohlbefinden braucht. Ist das Maß über- schritten, bricht bei Wegfall des Selbstobjektes der Boden ein. Außerdem gibt es ständig Enttäuschungen, Streit, wenn das Selbstobjekt (als Person) nicht dem maßlosen Anspruch genügt. Doch, wie bereits erwähnt: Auch Dinge können Selbstobjekte sein, so zum Beispiel Stellen in einem Buch, in welchen man sich wiedererkennen, in denen man sich spiegeln kann. Hier wird es besonders deutlich, dass auch nur Teile des Selbstobjekts genü- gen, um Wohlbefinden auszulösen.

Herr W. erzählte mir heute, er würde die Stellen in einem Buch besonders anstreichen, die ihm gefielen, das sei allerdings so ab- sonderlich nicht. Absonderlich indes fände er sich, wenn er beim nochmaligem Durchlesen mit der angestrichenen und kommen- tierten Stelle nicht mehr einverstanden sei, sie als Kritik an seiner Person auffasse. Dann müsse er nämlich die Anmerkungen ganz sorgfältig ausradieren, so genau, dass sie unsichtbar würden. Was hier geschieht, ist folgendes: Herr W. freut sich an den Stellen im Buch, mit denen er übereinstimmt. Unterschiede, Kritik kann er darum nicht stehen lassen, weil die sichtbare Nicht-Übereinstim-

mung Missbehagen auslöst und das an sich geschätzte Buch etwas von seinem Selbstobjektcharakter einbüßen würde.
(> 2. Mai; 7. Juli; n. September; 2. Oktober; 4. November; 10. Dezember 1990)

12. September

Ganz unvermutet fiel mir heute ein Spruch ein, der mich als kleines Mädchen tief beeindruckte und mich Dinge ahnen ließ, die ich damals nicht in Worte fassen konnte. Ich konnte seinerzeit nur mit dem Finger den in einen kleinen Holzbrunnentrog eingekerbten, rot ausgemalten Buchstaben folgen. Langsam, ganz langsam setzten sich die Buchstaben zusammen und ergaben: «Versiege nicht, halte durch.» Der kleine Brunnen befand sich (und ist noch heute dort) unterhalb eines kleinen Bergkirchleins in einem Hochtal Graubündens. Umgeben von duftenden, wilden Bergnelken, Grasbüscheln und Steinen füllt das dünne Rinnsal einer Quelle den kleinen Brunnentrog. Nach einem steilen, mühsamen Aufstieg stößt man ganz unvermutet auf dieses Brünnlein: Wer sie wohl schrieb, diese Worte?
Heute kann ich den Spruch gebrauchen, ich weiß auch, wann er einzusetzen ist und wann er Trost sein kann. Ich kenne Lebenssituationen, die härter kaum sein können. Da gehört der Spruch hin. In der Extremsituation geht es ums Ausharren, ums Durchhalten, um einen ganz irr-sinnigen Lebens-Glauben in einer Zeit, wo Glaube und Hoffnung zu zerschellen drohen.
Diesen Spruch schrieb ich eben einer Frau; sie ist in einer schwierigen Lebenslage. Ich wußte nicht, was sagen, ich fand keine Worte. Da kam mir diese Kindheitserinnerung in den Sinn.

13. September

Frau J., eine stark depressive Bekannte, fragte mich heute, was narzisstische Libido sei. Ich führte aus: Wenn immer wir lieben

oder geliebt werden, ist die narzisstische Libido neben der Objektlibido im Spiel. Anders ausgedrückt: Wir erkennen uns selbst und werden erkannt. Die Objektlibido befaßt sich mit dem Gegenüber, dem Du als einem anderen, als einem Objekt. Das ist die Form der Liebe, in der wir das Gegensätzliche lieben bzw. in der wir als Gegensatz oder auch als Ergänzung geliebt werden.

Jung sprach nicht von narzisstischer Libido, aber Erich Neumann nannte die narzisstische Libido die Voraussetzung der Individuation (Neumann, 1949, S. 50). Nur wenn wir uns genügend bejahen, lieben, uns ausreichend (narzisstisch) besetzen können, fühlen wir uns wertvoll genug, aus uns etwas zu machen, sinnstiftenden Zielen zuzustreben und uns als Ganzheit ernst zu nehmen. Wer indes ein «beschattetes Selbst» (Asper, 1987) hat, ist übermäßig verbunden mit einem negativen Archetyp, und eben diese Negation des Selbst im Sinne des eigenen Wesens macht die Selbstwerdung schwierig.

Dazu gibt es auch Märchen, sie sind weniger bekannt, weniger attraktiv auch als Zaubermärchen mit positivem Ausgang. So sind zum Beispiel bei Grimm «Frau Trude» (KHM 43), «Das Märchen von der Unke» (KHM 105), «Das eigensinnige Kind» (KHM 117) und «Der arme Junge im Grab» (KHM 185) Märchen, die tragisch enden.

Indes muß man bedenken, dass Jung von «Verwandtschaftslibido» (Jung, 1946, S. 237), «inzestuöser Libido» und von der «endogamen Libido» spricht, welche er als untereinander gleichbedeutend versteht und sie in den Gegensatz zur «exogamen Libido» (Jung, 1912/52, S. 194, 261) stellt. Die exogame Libido meint das Objekt, das Nicht-Ich, das andere. Hingegen erfahren wir uns mit uns selber verwandt in der narzisstischen Libido, sie befaßt sich mit dem uns Gleichen, ist also inzestuös (wertneutral gemeint) und weist auf uns selber zurück, ist endogam. Jungs Wortwahl ist äußerst treffsicher und macht das, was mit narzisstischer Libido gemeint wird, verständlicher. Wenn immer wir also etwas verfolgen, brauchen wir dazu narzisstische Libido, es muß uns

etwas wert sein in dem Sinne, dass wir uns darin spiegeln, wiedererkennen können.

In ihrer Depression steht Frau J. wie allen Depressiven nicht genügend narzisstische Libido zur Verfügung. Sie ist in diesem Zustand der Gefahr ausgesetzt, zu versinken, abzusacken, sich total wertlos zu erleben und ihre Vorhaben und Beziehungen als unerreichbar einzustufen. Die Negativität nimmt in einer solchen Zeit übermächtig zu und wird, wie sie sagt, als verwandt erlebt. Und das ist denn auch der springende Punkt in einer Depression, dass das Vernichtende als das uns einzig Zugehörige erfahren wird. Es handelt sich dabei um eine negative Verwandtschaft, das Negative wird gesucht und sucht uns mit der gleichen Kraft, wie uns die Liebe ergreift und wie wir von der Liebe gesucht werden. Religiös ausgedrückt, ist der Mensch in einer solchen Lage der Gefahr der Versuchung ausgesetzt, der Versuchung nämlich, sich der zerstörerischen Umarmung hinzugeben.

Was hilft da? fragte Frau J. Religiös gesehen, geht es an solchen Stellen unseres Weges wohl um den Glauben, den Glauben, welcher den Graben überspringen hilft, der uns von der narzisstischen Libido, der Selbstliebe, trennt. Es geht auch um Gnade, meinte sie, und ich stimmte ihr zu. Von Martin Luther (1483-1546) ist bekannt, so fiel mir ein, dass er, der von starken Depressionen geplagt war, sich von seinen Freunden halten lassen mußte, um nicht der Gotteslästerung zu verfallen, um nicht dem Antlitz Gottes als einem als schauerlich Erlebten ausgesetzt zu sein und nicht seinen Haß ihm gegenüber ausdrücken zu müssen (Erikson, 1958).

Theresa von Avila (1515-1582) sprach von zwei verschiedenen Wassern, denen der Mensch angeschlossen ist; das eine Wasser erleben wir als erquickend, erfrischend, und ich meine, es könnte der narzisstischen Libido gleichgesetzt werden. Das andere Wasser vernichtet, vergiftet. Wir könnten in diesem Zusammenhang auch von dunklen, schwarzen, schweren Wassern sprechen. Sie sind all jenen vertraut, denen Depression ein überwältigendes Erleben wird. Doch neben dem Glauben und neben der Gnade gilt

es in solchen Situationen ein Unterstützungssystem aufzubauen, und da reihen sich Hilfsmittel ein, zum Beispiel: sich in der Welt «anbinden», sich einen Stundenplan aufstellen, sich körperlich bewegen, um wenigstens den eigenen Leib mit Selbstliebe zu besetzen. Auch Handwerkliches gehört hier hinein, etwa schnitzen, weben, sticken, stricken. Da ist der nächste Schritt, die nächste Masche, der nächste Faden so klein, dass auch der Depressive ihn manchmal (nicht immer) noch leisten kann.

Soweit also unsere Unterhaltung von heute morgen; in diese Tiefe hat sie geführt: Allein der Glaube und die Gnade machen es letztlich aus, schwarze Zeiten zu überleben, in schwarzen Wassern nicht unterzugehen (vgl. Asper, 1986 b).

Die erwähnte Stelle von Theresa von Avila lautet:

> «Wie bei einer ganz klaren Quelle die Bächlein, die ihr entspringen, genauso klar sind, so ist es auch eine Seele, die im Stand der Gnade lebt. Von daher kommt, dass alles, was sie tut, in den Augen Gottes und der Menschen wohlgefällig ist, da es dieser Quelle des Lebens ent- springt, an der die Seele einem Baum gleich gepflanzt ist, der nicht die Frische und Fruchtbarkeit besäße, wenn sie ihm nicht von da zukä- men. Diese erhalten ihn und bewirken, dass er nicht verdorrt, sondern gute Frucht bringt. So ergeht es auch der Seele: Wenn sie sich durch eigene Schuld von dieser Quelle entfernt und sich bei einer anderen mit pechschwarzem Wasser und widerlichem Geruch verwurzelt, so ist auch alles, was sie hervorbringt, von gleichem Unheil und Schmutz» (Theresa von Avila, 1987, S. 64).

Ich bin mir an dieser Stelle bewußt, dass ich Theresas schwarze Wasser verkürzt auffasse, wenn ich sie allein der Depression zuordne. Sie verstand darunter alles Dunkle und Böse. Bedenkt man jedoch, dass der Mensch des Mittelalters die Depression, welche er Melancholie, Schwarzgalligkeit nannte, als Sünde auffaßte, ist die Verbindung des «pechschwarzen Wassers» mit Depression nicht ungerechtfertigt.

«Durch eigene Schuld», schreibt Theresa. Hier bin ich mir nicht

so sicher, 500 Jahre nach Theresa würde ich formulieren wollen: durch Unbewußtheit. Oder - und da bin ich fatalistischer, weniger heroisch: Nicht durch eigene Schuld verwurzelt sich eine Seele beim «pechschwarzen Wasser», sondern es geschieht ihr. Glück hat sie, wenn sich das Ich darüber bewußt werden kann, wenn der Betroffene offenen Auges durch das schwarze Wasser der Depression geht, Hilfe sucht und schließlich findet.
Wenn ich es recht bedenke, täte ein weiterer Begriff not, um die Verwandtschaftslibido in ihrer negativen Form - die schwarzen Wasser im Sinne Theresas - zu bezeichnen. Man kann an Freuds Bezeichnung Thanatos (griech. Tod) für Todestrieb denken.
(> 13-/29. August; 15. Dezember 1990)

14. September

Am letzten Kursabend über Träume, veranstaltet durch die Kirchgemeinde B. in Zürich, kam eine Frau auf mich zu und machte mich auf die Ikone von Marias Tod aufmerksam. Nachher schickte sie mir sogar eine Karte. Da sieht man Maria im Vordergrund, hinter ihr steht Jesus und hält ein kleines Kind auf dem Schoß: Marias Seele. Die Ostkirche weiß also um die enge Beziehung von Kind und Tod (vgl. Asper, 1988 b, S. 95). Dazu gehört Michelangelos (1475-1564) Pieta im Petersdom zu Rom: Maria hat ihren toten Sohn auf dem Schoß. Das Thema des Kindes und der Großen Mutter, die Leben hervorbringt und es wieder zurücknimmt, ist angeschlagen. Eine noch deutlichere Sprache indessen spricht Michelangelos letztes, unvollendet gebliebenes Werk. Es handelt sich dabei ebenfalls um eine Pieta, die sogenannte Pieta Rondanini (Mailand, Museum des Castello Sforzesco). Allein, hier ist Jesus dargestellt, als würde er in den Leib der Mutter eingehen, zurückkehren. Über der Arbeit an diesem Werk hat der Tod den Künstler ereilt.

15. September

Viele Menschen haben keinen Zugang zu ihren Träumen. Ich habe deshalb im Lauf der Jahre mehr und mehr darauf verzichtet, zu Beginn einer Therapie die Träume schriftlich zu verlangen. Der neue Analysand soll den nötigen Spielraum bekommen, in aller Freiheit zu seinen Träumen unterwegs zu sein, um den ihm eigenen Umgang mit ihnen zu finden. Es gibt da verschiedene Wege; während es für den einen stimmt, die Träume aufzuschreiben, ist es für den anderen richtig, sie einfach ins Gespräch einzubeziehen und vielleicht zu sagen: Ah ja, da war doch noch ein Traum dazu!

Es gibt aber auch Menschen, die wenig oder gar nicht träumen. Das heißt genauer, dass sie sich ihrer Träume nicht erinnern, denn träumen tut jeder, jede Nacht. Der, wie mir scheint, beste Weg zu den Träumen, ist das Erlebnis der Notwendigkeit von Träumen. In einem solchen Fall geschieht es dann bisweilen, dass nach einigen Wochen oder Monaten die bewußten Erinnerungen abgeschritten sind und sich ein als unangenehm empfundener Stillstand in der Analyse einstellt. Da geht es dann dem betreffenden Analysanden plötzlich auf, dass wir, um weiterzukommen, auch auf die Träume angewiesen wären. Ich halte nicht viel davon, die nichtträumenden Analysanden auf ihre Widerstände anzusprechen. Überhaupt sind Widerstände gemäß der Jungschen Auffassung Schutzmechanismen, die zu respektieren sind (Jung, 1946, S. 197). Außerdem kann das Nicht-Träumen auch noch viele andere Gründe haben, die wir schlicht noch nicht kennen.

17. September

Heute morgen sagte mir Herr I., dass er in der letzten Stunde zum ersten Mal das Gefühl gehabt habe, ich würde endlich verstehen, wie es ihm gehe. Er sei nun fast zwei Jahre bei mir und habe stets den Eindruck gehabt, ich würde seine Depression nicht sehen. Er

fühle sich nun nicht mehr allein, er habe nun einen Zeugen dafür. Mir lag bereits auf der Zunge, ihm zu sagen, dass ich das schon lange gesehen hätte, und außerdem hätten wir ja auch schon oft davon gesprochen. Ich unterließ diese «schon da (»-Bemerkung, ich empfand sie als taktlos, tantenhaft. Herr I. sagte weiter, dass er das depressive Element schon seit jeher bei sich wahrgenommen habe, doch habe er es nie als wirklich ansehen können. Jahrelang sei er im Glauben gewesen, er bilde sich etwas ein. Das indes hatte eine lange, stumme Geschichte. Seinen Empfindungen war in seiner Herkunftsfamilie nie Rechnung getragen worden, emotional verlassen, wie er sich damals fühlte, konnte er gar nicht an die Echtheit seiner Empfindungen glauben. Wenn einem Kind stets die ausgesprochene oder nicht ausgesprochene Botschaft vermittelt wird, dass das, was es empfindet, nebensächlich sei, so beginnt es an seinen Empfindungen zu zweifeln und kommt spätestens im Erwachsenenleben dazu, sie als bloße Einbildung abzubuchen. Diese falsche Buchung dürfte bei Herrn I. dazu geführt haben, dass das depressiv-traurige Element seines Erlebens auch in den Stunden bei mir nie in den Vordergrund trat. Sichtbar waren extrem negative Be- und Verurteilungen seiner selbst, die chronischen Insuffizienzgefühle und die damit verbundene konstante Anstrengung, alles möglichst perfekt zu machen. Seine Depression imponierte als Depression «sine depressione» (ohne Depression), als jene Depressionsform, welcher das traurige, gedrückte Element vordergründig fehlt.

Als mir Herr I. heute sagte, er glaube, nun hätte ich endlich verstanden und seine Riesenanstrengung, mir bewußt zu machen, wie es ihm gehe, habe Erfolg gehabt, so bedeutete dies, dass sein sich vor der Traurigkeit schützendes Ich den Schutzmechanismus gelockert und sich seiner traurigen Verstimmung vermehrt zugewandt hatte. Anders ausgedrückt, sagte er eigentlich nichts anderes, als dass er selbst seinen Gefühlen und Empfindungen endlich Glauben schenkte und sie nicht mehr als Einbildung abtun mußte. Allerdings zeigte sich dieser enorm wichtige Wandlungsschritt zuerst in der Übertragung, er sah zunächst mich die

Depression annehmen. Damit war der Grundstein dafür gelegt worden, nun auch selber seine Depression mehr annehmen zu können, was in der Folge auch geschah. Von einer negativen Übertragungsfigur, die seine Empfindungen nicht ernst nimmt, war ich zu einer positiveren geworden, die seinem Erleben Glauben schenkt. Seine Aussage, endlich hätte ich verstanden, mußte innerhalb des Übertragungsgeschehens gewürdigt und verstanden werden. Eine «schon da!»-Bemerkung wäre wirklich nicht nur taktlos, sondern unempathisch gewesen. Wenn man bedenkt, dass das Kind der Spiegelung seines Erlebens unabdingbar bedarf, so läßt es sich leicht verstehen, warum Herrn I.s Annäherung an die Depression nur über die Übertragung gehen konnte. Er brauchte mich als Zeugin, als Spiegel, und die Fähigkeit, mich so zu erleben, bedeutete eine Änderung seiner Kindheitsgleichung. Aus dem «Wenn du nicht siehst, was mich bewegt, dann stimmen meine Gefühle nicht, dann bilde ich sie mir nur ein» wurde ein «Du nimmst mich wahr, also sind meine Gefühle wirklich und nicht bloß eingebildet». Der Weg von der ersten zur zweiten Gleichung ist lang, allemal.

18. September

Am Vormittag hatte ich die letzte Stunde vor den Ferien mit Herrn A. Er meinte, ich hätte wohl immer was los, es sei mir wahrscheinlich nicht wohl, ohne dass eben etwas los sei. Ja, meinte ich, das wäre schon so.

Er fand das nicht gut und meinte, das sollte doch nicht so sein. An dieser Stelle zeigte sich sein innerer Richter, und ich begann von den verschiedenen Bedürfnissen je verschiedener Menschen zu sprechen. Selbst die Kirche würde diese in Rechnung stellen; so gebe es kontemplative Orden, aber auch Orden mit strenger Arbeitsmoral: «Ora et labora.» Es wurde mir an dieser Stelle wieder einmal deutlich klar, nach welch abstrusen Gesetzen viele Menschen sich richten und die größte Mühe haben, ihre Bedürfnisse

wahrzunehmen und das zu tun, was ihnen guttut im Rahmen des Möglichen und Bekömmlichen. Ich fügte noch hinzu, dass ich dankbar sei, dass ich tätig sein könne, es werde ja vielleicht nicht immer so sein.

Wir hätten natürlich seine Aussage auch analysieren können. Stattdessen habe ich mich eingebracht und verteidigt. Streng genommen ein Kunstfehler, gewiß.

19. September

Ich würde mich mühsam ausdrücken, meinte jüngst HerrV. Er hatte recht. Tatsächlich formuliere ich in den Analysestunden langsam, tastend und stockend. Wohl deshalb, weil ich während dieses Vorgangs bemüht bin, mich gefühlsmäßig stimmig auszudrücken. Mein Sprechen in der Analyse ist ein durch das Gefühl gefiltertes Sprechen. Ich will nicht verletzen, will mich so ausdrücken, dass meine Aussage so ist, dass sie der andere «schluk- ken» kann. Meine Analysesprache entspricht nicht meiner Vortragssprache; beim Vortragen bin ich bemüht, mich klar und einprägsam auszudrücken. Das Stocken und das Tasten sollten nicht vorkommen. Was die Tugend der einen Sprache ist, ist die Untugend der anderen und umgekehrt. dass dem so ist, wurde mir erst heute morgen klar.

Unser Sohn konnte heute anläßlich der Abschlussfeier sein Maturazeugnis entgegennehmen. Er war todmüde, wie alle aus seinem Jahrgang. Nachts nämlich hatten die fünfzig Maturanden in stundenlanger Arbeit eine zwei Meter hohe Mauer im Schulhaus gebaut und es dadurch unmöglich gemacht, dass auch nur ein Lehrer oder Schüler den Treppenaufgang benutzen konnte, um zu den Schulzimmern zu gelangen. Sie waren nachts ins Schulhaus eingedrungen, hatten eine Kette von ca. dreißig Schülern und Schülerinnen gebildet und sich dann die Backsteine von Hand zu Hand gereicht. Die übrigen rührten den Mörtel an und bauten die Mauer.

Die Mauer ein Sinnbild der Kluft zwischen Lehrern und Schülern ? Symbolischer Ausdruck für eine innerpsychische Spaltung?

Um ein guter Lehrer zu sein, muß man mit seinem inneren Kind in Beziehung stehen. Lehrer und Schüler bilden eine Einheit, der Archetyp des Lehrers findet seinen Sinn allein im Archetyp des Schülers und umgekehrt. Nur der Lehrer, welcher zu seinem inneren neugierigen Schüler eine Beziehung hat, kann ein begeisterter und begeisternder Pädagoge sein.

Wieviele Menschen doch diese Trennung von erwachsener und kindhafter Seite in sich tragen, sehe ich tagtäglich in meiner Praxis, und für manche Menschen ist das Ziel der Behandlung die Verbindung ihres inneren Kindes mit ihrer erwachsenen Seite.
Am Beispiel dieser Mauer wurde mir außerdem einmal mehr bewußt, dass meine spontane Bewegung oft negativ, pessimistisch ist. Noch bevor ich lachen und mich an dem Streich freuen konnte, kam mir das Pessimistische in den Sinn: Jeh, hoffentlich passiert nicht ein Unfall und Ähnliches. Seltsam, wie man «gebaut» ist!

20. September

Manchmal wird man der Tragik eines Menschen erst in der Gegenübertragung gewahr. In der Supervision berichtet mir eine Ausbildungskandidatin, dass sie ein Patient in der Klinik sehr gelächert habe, sie hätte sich des Lachens wegen seiner Fistelstimme nicht erwehren können. Sie schäme sich.

Gewiß, sich schämen ist das eine, doch soll man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Ihr vernichtendes Lachen war eine syntone Gegenübertragung, wahrscheinlich geht es nicht nur ihr so. Da lacht wohl jeder diesen Mann offen oder insgeheim aus. An dieser Gegenübertragung können Sie die Tragik dieses Patienten ermessen. Schämen Sie sich nie ihrer Gegenübertragung, aber agieren Sie sie nie aus, fügte ich noch hinzu.

21. September

In der letzten Supervisionssitzung stellte FrauK. ein Fallbeispiel vor. Es handelte sich dabei um eine Borderline-Persönlichkeit, und wir besprachen die besonderen therapeutischen Schwierigkeiten, die sich dabei ergeben. Frau K. bemerkte, sie gerate so leicht ins Argumentieren, und dabei verheddere sie sich dann. Schließlich wisse sie nicht mehr, worum es sich bei der Argumentation gehandelt habe. Sie falle auch ins Agieren, bemerke, dass sie ihre Interventionen oft rechtfertige. Das sind typische Reak- tionen bei der Arbeit mit Borderline-Klienten. Man gerät ins Ar- gumentieren und verliert schließlich den Faden. Nach meinem Dafürhalten hat dies damit zu tun, dass der Borderline-Klient sehr schnell die Ebenen wechselt und das einmal angeschnittene Thema urplötzlich von einem anderen Standpunkt her ansieht, wobei dieses dann ganz anders erscheint und sein Standpunkt plötzlich dem früheren gegenüber widersprüchlich ist.

Dieses schnelle Wechseln der Ebenen hat mit der tiefen Identitätsstörung der Borderline-Persönlichkeit zu tun. Bildlich gesprochen erscheint ihr Ich wie ein Korken auf den bewegten Wellen des Wassers. Je nach Welle, das heißt je nach Emotion, wechselt der Ichstandpunkt, und das den Therapeuten zum Agieren und Sich-Rechtfertigen verleitende Verwirrspiel beginnt.

Man kann die Borderline-Störung auch mit dem Bild eines Hauses vergleichen: Die Borderline-Persönlichkeit spricht zunächst von einem bestimmten Zimmer aus, der Therapeut läßt sich darauf ein. Doch dann, im Laufe des Dialogs, unvermittelt und unmerklich, wechselt die Borderline-Persönlichkeit in ein anderes Zimmer über und spricht von da aus. Merkt der Therapeut den Zimmer- beziehungsweise den Standpunktwechsel nicht, so greift er ins Leere, denn in dem noch eben bewohnten Zimmer ist niemand mehr. Er bleibt verwirrt zurück, agiert eventuell, wirft dem Klienten Standpunktwechsel und Widersprüchlichkeit vor, und die Verärgerung ist vorprogrammiert.

Ich halte dafür, dass der Therapeut erst dann, wenn es ihm gelingt

zu verstehen, dass dem Borderline-Menschen ein Boden für sein Ich fehlt, die vielen Sprünge und Standpunktwechsel gelassener ertragen kann. Erst dann kann der für den Borderline-Menschen so wesentliche therapeutische Ansatz gefunden werden, nämlich: Wessen Ich ständig von wechselnden Emotionen geschaukelt wird wie ein Korken auf dem Wasser, weiß von keiner inneren Plattform. Sein Selbst- und Weltverständnis ist deshalb einem dauernden Schwanken unterworfen. Um diesem als störend empfundenen Wechsel zu entgehen, hetzt die Borderline-Persönlichkeit vorwärts, stürzt sich in die Flucht nach vorn, tippt die nächste Emotion an, verbalisiert sie, merkt, dass diese Verbalisierung nicht mit der vorhergegangenen übereinstimmt, läßt sie fallen und hetzt weiter. Bildlich gesprochen hetzen diese Menschen von Zimmer zu Zimmer, in Angst, ruhelos, rastlos, nirgends eine Basis findend. Es gelingt ihnen nicht, die verschiedenen Emotionen zusammen zu sehen, zu systematisieren und ihnen gegenüber einen sie alle übergreifenden Ichstandpunkt einzunehmen. Die Vielzahl der Standpunkte ist indes ungenügend durch mangelnde integrative Kraft des Ich erklärt. Die verschiedenen, voneinander getrennten psychischen Zustände sind Ausdruck einer strukturellen Eigenheit der Borderline-Persönlichkeit. Sie schützen ihn vor überwältigenden Emotionen und machen den Schmerz erträglicher.

Die große Gefahr für den Therapeuten besteht nun darin, dieses Gehetze mitzumachen, ebenfalls in die Ruhelosigkeit zu verfallen und über kurz oder lang in ein schädliches Agieren hineinzugeraten. Daraus resultiert oft eine unselige Kampfsituation, in der sich Wörter bekriegen, und weder Therapeut noch Klient merken, wie sehr die Eskalation darauf zurückzuführen ist, dass der Klient mit Borderline-Syndrom von einer emotionalen Welle zur nächsten geschaukelt wird und nie die nötige Ruhe und auch keinen Boden findet, auf dem er stehen kann, um all die verschiedenen Emotionen zusammen wahrzunehmen.

Um schließlich noch ein letztes Bild zu verwenden, so kann man sagen, dass es in der Therapie mit Borderline-Persönlichkeiten

leicht zu einem gegenseitigen «Sich-Anputschen» kommt. Wie die Putschautos, die man auf Kirchweihen und Messen fahren kann, putschen dann der Therapeut und sein Klient unvermittelt zusammen, fahren schnell weiter, um sich bei der nächsten Gelegenheit wieder anzuputschen. Es ist nun von höchstem therapeutischem Wert, dass der Therapeut versucht, die vom Klienten jeweils übersprungenen, nicht geäußerten Emotionen und Befindlichkeiten wahrzunehmen und zu nennen. Ausgedrückt in den bereits erwähnten Bildern, heißt das, dass er die einzelnen Wellen beschreibt und die je anderen Zimmer im inneren Hause des Klienten anspricht. Er soll also die Hetze von dem einen zum anderen nicht mitmachen, sondern eine wahrnehmend beschreibende Haltung einnehmen. Damit führt er den Klienten, der wild mit Wörtern um sich schlägt, auf eine tiefere Ebene, auf die Ebene der Emotionen und inneren Befindlichkeiten und hilft ihm, diese allmählich selber wahrzunehmen, auszuhalten, zu systematisieren. Dabei lernt der Klient seine verschiedenen emotionalen Befindlichkeiten kennen, er wird gewahr, dass er in sich innen eine Vielfalt davon hat. Die Nicht-Borderline-Persönlichkeit hält das aus, kann abwägen, systematisieren und verfügt über genügend integrative Ichkraft zur Ortung ihres Standpunktes. Die Borderline-Persönlichkeit indes kann dies nicht, sie bekam, genetisch gesehen, nicht genügend Spiegelung ihrer Emotionen und weiß deshalb auch nicht, wie mit ihnen umgehen. Um mit ihnen zurechtzukommen, trennt, spaltet die Borderline-Persönlichkeit die verschiedenen Emotionen und verlegt sich zusätzlich auf die Ebene der Wörter, des mentalen Ausdrucks, wo sie aber auch keine Ruhe finden kann, weil dem mentalen Ausdruck die Verbindung zur Gefühlsebene fehlt.

Die eben beschriebenen Interaktionen mit Borderline-Persönlichkeiten erlebt man indessen auch bei narzisstisch verletzten Menschen. Der Unterschied ist ein - markant - gradueller. Der wesentliche Unterschied liegt aber anderswo: Bei narzisstischer Verletzung ist das Selbst als Persönlichkeitskern konstelliert. Es besteht in der Tiefe eine gewisse Einheit, die jedoch von verschie-

denen Überlebensstrategien - beispielsweise übermäßiger Anpassung und Rückzug auf den Intellekt - beschattet ist. Anders ausgedrückt ist die Verbindung zum Selbst fragil, und das Ich als sein Exponent ist schwach und zur Fragmentierung neigend. Die Borderline-Persönlichkeit hingegen verfügt über kein konstelliertes Selbst, der Kern der Persönlichkeit ist durch Spaltung abgetrennt.

Geht es beim narzisstisch versehrten Menschen unter anderem darum, dem Ich zu besserer Kohärenz, zu einer festeren Verbindung zum Selbst zu verhelfen, so handelt es sich bei der Borderline-Persönlichkeit um etwas ganz anderes. Hier müßte sich das Selbst im Sinne eines Persönlichkeitskerns erst konstellieren. Der Narzisst verfügt über eine innere Basis, wenngleich sie schwankend und unstabil ist. Menschen mit Borderline-Störung erleben keine Basis.

An anderer Stelle habe ich mich mit den narzisstischen Störungen und den entsprechenden therapeutischen Zugängen auseinandergesetzt (Asper, 1987). Die Borderline-Störungen erfordern, wenn es sich um das zentrale Problem des nicht konstellierten Selbst geht, andere therapeutische Haltungen. Diesbezüglich lese ich mit großem Gewinn das nun auch auf deutsch erschienene Werk Schwartz-Salants über die Borderline-Persönlichkeiten (Schwartz-Salant, 1991). Seine Ausführungen geben Möglichkeiten an, die es nunmehr erlauben, auch mit Konzepten der Jungschen Psychologie auf diesem Gebiet zu arbeiten.

23. September

Frau D. berichtete heute morgen von einer Erinnerung, die recht eigentlich als eine Schlüsselerinnerung bezeichnet werden kann, weil in ihr das Klima ihrer Kindheit und der mißglückte Dialog mit ihrer Mutter verdichtet erscheinen. Es handelt sich also um eine Erinnerung, die auch noch andere Erinnerungen und aktuelle Begebenheiten verstehend zu entschlüsseln vermag.

Kurz nach dem Krieg habe sie von ihrer Mutter ein Paar neue Schuhe bekommen, was für die Mutter ein großes finanzielles Opfer bedeutete, und ganz abgesehen davon waren Schuhe im Nachkriegsdeutschland noch rar und schwer zu beschaffen. Kurzum: Die Schuhe waren etwas Besonderes, und das Kind verstand das Geschenk auch so. Mit diesen Schuhen sei sie dann durch Pfützen gewatet und habe nachträglich mit großem Schrecken festgestellt, dass die Schuhe total naß geworden waren, ja, dass sie sich aus der Form lösten, waren doch Teile dieser Schuhe aus Pappe gefertigt. Sie wollte nun die Mutter nicht betrüben und ihr auch nicht sagen, dass das Geschenk bereits Schaden genommen hatte. Sie ging deshalb nach Hause, stellte die Schuhe in den Backofen und heizte diesen auf. Sie muß ein wenig zu lange gewartet haben, denn die Schuhe waren nun angebrannt und unbrauchbar geworden, was eine heftige Szene zur Folge hatte.

Dieses Ereignis wurde uns insofern zum Schlüsselsymbol, weil es deutlich zeigte, dass kein auf Empathie gegründeter Dialog zwischen Mutter und Tochter stattgefunden hatte und bis heute noch nicht stattfinden kann. Jede sah die Angelegenheit aus ihrer Sicht, und jede hatte damit auch recht: die Mutter, welche die Schuhe unter großen finanziellen Opfern gekauft hatte, und das Kind, das alles daran gesetzt hatte, die Mutter nicht zu enttäuschen und den Schaden wieder gutzumachen. Beide hatten ihre je eigene und legitime Sichtweise, doch darüber gab es keinen Austausch, keinen Dialog, und die beiden teilten ihre Erlebnisse und Sichtweisen nicht miteinander. Jede blieb in sich eingeschlossen und schmollte.

Aufgrund dieser Episode wurde mir klar, warum FrauD. sich immer wieder vergewissern mußte, ob ich sie auch verstünde, warum sie sich oft in Schweigen hüllte und warum sie mir oft vorwarf, ich würde sie nicht verstehen. Dahinter verbarg sich der Mangel an Dialog mit ihrer Mutter, war die als mangelhaft empfundene Einfühlung seitens der Mutter in das Kind auszumachen, stand schließlich das verkümmerte Einfühlungsvermö-

gen von Frau D. Die Schuherinnerung war Schlüsselerinnerung, war Symbol für die Interaktionsweise zwischen ihr und ihrer Mutter.

Ich habe mich natürlich auch gefragt, warum ein Ereignis zur Schlüsselerinnerung werden kann. Schlüsselerinnerung hat in der Analyse zwei Seiten, einmal ist ein Ereignis Schlüsselerinnerung für den Analysanden, zum anderen bekommt es diese Bedeutung auch für den Analytiker. Warum aber bekommen Erinnerungen des Analysanden, obwohl sie sich eignen würden, auch für den Analytiker zu Schlüsselerinnerungen zu werden, nicht immer diese Bedeutung?

Ich glaube, ein Ereignis bekommt für den Analytiker dann Schlüsselbedeutung, wenn es auf analoge Erinnerungen im Analytiker stößt. Es ist die Erinnerungsempathie des Analytikers, welche ein Schlüsselereignis des Analysanden für beide Analysepartner bedeutsam macht. In diesem Fall stieg mir, als Frau D. von den Schuhen erzählte, eine lebhafte Kindheitserinnerung auf. Auch ich erinnerte mich an die ersten neuen Schuhe nach dem Krieg und an den Stolz, mit welchem ich sie trug, dabei immer wissend, dass deren Kauf etwas Außergewöhnliches war. Ich erinnerte mich an die Freude und an die Erleichterung, für einmal nicht die abgetragenen Kleider irgendwelcher Cousinen tragen zu müssen. Zwar passierte mir mit diesen Schuhen nicht dasselbe wie FrauD., doch meine Erinnerung eröffnete mir den gefühlsmäßigen Zugang zum Erlebnisbereich von FrauD.

Ein Schlüsselereignis ist immer auch Dialog stiftend. Vor allem stiftet es den Dialog zwischen der erwachsenen Frau D. und dem Kind, das sie einst war. In zweiter Linie eröffnet es dem Analytiker den Zugang zum Kindheitserleben des Analysanden. Schließlich fördert es durch seine Analogie zur Erinnerung des Analytikers den Dialog zwischen Analytiker und Analysand, dies auch dann, wenn der Analytiker seine Erinnerung dem Analysanden gegenüber nicht äußert. Dialog ist nicht immer Sprache, Dialog ist manchmal auch einfach stummes gegenseitiges Einverständnis.

(> 4./21. Mai; 1. September; 5. Oktober; 5./12. November 1990)

24. September

Als Analytiker neigt man bisweilen dazu, rasche Deutungen, die sich ein Analysand selber gibt, zu bejahen. Das ist etwas heikel und nicht immer förderlich, denn oft geben sich die Analysanden Deutungen, die in ihren frühen Erfahrungen gründen. Sie haben meist den Zweck, der auf den Analytiker übertragenen Elternfigur den Wind aus den Segeln zu nehmen und sie zu beschwichtigen. Solche Sofortdeutungen sind manchmal ganz überzeugend, entbehren sie doch nicht einer gewissen Logik. Sie beinhalten jedoch häufig eine negative Selbstbeurteilung des Analysanden.

Vor ein paar Tagen erschien Herr A. nicht zur Gruppensitzung. Ich hatte mir darüber nicht den Kopf zerbrochen und mich auch nicht geärgert. In der Analysestunde gestern begann Herr A. mit einiger Erregung von seinem Versäumnis zu sprechen. Er habe es total vergessen, in die Gruppe zu kommen, obwohl er den Termin sehr deutlich in seiner Agenda markiert hätte. Dann kamen Sofortdeutungen: Etwas Unbewußtes hat mich blockiert. Ich wollte wahrscheinlich unbewußt nicht kommen, da ist wieder einmal mein Widerstand am Werk gewesen.

Das ging mir nun alles etwas zu schnell, schien mit überdies eine Deutung zu sein, die durchaus auf den Stil seiner früheren Bezugspersonen paßte, mit denen er offenbar noch identifiziert war. Gegen eine solche Deutung sprach zunächst meine Gegenübertragungsreaktion, in der ich keinen Ärger finden konnte. Ich sagte ihm, seine Interpretationen würden mir zu rasch kommen, wir müßten das Ganze einmal in Ruhe anschauen. Da hellte sich sein Gemüt etwas auf. Wir kamen zunächst zu keinem Schluss, warum er nicht gekommen war, und meinten dann, wir sollten die Frage einmal offen lassen, und außerdem müsse ja nicht alles eine Begründung haben. Was wir indes deuteten, war seine Sofortdeutung. In ihr sahen wir eine Deutung im Sinne seiner frühen Bezugspersonen, die mit der Frage «Warum?» Reue, Buße, Rechtfertigung und Beichte erwarteten. In der Übertragung war

ich offensichtlich zu einer solchen Bezugsfigur gemacht worden, und bevor ich als diese noch irgend etwas sagen konnte, übernahm er die Selbstanklage, die er von mir, der neuen Elternfigur, erwartete.

Vom Kind aus gesehen hieß das: Man gibt besser schnell etwas zu, damit man die Sache nicht noch schlimmer macht. Es hatte also das verängstigte Kind in ihm sein Nichterscheinen gedeutet.

Mit der Deutung seiner Deutung hätte man die Angelegenheit auf sich beruhen lassen können. Da aber die negative Mutterübertragung in den letzten Wochen manchmal von einer positiveren durchbrochen wurde, fragte ich mich schließlich, ob dieses Wegbleiben vielleicht aus ganz anderen Gründen passierte. War es eventuell der noch unbewußte Versuch des sich nunmehr trauenden Kindes, sich im Wegbleiben einen Freiraum zu schaffen? Meine Gegenübertragung, in der keine Spur von Ärger war, schien mir diese Deutung zu stützen. Es war durchaus möglich, dass er sich mit dem Nicht-Kommen hatte Raum schaffen wollen, was als Fortschritt zu bewerten war.

Nimmt der Analytiker solche Sofortdeutungen nicht umgehend an, so billigt er dem Analysanden Raum und Zeit zu; er beteiligt ihn an der Suche und schafft die Voraussetzung für den Dialog mit dem Kind von einst.

25. September

Es ist wichtig, dass sich Analysanden ihrer unbewußten Ansichten über die Analyse bewußt werden. Vielfach erwarten sie die Gesetze und Tabus ihrer Kindheit und richten sich ein, als würden die damaligen Erwartungen und Regeln auch heute noch gültig sein. So lebt jemand dem Leitspruch «Die Wahrheit und nichts als die Wahrheit» nach und fördert die peinlichsten Erfahrungen zutage ohne jegliche Rücksicht auf sich selber. Oder es bleibt ein anderer auf beschämenden und unangenehmen Erfah-

rungen sitzen und verstärkt dadurch die eh' bestehenden Schuldgefühle.

(> 9. Mai; 24. Juli; 2. Oktober; 4. November 1990)

Seit ein paar Tagen bin ich in Kopenhagen, eingeladen durch das hiesige C. G. Jung-Institut. Damit dänische Ausbildungskandidaten etwas Abwechslung in ihr Ausbildungsprogramm bekommen, werden bisweilen ausländische Kollegen eingeladen, die dann hier Vorlesungen und Seminare halten und sich auch für Supervision zur Verfügung stellen. Der Geist in dieser Jungschen Gruppe ist äußerst angenehm, viel Herzlichkeit, Lachen und echtes Interesse am anderen Menschen bemerke ich immer wieder von neuem.

Da das Jungsche Gedankengut hier noch relativ jung ist, sind die Menschen, die sich damit befassen und sich auch als Therapeuten ausbilden lassen, Pioniere, Menschen der ersten Stunde, und das merkt man. Da sind noch keine eingeschliffenen Traditionen in der Rezeption des Gedankengutes festzustellen. Die Menschen scheinen selbständig zu denken, können Fragen stellen, sehen die Probleme und sprechen sie aus. Die Diskussionen nach den Vorträgen sind animiert, die Fragen und Kommentare beleben mich, und man könnte noch lange zusammen diskutieren.

Eine Beobachtung bei den Vorträgen ist mir noch wichtig geworden und soll mich in Zukunft lenken: Die Dänen sprechen sehr gut englisch, aber es ist nicht ihre Muttersprache, so wie es meine auch nicht ist. Beim Vortragen merke ich jeweils sehr deutlich, wenn meine Worte und Wörter nicht verstanden werden. Da ist in solchen Momenten eine negative Verstehensenergie im Raum, welche bisweilen «Wackelkontakt» zwischen mir und den Zuhörern schafft. Die Lehre, die ich daraus ziehe: Bei Menschen, deren Muttersprache nicht englisch ist, muß ich in Zukunft pro Vortragsstunde eine Viertelstunde mehr einberechnen, damit ich immer da, wo ich Wackelkontakt spüre, eine weiterführende Erklärung abgeben kann. Es ist, glaube ich, nicht

etwa so, dass ich inhaltlich nicht verstanden werde, es sind ein- zelne Wörter und Wendungen, welche den Zuhörern nicht geläu- fig sind. Als ich nämlich gegen den Schluss hin mehr Zeit ein- räumte, konnte ich ganz gemächlich durch mein Manuskript gehen und genoß es, dann war ein guter Rapport da, und ich war zufrieden.

Die Dänen haben eine wunderbare Wohnkultur, schön und prak- tisch zugleich sind die Dinge, die Zimmer wohnlich, gemütlich, farbenfroh. Sie können sich das Wohnen angenehm gestalten, wahrscheinlich deshalb, weil im Winter die Nächte länger als die Tage sind und die Menschen mehr nach innen leben müssen. Auch ist die Lesekultur weit verbreitet. Kleine Gemeinden haben große Volksbibliotheken mit hellen, weiträumigen und angenehmen Lesesälen und einem gut funktionierenden Apparat, der es möglich macht, auch von außerhalb bestellte Bücher kurzfristig zu bekommen. Alles gratis, wie es sich hier von selbst versteht. Die Bibliotheken sind ganztägig geöffnet, haben genügend Personal, sind auch für Kinder eingerichtet und scheinen sich großer Beliebtheit zu erfreuen. Ich sah die Bibliotheken von Lyngby und Hellerup.

Die Dänen haben einen seltsamen Minderwertigkeitskomplex. Als kleines Land mit einer nicht internationalen Sprache scheinen sie sich minder zu fühlen und neigen dazu, ausländisches Gut und Ausländer enorm zu idealisieren. Sie freuen sich, wenn man hierher kommt, und ihre Freude ist jener des Menschen vergleichbar, der durch den Besuch anderer Menschen aufgewertet wird. Besonders deutlich wird mir das, wenn ich mich mit Kandidaten vom C. G. Jung-Institut unterhalte. Das Inferioritätsgefühl ist jedoch fehl am Platz, da höre ich doch von einem beachtlichen Hintergrund, von langfristigen, intensiv verfolgten Interessen, von beruflichen Kenntnissen und einer breiten Bewandertheit in verschiedenen therapeutischen Zugängen. Das ist eine Freude, angenehm auch, dass nie in grandioser Art davon gesprochen wird, sondern das, was einer ist, fließt ganz natürlich ins Gespräch ein.

2. Oktober 1990

Der zentrale Gedanke der Narzissmustheorie ist, dass das Kind ge- spiegelt werden muß. Fast jeder Psychologe weiß heute um das lebensnotwendige «mirroring», «Spiegeln». Gemeint ist das Wahrnehmen des Kindes; damit sich seine Identität entwickeln kann, muß es gehört, gesehen, geliebt, kurz: angenommen und verstanden werden. Nun ist die Sache aber nicht allein damit ab- getan - unser ganzes Leben hindurch benötigen wir Spiegelung. Wir sind lebenslänglich darauf angewiesen, uns als gespiegelt zu erfahren. In der frühen Kindheit übernimmt meist die Mutter als Selbstträger oder Selbstobjekt diese Rolle, später sind es jeweils andere Bezugspersonen, die das Kind spiegeln und in denen sich das Kind als gespiegelt erfahren kann. Je älter wir werden, desto mehr Selbstobjekte stellen sich ein; dabei ist das jeweilige Selbstobjekt nicht immer vollumfänglich ein solches, sondern dient als Teil-Selbstobjekt oder partielles Selbstobjekt.

Glaubt nun aber ein erwachsener Mensch unbewußt noch an ein umfassendes Selbstobjekt, so wird diese Intention bald einmal zur programmierten Enttäuschung. Kein Mensch kann uns später vollumfänglich Selbstobjekt oder Spiegel unseres ganzen Wesens sein. Die Strebung, ein totales Selbstobjekt auch späterhin finden zu wollen, basiert zwar auf einer lebensnotwendigen Intention. Das Individuum braucht in der Kindheit die Erfüllung dieser Intention, um Identität und Vertrauen in sich und die Welt entwikkeln zu können. Um diese Lebensnotwendigkeit nachholen zu können, benötigt der ehemals verwundete Mensch Therapie und einen empathischen Analytiker, der zwar nicht ersetzen kann, was ehedem nicht war, der aber versteht und die nie gestillte Sehnsucht nach einem Selbstobjekt nicht als infantil und regressiv abtut, sondern in ihr den Ruf der Seele nach Identität vernimmt und ihn dem Analysanden verständlich macht.

Die Mythologie war für Jung die Mutterbrust, wie ich einmal formulierte, die stumme Mutterbrust der Vergangenheit, die er, Jung, für sich und seine Zwecke zum Sprechen bringen konnte

(Asper, 1986a). Sie war ihm Selbstobjekt. Der Turm in Bollingen war für ihn Selbstobjekt, war Selbst im Prozeß, weil diese Gebäulichkeiten mit ihm wuchsen, sich veränderten. Nach Heinz Kohut besteht die seelische Gesundheit des Menschen darin, sich Selbstobjekte schaffen zu können (Kohut, 1984). Nicht jeder kann das, ich denke an die große Zahl von Sozialwaisen, die in unseren Städten herumstreunen, apathisch sind, keine Vision für ihr Leben haben und den letzten Rest von narzisstischer Belebung im Drogenshot erfahren, für den sie buchstäblich von Tag zu Tag leben und von dem sie abhängig sind.

HerrZ., dessen Geschichte und Therapie ich an anderer Stelle darlegte (Asper, 1987, S. 257-263), hatte kaum die Fähigkeit, sich Selbstobjekte beziehungsweise Spiegel zu erschaffen. Ein wichtiges Selbstobjekt war zunächst die eigene Wohnung, die er mit 18 Jahren vom Sozialamt bewilligt bekam. Für diese Vision lebte er geraume Zeit, schnitt sich Bilder aus Wohnjournalen aus, kaufte Gegenstände auf dem Flohmarkt, und als er endlich die Wohnung beziehen konnte, fühlte er sich außerordentlich gut, und seine Freude war grenzenlos. Tragisch aber war es dann, miterleben zu müssen, wie nach kurzer Zeit die Freude verrauchte, die Wohnung vergammelte und HerrZ. sich nach kaum drei Monaten auf die Suche nach einer neuen Wohnung machte. Erneut brach er auf, wieder regte sich die archetypische Intention nach vollumfänglichem Gespiegeltwerden, von neuem wurde die Suche nach der Mutter in ihm wach. Weder die Wohnungen, die er von nun an bezog, noch Menschen konnten diese Sehnsucht stillen. Das einstige Defizit an Bemutterung, an einem genügend guten Selbstobjekt ließ sich nicht mehr ausgleichen.

Aus dem Rückblick betrachtet bediente sich bereits sein Initialtraum (der erste Traum in der Analyse, unmittelbar vor der ersten Sitzung oder kurz danach geträumt) eindrücklicher Bilder. Er lautete:

Ich bin in einem Schwimmbad mit warmem Wasser. Ich bin verkrüppelt. Vielleicht gibt mir jemand Kartoffeln zu essen. Um mich herum sind Wände aus purem Eis. Vielleicht werde ich gesund.

So mußte er sich wohl meist gefühlt haben: Umgeben von einer eisigen, unempathischen, ihn nicht wahrnehmenden Umgebung, erfuhr er sich als verkrüppelt. Es gab nur wenig Hoffnung auf nährende Zuwendung. Vielleicht werde ich gesund, hieß es im Traum. Ich konnte ihm zwar helfen, gesund wurde er indes nicht. Auch ich war zeitweilig eingebunden in die eisigen Wände. Mit anderen Worten: Auch ich wurde als kalt und uneinfühlend erfahren, war kein Spiegel für ihn, in dem er sich als gut wahrgenommen empfinden konnte. Herr Z.s Lebensgang zeigte, wie der Mangel an einem empathischen Selbstobjekt später nicht nachgeholt werden konnte. Seine Strebung, ein solches, ihn vollumfänglich spiegelndes Selbstobjekt zu finden, blieb indes bestehen und büßte in nichts ihre Kraft ein, was ihn von Enttäuschung zu Enttäuschung führte. Er konnte die Intention nicht lassen, sie war einem Instinkt gleich, der, erfüllt, die Grundlage zur Identitätsbildung gelegt hätte. Hier versagte die Therapie, der Mangel an einem genügend guten Selbstobjekt konnte in der Therapie nicht optimal ausgeglichen werden.

(> 2. Mai; n. September; 4. November; 10. Dezember 1990)

5. Oktober

Heute früh erhielt ich zwei Bücher zum Thema Kindheitsbiographie zugesandt. Das eine Buch ist eine Sammlung von Aufsätzen bekannter und weniger bekannter Zeitgenossen über ihr Elternhaus. So berichten Luise Rinser, Locki Schmidt, Mildred Scheel, Helmut Kohl und viele andere über ihre frühen Erfahrungen (Pörtner, 1984). Das zweite Buch hat ein ausgefallenes Thema zum Inhalt; hier legt Rea Brändle ihre Nachforschungen über Johannes Seluner dar, einen in der Mitte des letzten Jahrhunderts

im Obertoggenburg (Schweiz) aufgefundenen Findling, der nackt und taubstumm war (Brändle, 1990). «Für die Behörden war er ein Fall, für die Schaulustigen eine Attraktion, ein gefundenes Fressen für phantastische Geschichten, für die Wissenschaft ein (nützlicher Idiot> im buchstäblichen Sinne», heißt es im Klappentext. Und doch: Nie wird zu erfahren sein, wer Johannes Seluner gewesen ist. Es ist unglaublich spannend, interessant und berührend, dem mythologischen Thema des ausgesetzten Kindes (man denke etwa an Moses, Ödipus) auch in der neueren, zeitgenössischen Literatur zu begegnen. Das zuletzt erwähnte Buch nimmt Bezug auf dieses archetypische Thema, und auch die noch zu nennenden Bücher beziehen sich auf den Archetyp des ausgesetzten oder verlassenen Kindes. Das Mythologem - gewissermaßen ein Abstraktum - inkarniert sich auch in zeitgenössischen Berichten, es nimmt Gestalt an, und es werden die dazugehörigen emotionalen Erfahrungen geschildert, die ihrerseits nutzbar gemacht werden können für die Verfeinerung der empathischen Möglichkeiten des Therapeuten.

Seit langem schon sammle ich Kindheitsbiographien; Biographien, die Kinder schrieben (zum Beispiel Anne Franks Tagebuch), und solche Erwachsener, die besonders auf diesen Lebensabschnitt eingehen. Es gibt deren viele, und das vor allem seit einigen Jahren. Ich bezeichne diese Lektüre als einen Teil meiner beruflichen Weiterbildung. Mehr als aus theoretischen Abhandlungen über dieses Lebensalter lerne ich hier ganz spezifische Formen des Erlebens kennen. Das erlaubt mir, mich besser in meine Analysanden einfühlen zu können. Meine Empathie wird durch die Erinnerungsempathie dieser Autoren verfeinert.

Mittels der Empathie verstehen wir andere Menschen besser, auch dann noch, wenn der andere sich nicht verbal äußert. Empathie ist deshalb vor allem dort angebracht, wo die Erfahrungen des einstigen Kindes präverbal sind und es der erwachsene Anteil im Analysanden nicht schafft, die dumpf gefühlten Empfindungen auf die verbale Ebene zu heben. Die Empathie gehört - nicht geschlechtsspezifisch verstanden - zu den mutterspezifischen

Haltungen, die besonders geeignet sind, frühe Wunden und deren Folgen bezüglich des Identitätsgefühles anzugehen (Asper, 1987, S. 209ff.). Die Empathie steht der Deutung insofern nahe, als sie die Matrix der Deutung bildet, sozusagen das Klima, aus dem die förderliche Deutung erst entstehen kann. Ohne die Verankerung in einer empathischen Bezogenheit auf den Analysanden bleibt das therapeutische Bemühen wirkungslos oder ist trotz eines eventuell hohen Wahrheitsgehalts schädigend, ganz besonders für das Kind im Analysanden, das oft eher unserer Sorge als konfrontativer Interventionen bedarf.

Die Empathie erfordert ein gewisses Maß an Kreativität. Es muß einem als Analytiker schon etwas einfallen, um sich in die Lage des anderen versetzen zu können. Nicht nur in bezug auf die Theorie, sondern auch in bezug auf die Empathie gilt: Was man nicht weiß, sieht man nicht. Die kreative Empathie läßt sich nach meinem Dafürhalten in eine Aktualempathie und in eine Erinnerungsempathie einteilen. Bei der Aktualempathie nehmen wir die innere Lage des anderen unmittelbar auf und können uns zum Beispiel gut vorstellen, wie sich ein Analysand fühlt, wenn er uns gespannt, mit vorgebeugtem Oberkörper gegenübersitzt. Ein Großteil des empathischen Nachvollzugs geschieht indes durch die Erinnerungsempathie. Sie erlaubt mir, das Erleben des Analysanden durch analoge Erfahrungen aus meinem Leben zu erfassen. Das können eigene, persönliche Erinnerungen, das kann aber auch die Erinnerung an entsprechende Lektüre sein.

dass wir unsere Empathie durch psychologische Lektüre laufend erweitern, ist selbstverständlich. Wichtig ist es mir aber zu erwähnen, dass auch die Schriftsteller und Dichter unsere Empathie vertiefen können. Wie gesagt, ziehe ich persönlich großen Nutzen aus der Lektüre von Kindheitsbiographien. Ich will nur einige Beispiele nennen, sie beziehen sich alle auf typische Formen des Kindseins und gehören als persönliche Ausformung zur fast endlos variablen Erscheinungsform des Kindarchetyps.

Das Thema des früh verwaisten Kindes wird sehr eindrücklich geschildert von der jüngst wieder entdeckten Schweizer Dichte-

rin Cecile Ines Loos, die damit ihre traurige Kindheit verarbeitete und sie darüber hinaus zu einem Stück allgemeingültiger Literatur machte (Loos, 1939).

Einen frühen Muttertod, durch Unfall bedingt, beschreibt der Zürcher Autor Emil Zopft in seiner Kindheitsbiographie (Zopfi, 1984). Dabei zeigt es sich, dass die durch die Deprivationsforschung bekannt gewordene Amnesie (Bowlby, 1983, S. 66, 447) bei frühem Elterntod hier am Einzelschicksal bestätigt wird. Auch Zopfi mußte sich durch Jahre grauer, ungegliederter Zeitmasse hindurchquälen, bis er den Anschluss an sein Kindheitserleben fand und sich sein verschüttetes Mutterbild wieder belebte.

Die typischen Erfahrungen eines kranken, invaliden Kindes schildert die Schweizer Autorin Ursula Eggli (1977). Rosalia Wenger zeigt das Kindheitserleben des randständigen und sozial stark benachteiligten Kindes in unendlich facettenreicher Gestalt (Wengler, 1980).

Kriegskindheiten finden ihren Niederschlag in den zwanzig Interviews mit Menschen, die einen oder beide Elternteile durch den Krieg verloren. Claudine Vegh, selbst eine Betroffene, führte diese Gespräche und veröffentlichte sie (Vegh, 1981). Helen Epsteins Buch über die Kinder des Holokaust zeigt die typischen Verarbeitungsformen der Überlebenden und die charakteristischen Auswirkungen auf die Kinder dieser Überlebenden auf (Epstein, 1987). Cordelia Edvardson, die Tochter der Dichterin Elisabeth Langgässer, beschreibt ihre Kindheit im Lager von Auschwitz (Edwardson, 1988). Ein Pendant dazu findet sich in den Erinnerungen des Holländers Jeroen Brouwers, der seine Kindheit in einem japanischen Konzentrationslager in Indonesien aufzeichnet (Brouwers, 1984).

Diese und andere Bücher zeigen eine Psychologie, die man als Post-War-PSychologie bezeichnen könnte, denn viele klassische psychologische Verstehensansätze kommen hier nicht mehr zum Tragen; die Extremsituation und ihre Verarbeitung verlangen, so scheint es mir, auch noch andere therapeutische Ansätze. Erwäh-

nen möchte ich in diesem Zusammenhang William G. Niederlands Buch über das «Überlebenden Syndrom» (Niederland, 1980) und Bruno Bettelheims Studien mit dem Titel «Erziehung zum Überleben» (Bettelheim, 1982).
Kindheitsbiographien, auch Biographien als solche, sind Fundgruben emotionaler Erfahrungen, die unser therapeutisches Hören und Lauschen kultivieren und verfeinern.
(> 4./21. Mai; 1./23. September; 5./12. November 1990)

9. Oktober

Bisweilen stoße ich auf mein Misstrauen gegenüber der großen, eindimensionalen und stringenten Theorie. Kollegen sagen mir, dass auch sie sich mit der Fein Wahrnehmung, wie ich es in dieser Art Tagebuch tue, beschäftigen. Eine Kollegin erzählte mir, sie habe einmal eine Zeitlang ihre kleinen Einsichten und Ansichten laufend auf Tonband gesprochen, um sie festzuhalten. Das muß ihr großen Spaß gemacht haben, noch jetzt haftete ihrem Erzählen davon Frische und Lebendigkeit an. Ein anderer Kollege führt seit Jahren Tagebücher, beige Leinenbändchen, in welchen er parallel zu seiner therapeutischen Arbeit Gedanken und Entdeckungen einträgt und diese von Zeit zu Zeit durch weiterführende Lektüre vertieft. Vor ein paar Tagen flatterte mir die Ankündigung eines Forums über systemische Psychologie ins Haus, und ich las mit Interesse, dass für einmal nicht die übergreifende Theorie zentral ist, sondern die Beibringung gelebter Kleinerfahrungen als mögliche Basis für generelle Einsichten und Ansichten. Auch da also ein Misstrauen gegenüber dem großen, theoretischen Wurf.
Diese Begebenheiten freuten mich und bestärkten mich in meinem gegenwärtigen Anliegen, für einmal das tagtägliche Geschehen meiner Arbeit ernst zu nehmen, bewußt zu machen und durch Tagebucheintragungen festzuhalten.
Mein derzeitiges Niederschreiben des kleinen therapeutischen

Wirkens macht mir Spaß, ist sich aber nicht allein dadurch genug. Nein, zur Freude gesellen sich Entdeckungen, kommt Neues, bisher nicht Gesehenes hinzu. Es ist wie beim Nähen und Sticken: Gewöhnlich denkt man nicht an den einzelnen Stich und hat nur das Ganze im Auge. In Analogie dazu betrachte ich das, was sich Tag für Tag ereignet, nehme für einmal die einzelnen «Stiche» wichtig.
Nicht zuletzt ist es wichtig, psychologische und tiefenpsychologische Sichtweisen und Theorien laufend mit eigenem Erleben, mit Beispielen und Bildern zu füllen. Theorie in der Tiefenpsychologie ist für mich erst handhabbar und lebendig, wenn ich sie auf diese Weise über das intellektuelle Verstehen hinaus anreichere.

12. Oktober

Im Zusammenhang mit dem erlebten Kleinen (> 9. Oktober 1990) möchte ich einige Gedanken zur Trinität äußern. Das Thema der Facette einer übergreifenden Sicht und ihrer Bedeutung für die Praxis soll nun von ganz anderer Seite her beleuchtet werden.
Schon immer hatte ich Mühe mit der Dreieinigkeit, mit Vater, Sohn und Heiligem Geist. In den entsprechenden Darstellungen konnte ich mich nie finden, mein Frausein fand in ihnen keine überhöhende Spiegelung durch das religiöse Symbol.
Dabei blieb es gottlob nicht. Eine gute Bekannte - eine Theologin - machte mich vor Jahren auf die Mandorla aufmerksam, in welcher die Trinität oder manchmal auch nur Gottvater erscheint. Die Mandorla, dieser mandelförmige Rahmen, sei ein Symbol der Weiblichkeit, Ausdruck des großen Runden, des weiblichen Archetyps schlechthin, sei des weitern Darstellung der Vagina in ihrer konkreten und sinnbildlichen Bedeutung. Die Mandorla ist demnach Bild für die alles Leben gebärende und es zugleich wieder nehmende Große Mutter. Sie bedeutet Erinnerung an die

Große Göttin, welche lange vor der christlichen Ära Selbst- und Weltverständnis der damaligen Menschen prägte.

Vor mir liegt die Abbildung einer Miniatur aus dem Meßbuch (1260-65) des heiligen Ludovico d'Angio. Sie zeigt Gottvater, umrahmt von einer Mandorla, deren äußerer Rahmen rot ist. Rot ist Symbol des Lebens schlechthin, ist die Farbe des Blutes, welches seit jeher mit der Großen Muttergöttin verbunden ist. Bislang hatte ich die Mandorla als Dekoration betrachtet, sie als Ornament mißverstanden. Nun aber wurde sie außerordentlich wichtig, machte mir tiefen Sinn und zeigte mir Gottvater, Sohn und Heiligen Geist auf dem Hintergrund des weiblichen Archetyps.

Das Wort, welches im Christentum seit jeher eine zentrale Rolle spielt und gar als Beginn der Schöpfung - «Im Anfang war das Wort», wie es bei Johannes (Joh. 1,1) heißt - gesetzt wurde, bekommt durch die Einbeziehung der Mandorla einen tieferen Sinn. Das Wort ist nun nicht mehr einfach Ausdruck des Logos, sondern erscheint eingebunden in den weiblichen Urmund, in das große Runde, die Mandorla. Die Frau erhält eine Spiegelung ihrer weiblichen Identität in einem größeren und numinosen Weiblichen. Von nun an konnte die Trinität auch mich auf anderer als der rein intellektuellen und ästhetischen Ebene etwas angehen.

Wenn ich das nur früher gewußt hätte, mußte ich mir sagen. Warum hat mir nie jemand die Augen dafür geöffnet, Eltern, Lehrer, Pfarrer? Wußten sie das auch nicht? Waren sie so mit patriarchalen Werten identifiziert, dass ihnen das Wissen um die tiefere Bedeutung der Mandorla gar nicht mehr gegenwärtig war?

Wie dem auch sei, von da an wurde mir die Trinität in der Mandorla wichtig, ging sie auch mich etwas an, wurde sie zum Sinnbild einer Ganzheit aus männlichen und weiblichen Anteilen. In der Verbindung der Mandorla mit dem Wort gehen das männliche und das weibliche Prinzip eine sinnvoller Verknüpfung ein.

Das neue Verständnis dieses kollektiven Symbols inspirierte mich auch zu einigen Gedanken bezüglich meiner therapeutisch-analytischen Arbeit:

Analyse hat viel mit dem Wort, den Wörtern, der Sprache zu tun. Eines der Ziele der tiefenpsychologischen Arbeit ist es, unbewußte Inhalte bewußt zu machen. Etwas Unbewußtes ist bewußt, wenn wir darüber sprechen können, wenn wir die richtigen Worte für Gefühle, Launen, Körperempfindungen zum Beispiel gefunden haben. Die Gefahr dabei ist, dass zu viele Worte gemacht werden; ein Übermaß an Wörtern vermag gefühlte Erfahrungen zu töten. Bevor eine Erfahrung die Ebene der Sprache erreicht, sollte sie voll «ausgefühlt» werden. Interpretationen sind zum Teil Ausdruck eines blinden Glaubens an die Kraft des Wortes. Wörter indes sind nicht immer heilsam. Dieser Glaube führt uns zuzeiten in eine Sackgasse, und wir vergessen, dass die voll gefühlte Erfahrung bereits keimhaft Heilendes enthält. Erlauben wir es uns, wirklich in eine Emotion hineinzugehen, kann sie uns auch verwandeln. Hier erleben wir eine Ebene der Heilung, welche wir mit der Mandorla parallel setzen können: Die Mandorla wird dabei zum Symbol des lebendigen emotionalen Teiles unserer Psyche. Worte und Wörter können der Trinität von Vater, Sohn und Heiligem Geist zugeordnet werden. Das maskuline Prinzip in der Analyse - Worte und Interpretation - führt bisweilen dazu, die gefühlte Erfahrung vergessen zu lassen. Bildhaft ausgedrückt: Die Mandorla, das große, rote Runde der Emotionen, verliert an Bedeutung. Dadurch verläßt die analytisch-therapeutische Arbeit ihren Boden und hebt in den mentalen, intellektuellen Bereich ab. Wir benötigen aber beides, in und außerhalb der Analyse. Interpretation und Worte können zu einer Abwehr der Emotionen werden, dann macht man zuviel große Worte, was auf Kosten der Gefühle und Emotionen geht, auf Kosten des weiblichen Prinzips. (Das Umgekehrte gibt es auch: Gefühle können zur Gefühlsduselei absinken, und es kommt niemals zum befreienden klaren Gedanken und zur erlösenden Einsicht.)

17. Oktober

Heute sah ich eine neue Analysandin zum dritten Mal. Das Erstinterview lag schon lange Zeit zurück. Dazwischen hatte ich sie einmal gesehen, und dann machten es ihr familiäre Umstände unmöglich weiterzufahren. Somit fand der eigentliche Beginn der Analyse erst heute statt.
FrauN. befindet sich schon seit längerer Zeit in einer sehr belastenden Situation, bedingt durch Umstände, die sich in absehbarer Zeit wohl kaum ändern werden. Sie ist überbelastet, psychisch und physisch, und weiß das auch. Indessen quälen sie Schuldgefühle, der Situation nicht gewachsen zu sein. Das führt sie in Streß und in eine bittere Verbissenheit, die Situation doch auf Teufel komm raus bestens bewältigen zu müssen. Nicht die kleinste Abweichung vom perfekten Umgang mit dieser Extremsituation will sie sich erlauben und gerät dadurch in Hetze und in ein fast gänzliches Aufgeben ihrer eigenen Bedürfnisse. Ein Traum, den sie heute in die Stunde brachte, scheint ihr Hilfe anzubieten:

Ich bin unter Wasser - was mir nicht unangenehm ist. Da höre ich eine Stimme sagen: Du mußt immer wieder zum Ausgangspunkt zurückkehren, damit du nicht verlorengehst.

Der Traum bedeutete ihr, sich doch nicht selber zu verlassen, sich um die eigene Mitte zu kümmern, zu ihr zurückzufinden und sich in der schwierigen Situation nicht aufzugeben. In der Nutzanwendung des Traumes sprachen wir dann von den Möglichkeiten, die eigene Mitte beibehalten zu können.
Zum Traum fiel mir die Nautilusmuschel ein, über die der amerikanische Dichter und Humorist Oliver Wendell Holmes (1809-1894) ein beeindruckendes Gedicht mit dem Titel «The Chambered Nautilus» (Holmes, 1926, S. 26) verfaßte. Die Nautilusmuschel, muß man wissen, hat Schneckenhausform. Im Prozeß des Wachsens werden sich ständig vergrößernde Kammern

gebildet, deren Wände ein Loch haben, damit das Tier durch einen Strang mit dem Ausgangspunkt verbunden bleiben kann und der Druckausgleich stattfmdet. Ist wieder einmal ein Wachstumsschub fällig, so vermauert das Tier den Zugang zum Zentrum, kann also nicht mehr rückwärts, bleibt aber durch das Loch in der Wand mit dem Zentrum verbunden. Durch diese Eigenheit bekommt die Nautilusmuschel eine sehr beeindruckende symbolische Bedeutung, die, wie schon erwähnt, auch Holmes fasziniert hat. Er sieht in ihr ein Sinnbild des Lebens, das uns von Stufe zu Stufe neuen Räumen zuführt und fordert, alte zu verlassen.

Auf meinem Pult liegen zwei wunderschöne Nautilusmuscheln, und schon verschiedentlich habe ich sie Klienten und Klientinnen in die Hand gegeben und sie aufgefordert, mit dem Finger das Loch in der äußersten Kammer zu ertasten. Ich erzählte ihnen dann auch, dass mich die Nautilusmuschel an den Prozeß der Individuation erinnere. Auch da müssen wir wachsen, werden wir größer, und auch da wird unsere Lebenslast umfangreicher. Dabei ist es nun wichtig, immer wieder neue Kammern zu erschließen bei gleichzeitigem Bemühen, stets der Verbindung zu unseren Anfängen und unserem Zentrum eingedenk zu sein.

Es wäre nun naheliegend gewesen, FrauN. gegenüber ebenfalls diese Muschel zu erwähnen und sie ihr in die Hand zu geben. Mehrmals in dieser Stunde fühlte ich den Impuls, dies zu tun. Ich unterließ es aber und fragte mich gleichzeitig: Warum sagst du nichts, warum gibst du ihr nicht die Muschel in die Hand, um sie an diesem wunderbaren Natursymbol die Bedeutung ihres Traumes erahnen zu lassen?

Ja, warum nicht? So fragte ich mich auch nach der Stunde. Das wäre doch eine besonders gute Amplifikation gewesen, die den Symbolgehalt ihres Traumes verdeutlich hätte. Noch jetzt weiß ich nicht schlüssig, warum nicht, und ich werde das wohl auch nie ganz wissen. Es war jedoch ein deutliches Gefühl da: Tu es nicht. Diesem Gefühl folgte ich. Neben dem Gefühlsentscheid war mir indes auch noch wichtig, sie nicht so früh in der Analyse mit meinen Bildern und Symbolen zu überfahren. Wie kann ich denn

wissen, ob diese Muschel ebenso bedeutungsvoll für sie ist wie für mich? Frau N., die bereits sehr fremdbestimmt leben muß, mußt du nun nicht auch noch mit etwas überfahren wollen, das vielleicht nur für dich Bedeutung hat. lass sie ihre Symbole allein finden, gönne ihr die Entdeckerfreude, fördere sie, denn sie ist in der als Dürre empfundenen Lebenslage wahrscheinlich am verlöschen, sagte ich mir. Also habe ich verzichtet, und die in der Stunde zunächst gefühlte Verneinung ergänzte sich nach der Stunde durch die eben genannte Erklärung.

Merkwürdig, das wurde mir an dieser Stelle wieder einmal ganz klar, wie stark mich (andere auch?) in meiner Arbeit das Gefühl lenkt und meine Interventionen bestimmt.

Vielleicht, dass ich ihr einmal später davon erzähle und sie frage, was wohl gewesen wäre, wenn ich gleich in dieser Stunde von «meiner» Nautilusmuschel erzählt hätte.

18. Oktober

Im Anschluss an gestern stoße ich heute gerade nochmals auf die Frage der Amplifikation. Herr Y., ein im Ruhestand lebender Senior-Analy sand, bringt mir den folgenden Traum:

Ich befinde mich in Australien an der Küste. Die See ist sehr bewegt, die Wellen sind monumental, etwa 10-20Meter hoch. Weiter vom steht ein Schiffsstewart, er winkt mir. Im Moment nun, wo wieder eine Welle heranbrandet, läßt er sich elegant auf ihren schäumenden Kamm heben und bewegt sich als Wellenreiter in meine Nähe. Ich reiche ihm die Hand, und sanft läßt er sich auf den Strand gleiten. Es ist ein strahlender Jüngling, schlank und gut gebaut.

Ich gehe an dieser Stelle nicht auf die Interpretation des Traumes ein, darum geht es mir nicht. Hingegen sind mir einige Anmerkungen zur Amplifikation wichtig. Zur Welle fiel mir ein berühmtes Bild eines japanischen Malers ein, der eine solche Wel-

lenbewegung meisterhaft einfing. Den Namen des Malers wußte ich im Moment nicht. Herr Y. füllte meine Lücke aus und nannte den Namen des Malers: Hokusai. Nun warf ich meinerseits die Erinnerung an eine kleine Skulptur von Camille Claudel (1864-1943) ein. Sie hatte in Anlehnung an das eben erwähnte Bild, «Die große Woge» von Hokusai (1760-1849), eine Welle aus Onyx gestaltet, in deren Tal drei badende Frauen tanzen: «La Vague» nannte Camille Claudel diese kleine Skulptur (Collection particuliere, Droit, 1990, S. 31 ff.).

Noch in der Stunde fragte ich mich, warum ich hier keine Hemmung kannte, ergänzendes und erweiterndes Symbolmaterial zu nennen. Unser Dialog war ein argloses Geben und Nehmen von Einfällen, war, wie man sagen könnte, ein Gespräch zwischen zwei kultivierten Menschen. Nun ist aber Frau N. nicht etwa weniger gebildet als Herr Y. Meine Hemmung ihr gegenüber, amplifikatorisches Material zu erwähnen, war demnach keineswegs Ausdruck einer gewissen Rücksicht auf ein niedrigeres Bildungsniveau, ich hatte keine Furcht, sie eventuell durch größere Bildung zu beschämen. Hingegen wollte ich sie nicht mit meinen Bildern und Vorstellungen überrollen zu einem Zeitpunkt der Analyse, wo sie erst einmal in Muße und Ruhe auf die verschiedensten Möglichkeiten der Traumwahrnehmung aufmerksam werden sollte. Ich halte es für außerordentlich wichtig, den Menschen Zeit und Raum zu geben, ihre eigenen Entdeckungen beim Umgang mit den Träumen machen zu dürfen. FrauN. befindet sich am Beginn ihrer Analyse, Herr Y. indes ist schon seit ein paar Jahren bei mir, und es besteht ein solches Vertrauensverhältnis, dass er mir sagen würde, wenn ihm meine Assoziationen nichts bedeuteten oder er sich überrollt fühlte. Bei FrauN. kann ich noch nicht damit rechnen. Ich muß bedenken, dass sie eventuell auch Eltern und andere Autoritätspersonen auf mich überträgt und sich unbewußt entsprechend verhält. Eine solche Übertragung würde es ihr gar noch nicht erlauben, mir das Gefühl des Überrolltwerdens zu signalisieren. Auch könnte es passieren, dass mein Wissen in ihr, wie bereits angedeutet, Beschämung auslösen

oder, auch daran muß ich denken, unter Umständen Neid hervorrufen könnte. Gefangen in einer Eltern-Autoritätsübertragung ist es ihr, wie wohl manch andern auch, zu Beginn der Analyse unmöglich, sich als gleichgestellt mit mir zu erleben. Sie würde also auf ihren Empfindungen sitzenbleiben müssen, was sehr ungünstige Auswirkungen haben kann. Bei Herrn Y. muß ich diese Befürchtungen nicht mehr haben. Wohl deshalb hielt ich mit meinen Amplifikationen nicht zurück.

Daraus folgt auch, dass die Beziehung zu Beginn einer Analyse eher unilateral ist; erst gegen das Ende einer Analyse wird sie bila- teral, erst dann besteht Reziprozität zwischen Analysand und Analytiker, ein Verlauf übrigens, der sich in fast jeder Analyse be- obachten läßt. Ihm Genüge zu tun, erfordert Disziplin seitens des Analytikers, fordert Zurückhaltung und einen differenzierten Sinn für den Dialog aus Sprechen und Schweigen, wie eine Kolle- gin die Analyse einmal treffend bezeichnete. Analyse ist tatsäch- lich ein Dialog zwischen diesen beiden Weisen, wobei der Analy- tiker ständig, und zwar ohne Anspannung und arglos, immer wieder bedenken muß, wann zu reden und wann zu schweigen ist, oder zumindest wahrnehmen muß, dass er mal schweigt, mal spricht. Schließlich muß er sich auch überlegen, warum er sich einmal für das eine, einmal für das andere entscheidet. Das mag vielleicht nach Künstlichkeit und Hyperreflexion tönen. Dazu muß ich zu bedenken geben, dass ich solche und andere Überle- gungen meist erst nach der Stunde, im nachhinein anstelle. In den Stunden lasse ich mich mehrheitlich von meinem Gefühl füh- ren. Analytische Arbeit ist weitgehend Nach-Arbeit, Nach-Den- ken. Davon allerdings fließt manches in die nachfolgende Stunde ein.

20. Oktober

Gestern fiel mir ein klarer Traum in die Hände. Herr W., ein vierzigjähriger Journalist, hatte ihn geträumt. Die Lebenslage, in

welcher der Traum aufkam, war dadurch gekennzeichnet, dass ihm eine höhere Position angetragen worden war und er nicht wußte, ob er diese annehmen oder ablehnen sollte. Er fühlte sich einerseits im narzisstischen Bereich außerordentlich geschmeichelt und reagierte mit Freude, Stolz, Animiertheit und hochfliegenden Plänen. Auf der anderen Seite hatte er aber auch Angst und fragte sich, ob er denn dem Ganzen überhaupt gewachsen sein würde. Der erwähnte Traum ließ sich zunächst in eine Nutzanwendung überführen, er lautete:

Ich übe an einem steilen Grashang Gleitschirmfliegen. Es ist Hochsommer, angenehm heiß. Dann kommt eine jüngere Frau, die ich gut kenne, mit einem Hochleistungsdrachen angeflogen und überredet mich, mit ihr über die Kante in die Schlucht gleich neben meinem Hang zu fliegen. Ich habe Angst, mache es aber doch. Die Schlucht ist sehr tief, bizarr schön, unten ganz im Schatten, fast schwarz. Ich fliege an der sonnenbeschienenen Seite entlang. Auf einmal klappt mein Schirm zusammen, ich stürze im freien Fall ein paar hundert Meter ab. Dann öffnet sich der Schirm wieder, ich bin jetzt weit unten in der Schlucht, im Schatten. Es ist kalt. Ich kann nichts erkennen. In der Talsohle schlängelt sich ein Fluss dahin, daneben sind einige Hütten und ein paar Pflanzungen erkennbar. Ich segle langsam hinaus auf eine sonnige Wiese zu, wo ich lande. Die Frau mit ihrem Drachen kommt auch angeflogen. Ich überlege, ob ich mir auch einen solchen Drachen kaufen soll. Ich bin erschöpft und zufrieden.

Wir erarbeiteten folgende Deutung: Das Angebot verursacht Schaukelbewegungen zwischen hoch und tief, zwischen Freude und Angst. Es löst indes überwiegend Positives aus, selbst der Absturz erweist sich nicht als katastrophal, der Schirm öffnet sich wieder. Es ist seine sportliche junge Anima, die ihn überredet, den Flug doch zu wagen, diese Seite in ihm animiert ihn, spornt ihn, den eher Zögernden, an und verschafft ihm Befriedigung. Soweit die Nutzanwendung des Traumes auf Herrn W.s momentane berufliche Situation.

Kann man nun sagen, dass der Traum ihm bedeute, er solle es wagen? Ich glaube nicht, denn sonst gehen wir davon aus, dass das Unbewußte ein klarer, eindeutiger Stratege ist, der immer unfehlbar weiß, was wir tun sollen. Eine solche Annahme strapaziert die Bedeutung des Unbewußten übermäßig und infantilisiert das Ich, bringt es in eine geschwächte Position, aus der heraus es immer gieriger wird auf Botschaften des Unbewußten und seine allemal menschliche Kondition vergißt, gemäß welcher es keine absolute Sicherheit gibt, nirgends und in nichts. Wir wandten den Traum auf seine Situation an, ob der Traum das nun wirklich bezweckte, bleibt dahingestellt. «The choice is always ours», die Wahl bleibt letztendlich immer beim Ich, und auch Herrn W. bleibt die Qual der Wahl nicht erspart.

Der Traum, so Jung, ist reine, unverfälschte Natur: In diesem Sinne können wir ihn verstehen als Ausdruck des Unbewußten im Umfeld der zur Debatte stehenden beruflichen Entscheidung. Indes: Kann dieser Traum auch einen die momentane Situation übergreifenden Sinn machen? In die Schlucht fliegen, in sie hinunterfallen und -fliegen kann auch auf eine bevorstehende Erkundung der weiblichen Seite von Herrn W. deuten, indem nämlich die Schlucht als Öffnung, Vagina, des Mutterleibes, der Mutter Erde verstanden werden kann. Da soll er, das ist wichtig für seine Anima, hineingehen und sehen, was es hier zu sehen und zu erfahren gibt. In diesem Sinne weist der Traum auch auf eine ganz allgemeine Situation dieses vierzigjährigen Mannes hin. Wichtig dabei ist auch, dass der Traum deutlich von der Sonnenseite und der Schattenseite der Schlucht spricht. Diese Bilder weisen auf das Schattenproblem hin, das indes nur dann fruchtbar angegangen werden kann, wenn auch die Sonnenseite bewußt wird. Es geht beim Schatten also auch immer um das Licht, es dreht sich darum, dass der Mensch sich seiner dunklen und lichten Seiten bewußt wird.

Auch das ist also zu bedenken: Keine unmittelbare Nutzanwendung, sondern ein Langzeitprojekt wäre aus dieser Sicht im Traum angesprochen.

Bei der Arbeit mit dem Traum ist nicht so sehr die eindeutige Deutung wichtig, weil es eine solche gar nicht mit absoluter Sicherheit geben kann. Selbst die zwingende Deutung ist letztlich eine, welche wir in den Traum hineinlesen, kann manchmal sogar ein «Murks» sein. Wichtig ist die Anregung, welche ein Traum - wie beispielsweise dieser-geben kann. Ein Traum stößt zu Überlegungen an, bewirkt, dass etwas genauer angeschaut wird, wirft Fragen auf und ist ein ausgezeichneter innerer Gesprächspartner auf der Wegsuche im Labyrinth des Daseins.

22. Oktober

Am Nachmittag war ich Expertin bei einer Thesisabnahme am hiesigen C. G. Jung-Institut. Die Kandidatin, nunmehr Kollegin, Paula Biola, legte eine Arbeit über das Thema des Animus vor. Dabei kam sie zu einer ganz wichtigen Unterscheidung von zwei Animusformen. Sie spricht vom «trained» Animus und vom «innate» Animus (Biola, 1990), was man mit «geschultem» und «wesenhaftem» Animus übersetzen könnte. Der geschulte Animus der Frau formt sich mittels Übernahme patriarchaler Seinsweisen und Wertvorstellungen aus. Die Fallbeispiele, die Biola anführt, weisen darauf hin, dass diese Animusausformung bereits in der frühen Kindheit beginnt. Versuche ich nun, die Gedanken und Beobachtungen Biolas weiterzudenken, so ergibt sich mir die folgende Sichtweise:

Ein Kind, das sehr früh Anpassung lernen muß, um geliebt zu werden, sieht sich genötigt, selber für die Bejahung seiner selbst besorgt zu sein. Dabei übernimmt es als erste patriarchale Gleichung: Leisten ist gleich Geliebtwerden. Das geht auf Kosten matriarchaler Seinsweisen, wonach Geliebtwerden nicht konditioniert ist und das Kind um seiner selbst willen angenommen wird. Eine derart frühe Anpassung führt zum einen zu einer überstarken Persona, mit anderen Worten zu einer zu frühen Sozialisation, wonach die Erwartungen anderer wichtiger sind als die eige-

nen autonomen Impulse und Strebungen. Zum andern führt die Anpassung auch zu einer zu frühen Animusentwicklung. Weil wir in einer patriarchal geprägten Zeit leben, sind die Erwartungen anderer meist patriarchaler Art. So werden neben Leistung auch Mut, Denkfähigkeit, Tapferkeit, absolute Werte, wie Wahrheit, Gerechtigkeit usw., erwartet. Dabei liegt das patriarchale Element über das Inhaltliche hinaus in der Form, in der Absolutheit, mit welcher zum Beispiel Gerechtigkeit gefordert wird. Es haftet diesen Forderungen etwas Heroisches an: Wahrheit um jeden Preis! Das ist das patriarchale Element. Weitere patriarchale Inhalte sind Objektivität und Sachlichkeit. Alle genannten Forderungen zählen wir dem patriarchalen Formkreis zu (nicht geschlechtsspezifisch zu verstehen).

Wenn sich nun ein weibliches Kind bereits früh, zu früh, anpassen muß und patriarchale Normen auch stets zu erreichen trachtet, bildet es eine männliche Seite aus, die wir im Sinne der Jungschen Psychologie Animus nennen. Diese Anpassungsleistung bedingt im Laufe der Entwicklung den geschulten Animus. Das Kind lernt, wie es sich verhalten muß, und kann dadurch den Mangel an Identitätsgefühl, innerer Sicherheit, Autonomie und Selbstwertgefühl kompensieren. Letztere Eigenschaften bedürfen zu ihrer Entwicklung weiblicher, matriarchaler Werte, brauchen mutterspezifische Haltungen, um wachsen zu können. Wichtig sind Einfühlung, optimale Annahme des Kindes in seiner Individualität, Wärme, Geborgenheit und Sicherheit, Phantasie und einen Sinn für das Irrationale und die Welt der Gefühle und Stimmungen. Gleichzeitig sind dies aber Werte, die, kollektiv gesehen, minder bewertet werden als die bereits genannten männlichen Werte.

Eine Frau mit einem geschulten Animus ist sehr oft erfolgreich, sie durchläuft die Schulen mühelos und findet sich in der Wettbewerbswelt einer männlich orientierten Gesellschaft ausgezeichnet zurecht. Sie wird in ihren beruflichen Strebungen von Männern meist geachtet und ist keine Bedrohung, weil sie - vor allem im beruflichen Bereich - gleich funktioniert wie ein Mann und des-

halb berechenbar ist. In ihrer Nähe fühlt man sich aber als Frau meist minderwertig und einem Konkurrenzdenken ausgeliefert; man spürt die Macht und im gleichen Atemzug die eigene Ohnmacht.

Der Begriff des geschulten Animus offeriert eine glückliche Differenzierungsmöglichkeit psychischer Facetten. Seit langem schon ist es uns geläufig, von der wahren Persönlichkeit und ihrer Maskierung, der Persona, zu sprechen. Im Sinne Winnicotts wird dieser Tatbestand mit den Begriffen des «wahren» und des «falschen Selbsts» (Winnicott, 1974, S. i82ff.) bezeichnet. Biolas begriffliche Neuschöpfung gibt uns nun die Möglichkeit, die gleiche Unterscheidung im Bereich des Animus vorzunehmen. Mit ihr finden wir eine Benennung des Animus als Überlebensstrategie (geschulter Animus) und eine Bezeichnung für den wahren Animus (wesenhafter Animus).

Der wesenhafte Animus ist keine Kopie männlicher Seinsweisen, er maskiert die Frau nicht, es ist ein Animus, der sie liebt, eine männliche Seite in ihr, die das spezifische Weibliche in ihr bejaht und auch eine Verbindung mit ihm eingehen will. Anders ausgedrückt: Wir sind als Frauen im wesenhaften Animus, wenn wir uns in einer Tätigkeit oder Beziehung animiert, beschwingt, glücklich fühlen, das Gefühl haben, das Richtige zu tun, und wenn es uns vergönnt ist, im Einklang mit uns selber sein und arbeiten zu können.

Persona, das heißt soziale Anpassung, braucht der Mensch; ein falsches Selbst, was das gleiche ist, benötigen wir ebenfalls. Die Frage ist lediglich die: wieviel davon? Wird die Persona zur Maske, zur alleinigen Haltung der Welt gegenüber, so ist das eine pathologische Entwicklung, und das Gleichgewicht der Persönlichkeit ist empfindlich gestört. Eine Parallelerscheinung ist nun der geschulte Animus, der die wahre, fruchtbare Geistigkeit der Frau überdeckt. Der geschulte Animus ist ein Fassadenanimus und der wesenhafte Animus die Männlichkeit, welche zur Individualität der Frau paßt.

Zu einem Zeitpunkt ihres Lebens, es ist oft die Lebensmitte, mer-

ken Frauen, dass sie sich ausbeuten, zu immer neuen Leistungen anstacheln lassen und sich in ihrem Fühlen und ihren ureigensten Anliegen übergehen. Dies geschieht durch den geschulten Animus. Er beraubt sie ihrer weiblichen Seite, und genau das ist es, was Frauen heute so tief empfinden und wofür sie dann sehr oft spät im Leben noch eine weitere Animusentwicklung durchmachen. Sie verlassen ihre berufliche Situation, lernen einen neuen Beruf, ändern ihn, krempeln ihr Leben um und brechen nach neuen Ufern auf, um endlich jene männliche Ausdrucksform zu finden, die ihr weibliches Sosein einbezieht, ja, sogar benötigt. Frauen, die den wesenhaften Animus gefunden haben, werden bezogener, schöpferischer, gefühlvoller, toleranter, weiser und finden durch diesen Prozeß ein Stück mehr zu sich selber.

Der geschulte Animus muß allerdings auch in seinem Wert gesehen werden. Mit ihm gelingt es einer Frau, sich überhaupt erst einmal in die Berufswelt zu integrieren und jemand zu werden. Nicht selten ist es der geschulte Animus, der es einer Frau erlaubt, sich von ihrer eigenen ausbeuterischen männlichen Seite und entsprechenden beruflichen und partnerschaftlichen Verhältnissen loszusagen, den Beruf zu wechseln, sich scheiden zu lassen beispielsweise. Oft kann erst die finanziell unabhängige Frau den Weg zu sich selber unter die Füße nehmen. So entsagte eine Kathrin Ruegg ihrer finanziellen Sicherheit, ihrem großen Erfolg als Innendekorateurin und zog in das Tessin, um dort ein einfaches Leben zu beginnen, sie baute Häuser um, wurde Selbstversorgerin - spinnt, webt, strickt usw. - und begann zu schreiben, und das mit einem umwerfenden Erfolg (Rüegg, 1975). Im Ernstnehmen ihrer eigenen Erfahrung lag das Schöpferische, begann der wesenhafte Animus sich zu entwickeln.

Des öftern begegne ich als Analytikerin dem geschulten Animus, und ich begleite Frauen auf ihrer oft dornenvollen Suche nach dem wesenhaften Animus oder warte mit ihnen, bis er sie findet und wie im Märchen heiratet, was wohl nichts anderes heißt, als dass dieser Animus eine tiefe Verbindung mit dem Weiblichen eingeht und ihm ermöglicht, in seiner Vollmacht in Erscheinung

zu treten, im Sonnen-, Mond- und Sternenkleid, wie die Märchensprache sich ausdrückt.
(> 5. Juni; 22. Oktober; 17. November; 15. Dezember 1990)

23. Oktober

Beim Frühstück las ich folgende bemerkenswerte Passage der Genfer Philosophin, Jeanne Hersch, in dem Buch «Schwierige Freiheit, Gespräche mit Jeanne Hersch»:

> «Ich habe schon oft gesagt: wenn man sich <entfalten> will, so ist das Verkehrteste, das man tun kann, diese (Entfaltung) zu programmieren. Die einzigen Menschen, denen meiner Erfahrung nach diese Entfaltung gelingt, sind die, die sich selber vergessen und ganz in etwas oder jemand anderem aufgehen» (Dufour, 1990, S. 281).

Und eben jetzt lese ich ein paar Seiten weiter:

> «Leben und Denken haben mich gelehrt, dass man nichts absolut haben wollen kann, dass uns nichts absolut zusteht. Alles kann uns verweigert werden» (Ebd., S. 299).

Jeanne Hersch beschließt die Gespräche mit:

> «Im Orchester der Welt bin ich ein kleines Instrument mit seinem eigenen Klang gewesen. Und danach sage ich: Genug! Meine Bilanz, die mache nicht ich. Das stelle ich anheim» (Ebd., S. 301).

Nichts absolut haben können, kein Anrecht auf das Absolute haben, sein Leben bestmöglichst leben, in der Gegenwart sein und - die Bilanz - seinen Wert anheimstellen, wie tröstlich, menschlich, nüchtern ist das. Geistige Nüchternheit, das finde ich bei Jeanne Hersch im hohen Maße, das macht sie mir teuer und wertvoll. Sie unterscheidet zwischen dem Ich, dem beschränkten Menschen und dem Absoluten. Bloß keine Inflatio-

nen (Aufgeblasenheit)! Sich gut abgrenzen gegen diese, was auch heißt gegenüber dem Unbewußten, gegenüber den Archetypen, gegenüber den Spiegelungen der Götter und Göttinnen in unserer Seele. Jeder wirklich große Mensch hütet sich vor Inflationen, weiß um seine Beschränktheit, kennt seine Grenzen und «übermarchet» (Schweiz, für: die Grenze überschreiten) nicht. Einer der ältesten Frevel ist die heimliche Grenzstein-, Marchsteinversetzung. Das gilt im übertragenen Sinne auch für die Grenze gegenüber dem Absoluten. Meist verstehen wir darunter positive Werte, indes gibt es auch einen Marchsteinfrevel zur dunklen Seite hin: sich zuviel Schuld aufladen, glauben, des Teufels zu sein, und beharren darauf, dass man durch und durch schlecht ist. Ich nenne solche Überschreitungen negative Inflationen, die gibt es auch - oft unmittelbar neben den positiven Inflationen.

25. Oktober

Eben habe ich eine Seminararbeit einer Kandidatin zu Ende gelesen. Für eine psychologische Interpretation wählte sie ein Märchen ohne jegliche Hoffnung: «Der arme Junge im Grab» (KHM 185) ist es genannt und stammt aus der Sammlung der Brüder Grimm. Sie habe, meinte sie, genug von den positiv endenden Märchen, welche die Tiefenpsychologie als symbolische Paradigma zur Darstellung psychischer Heilungsprozesse herbeizöge. Es gehe doch nie alles auf, meinte sie weiter, es gebe auch den unheilbaren, unerlösten Menschen, und das Festhalten am gut endenden Zaubermärchen werde der Wirklichkeit nicht gerecht.

Ich konnte ihr nicht widersprechen. Ausgehend von ähnlichen Überlegungen bezüglich der Bevorzugung des Zaubermärchens gegenüber anderen kleinepischen Formen der Volksliteratur im Bereich der Tiefenpsychologie, habe ich in einem Artikel (Asper, 1983) darauf hingewiesen, dass es neben dem Menschen mit einer vertrauensvollen Märcheneinstellung sich und der Welt gegen-

über auch den Menschen gebe, der dieses Vertrauen nicht kenne und das Defizit durch Ichhaftigkeit, Neugierde, Begierde, Habsucht und Erklärungssucht ausgleichen müsse. Diesen Menschenschlag finden wir in machen Sagen dargestellt. Der Mensch der Sage ist ein verunsicherter Mensch; ich habe deshalb das Selbst- und Weltverständnis der Menschen ohne Vertrauen «Sagenhaltung» genannt und diese als Gegensatz zur «Märchenhaltung» des vertrauenden Menschen aufgefaßt.

Um nun auf den Punkt zu kommen: Der arme Junge im erwähnten Märchen ist ein früh Verwaister, Vater und Mutter starben zur Unzeit, und das Kind wird von den Behörden Pflegeeltern überantwortet. Diese lassen ihn hungern und arbeiten. Er muß die Henne mit ihren Kücken hüten. Doch der Habicht holt die Henne. Daraufhin wird der Junge beinahe zu Tode geprügelt. Die Kücken, der Glucke beraubt, laufen in alle Richtungen. Um die Übersicht zu bewahren, fällt dem Jungen ein Trick ein, und er bindet die Kücken mit einer Schnur zusammen. Erneut stößt der Habicht zu und erbeutet alle Kücken auf einmal. Wieder wird der Junge fast zu Tode geprügelt. Nun muß er Trauben zum Richter tragen. Vor lauter Hunger und Durst ißt er unterwegs zwei Trauben. Im Brief an den Richter, den der Pflegevater dem Jungen mitgegeben hatte, ist indes die Menge der Trauben genau angegeben worden. Der Richter merkt also, dass zwei fehlen, und schickt den Jungen mit einem Brief nach Hause und bittet noch einmal um Trauben. Also schickt ihn der Pflegevater abermals mit Trauben und Brief zum Richter. Wieder kann der arme Junge nicht an sich halten. Er denkt, es nun klüger als das letzte Mal zu machen, nimmt den Brief aus dem Korb, legt ihn unter einen Stein, setzt sich drauf, damit «der Brief nicht zusehen und ihn verraten könnte» (S. 366). Nun ißt er von den Trauben, nimmt darauf Brief und Korb an sich und meldet sich beim Richter. Dieser lacht ob der Einfalt des Jungen, zählt die Trauben und schickt den Jungen mit einem Brief nach Hause, worin der Pflegevater ermahnt wird, den Jungen besser zu erziehen. Wieder gibt es Schelte, und zur Strafe muß der Junge Stroh häckseln. Aus Lei-

beskräften beginnt er zu arbeiten, in seinem Eifer wird ihm warm, er zieht das «Röcklein» aus, arbeitet weiter, und da passiert es ihm, dass er auch das Röcklein zerhäckselt. Nun ist alles hin, denkt der Junge, man wird mich totschlagen! In seiner Not kommt ihm der Topf in den Sinn, der unter der Bäuerin Bett steht, in ihm soll Gift sein, so hörte er die Bäuerin einst sagen. Er geht hin, ißt davon, indes: Das Gift ist süß, es ist Honig. Daran stirbt er nicht. Nur der Geiz hatte die Bäuerin von Gift sprechen lassen. Da erinnert er sich, dass der Pflegevater einmal sagte, in seinem Schrank befände sich eine Flasche mit Fliegengift. Flugs geht er hin, wiederum bereit zu sterben. Es ist aber kein Fliegengift, das er trinkt, sondern süßer Ungarnwein. Der steigt ihm zu Kopf, und er meint, sein Ende kommen zu sehen. Nun taumelt er fort, bis er auf dem Friedhof anlangt, und legt sich in ein frisch geschaufeltes Grab: «Der arme Junge erwachte nicht wieder, die Glut des heißen Weins und der kalte Tau der Nacht nahmen ihm das Leben, und er verblieb in dem Grab, in das er sich selbst gelegt hatte» (S. 368). Den Pflegeeltern brennt das Haus nieder, und «die Jahre, die sie noch zu leben hatten, brachten sie, von Gewissensbissen geplagt, in Armut und Elend zu» (S. 368).

In dieser Geschichte geht alles schlecht aus, da ist weder Trost noch Hoffnung. Kein hilfreiches Tier, keine Fee und kein Zwerg erlösen den Jungen aus seiner traurigen Lage. Seine eigenen Kräfte sind zu gering, und seine Initiativen sind untauglich. Der gute Einfall, die Kücken zusammenzubinden, bringt nichts. Auf der magischen Stufe stehengeblieben, meint er, ein versteckter Brief könne nicht sehen, dass er Trauben esse. Selbst das Gute, das die Pflegeeltern haben, der Honig und der Wein, bekommen ihm nicht; nichts, auch gar nichts hilft ihm. Er glaubte ihren Lügen und kann sich auch nicht auf seinen Geschmackssinn verlassen, um das vermeintliche Gift von Honig und Wein zu unterscheiden.

Eine schreckliche Geschichte, und nach genau einer solchen stand der Sinn der Kandidatin! Ich halte es für außerordentlich wichtig, dass wir als Therapeuten um jene Menschen wissen, de-

nen wir nicht helfen können, deren Schicksal zu schwer ist. Es ist deshalb hilfreich, mit entsprechenden Geschichten und Mythologemen vertraut zu sein. Auch ist es notwendig, die eigenen chronischen, schwierigen Seiten annehmen zu lernen.

Ja, das gibt es, müssen wir sagen, und lernen, in uns den auch noch so verborgenen Schlupfwinkel auszumachen, in dem sich unbewußte, überrissene Heilungsvorstellungen versteckt halten. Sicherlich benötigen wir den bewußten therapeutischen Optimismus, wir sollten aber auch über jene Nüchternheit verfügen, die uns hilft, Unabänderliches, Hoffnungsloses anzunehmen, um mittragen zu helfen und Zeuge des Unglücks sein zu können.

Unbewußte Heiler- und Heilandsphantasien sind schlichtweg Unfug, destruktiv. Tritt jedoch Heilung trotz nüchterner Einschätzung ein, so mögen wir dies als Gnade, Geschenk einstufen und uns darüber freuen - nicht in Inflation, sondern aus Dankbarkeit über eine glückliche Fügung.

Die psychologische Auslegung des Märchens ergibt, dass dem Jungen weder positiv Väterliches noch positiv Mütterliches zur Verfügung stehen. Das bedeutet sowohl ein Defizit hinsichtlich der Umweltfaktoren als auch bezüglich der Anlage des Kindes, die es ihm nicht möglich macht, sich die beiden lebensnotwendigen Zuwendungsformen zu holen, hineinzunehmen, zu konstellieren. Leicht verständlich ist es, dass Eltern fehlen können - sie sterben zu früh, sind nicht gut genug, ungenügend aufgrund kollektiver Ereignisse, wie zum Beispiel Krieg, Katastrophen und Verfolgung. Schwieriger zu verstehen ist die ungenügende Anlage des Kindes, gute Eltern zu konstellieren. Denken wir aber einmal daran, dass es Kindern wegen Krankheit und Invalidität manchmal nur bedingt möglich ist, das lebensnotwendige Maß an positiver Elternenergie zu holen (Spitalaufenthalte), so können wir den anlagebedingten Faktor ahnen. Außerdem kann ein Kind mit einer Art geboren sein, die es erschwert, dass man ihm genügend Gutes tut. (Ein meisterhaftes literarisches Beispiel für ein abstoßendes, unangenehmes Kind ist der Roman von Doris Lessing «Das fünfte Kind» [1988].) Wir könnten beifügen, dass in

einem solchen Fall die archetypische Ausstattung an Elternbildern nicht genügt, um verläßliche Väterlichkeit und wachstumsfördernde Mütterlichkeit zu konstellieren.

Füllen wir die schlichte, nur das Notwendige nennende Märchensprache mit Assoziationen aus, so kann man sagen, dass der arme Junge entweder früh verwaiste, nicht die Möglichkeit zu ausreichenden Ersatzbindungen hatte oder aber in eine Situation hineingeboren wurde, wo nicht genügend elterliche Fürsorge vorhanden war, und schließlich hatte er vielleicht weder die Kraft noch die Ausstattung, sich Zuneigung zu holen.

Der Junge bekommt brutale Pflegeeltern, was bedeutet, dass ihm weder innerliche gute Haltungen zu sich selber noch wirklich Pflegeeltern zu Hilfe kommen. Ein Mensch, dem das gute Väterliche und das gute Mütterliche abgehen, kann auch nicht förderlich mit sich selber umgehen, er lehnt sich ab. Außerdem fehlt ihm der Nährboden für die Entfaltung seiner Möglichkeiten. Die Möglichkeiten des Jungen sind beschränkt, kümmerlich entwikkelt. Sein Verstand reicht nicht weit. Auch vermag er es nicht, Hilfe zu suchen. Da gibt es weder «Gotte» noch «Götti» (Schweiz, für Patin/Pate), weder Polizei noch Sozialstelle, die hilfreich eingreifen könnten, und schließlich ist ihm nicht einmal die Flucht möglich. Ihm fehlt die Vorstellungskraft für eine Besserung seiner Situation. Tragisch gefangen in seiner Lage, ermangelt er der Imagination, die ihm helfen könnte, neue Wege zu gehen. Das wenige, das er selber einsetzen kann, wie zum Beispiel das Stehlen der Trauben, verändert nichts, sondern verschlechtert die Lage. Ihm geht auch die kriminelle Phantasie ab, um auf diese Weise den Kreis des Unglücks zu durchbrechen. Die einzige Phantasie, welche eine Änderung - eine zum Unglück hin zwar - erbringt, ist die, zu sterben und sich in ein offenes Grab zu legen, was er ja dann auch tut.

Es ist, als sei von allem Anfang an das Grab offen gewesen, übrig blieb dem Jungen lediglich noch, diesen Platz auch einzunehmen. Dieses Märchen scheint mir eine Illustration dessen zu sein, was Simone Weil «Unglück» (Weil, 1961) nannte. Unglück in

ihrem Sinn ist die totale Abwesenheit des Guten, vor allem im transzendenten Sinn. Gott wird als abwesend erlebt, er ist nicht da, greift nicht ein, es ist das Unglück, das nicht bestanden werden kann. Allein die Gnade und der Glaube überwinden es. Der arme Junge indes kennt weder den Glauben noch widerfährt ihm Gnade.

Wünschen wir es, diesen Sach verhalt psychologisch auszudrükken, so können wir im Sinne Jungs sagen, dass der Junge an den Archetyp des Todes fixiert blieb. Im Sinne Freuds denke man an den Todestrieb, den Thanatos, der jedem Menschen innewohnt, jedoch durch den Lebenstrieb ausgeglichen wird. Unserem Jungen bleibt bloß die Neigung zum Tode, die «via negativa».

(> 12. Mai; 22. Juni; 3. Juli; 4-/24. August; 25. Oktober; 12. November; 15. Dezember 1990)

31. Oktober

Gestern war eine Griechin zu einem Erstgespräch hier. Sie habe bereits elf Jahre Analyse gehabt, nun wolle sie noch ein weiteres Stück anfügen, denn geholfen habe diese Analyse eigentlich nicht. Ich höre mich sagen: Vielleicht war die Zeit damals nicht reif. Das ist es, was man in einem solchen Fall - taktvoll gewiß - sagt. Ich habe diesen - wohl auch andern Analytikern bekannten - Kommentar heute als schal, tantenhaft, ja, sogar zynisch empfunden.

2. November 1990

Was mache ich als Analytikerin mit körperlichen Wahrnehmungen wie den folgenden:

HerrX. hat eine starke Schweißausdünstung; FrauM.s Nagellack erscheint mir zu schreiend rot. Das wirkt unglaublich hart, auch zu plump sexy im Gegensatz zu ihrem differenzierten We-

sen; HerrM., obwohl vollkommen nüchtern heute, hat die typische Ausdünstung eines Alkoholikers. Dieser säuerliche Geruch, der trotz After Shave und Eau de Cologne penetrant ist.

Was tun mit solchen Körperwahrnehmungen? Zu allererst macht sich Peinlichkeit bemerkbar. Angenommen, mir passiert das, ich falle so auf... Ich spüre die mögliche Scham, und ich fühle vergangene Scham, wenn ich an Situationen zurückdenke, wo ich entsprechend auffiel und noch schlimmer: wo ich so aufgefallen sein muß, auch wenn es mir nicht bewußt war und es mir niemand sagte.

Ich bin oft recht ratlos und weiß doch, dass mir solche Wahrnehmungen über kurz oder lang wieder unliebsam auffallen werden.

Zum Thema gehört auch, das fällt mir eben noch ein, dass Frau U. und FrauS. beide Parfums benutzen, die ich nicht mag, und überdies hinterlassen die Duftwolken Gerüche, die ich nur schlecht mit den beiden Frauen in Verbindung bringen kann. Andere Frauen würden besser zu diesen Duftnoten passen, denke ich noch.

Was passiert, wenn ich etwas sage? Sollte ich dennoch die Rede darauf bringen? Ich merke, dass mich die (wahrscheinliche) Scham der darauf Angesprochenen ebenfalls in Scham stürzen würde. Ich fürchte ihre Schamreaktion. Wenn ich die Sprache darauf bringe, dann wird mir die dadurch entstehende Peinlichkeit zuviel sein. Andererseits: Wer denn sonst kann das ansprechen, wenn nicht ich als ihre Analytikerin, die ich diese Menschen bereits recht intim kenne und überdies die Möglichkeit habe, die peinlichen Reaktionen mit den einzelnen zu besprechen und zu verarbeiten? Anderen sind diese körperlichen Eigenheiten sicher auch schon aufgefallen. Ich fühle, dass ich es meinen Klienten schuldig bin, bei Gelegenheit diese Dinge zu thematisieren.

Das alles, aber auch noch das folgende, geht mir durch den Kopf. Diesen Menschen gemeinsam ist, dass sie sich, wie ich meine, unvorteilhaft erscheinen lassen. Ich möchte ihnen das ersparen. Eigentlich gehören solche Eigenheiten zur Körpersprache, zu einer sozusagen durch die Kosmetik, den Schweiß und den Alkohol-

abusus verlängerten Körpersprache. Welches ist im einzelnen Fall die Botschaft dieser Körpersprache? Ist damit eine unbewußte Neigung, sich unvorteilhaft und schlecht darzustellen, verbunden? Ich weiß es nicht, ich weiß nur, dass ich eines Tages den Mut haben muß, die Dinge anzusprechen. Ich weiß aber auch, dass ich damit Gefahr laufe, keimhaftes Vertrauen in die Analyse, den analytischen Freiraum und letztlich auch in mich zu zerstören, und die Frage stellt sich ernstlich, ob sich das lohnt. Wird der Preis nicht zu hoch sein? Lohnt es sich? Läßt sich das Vertrauen wieder herstellen? Und (was zum Glück recht häufig vorkommt): Manche Dinge erledigen sich von selbst. Vor allem dann, wenn die Menschen zu sich selber gefunden haben.

Ich muß mir Zeit lassen, auch ich als Analytikerin habe das Recht zuzuwarten, bis ich es ertragen kann, die Sprache auf diese Dinge zu bringen. Und wenn ich meinen Analysanden bisweilen sage, sie sollten sich in der Analyse nicht überfordern und erst dann von schwierigen Dingen sprechen, wenn sie sich dazu bereit fühlen, sie damit bequem sind, so gilt das auch für mich. Die Wahrheitsregel in der Analyse darf niemals absolut verstanden werden, sie muß ihre Anpassung an die Möglichkeiten des Ichs beider Analysepartner finden.

Die Angelegenheit einfach mit dem Hinweis auf unterschiedlichen Geschmack und anderen Schönheitssinn (bezüglich der Kosmetika) bewenden zu lassen, trifft den Kern der Sache nicht. Es geht nicht darum, würde das Thema angesprochen, dass meine Analysandinnen auf meine Reaktion hin andere, mir gefälligere Kosmetika benutzen sollen. Vielmehr handelt es sich um die Wahrnehmung und Analyse von Dingen, die in einer Beziehung und Übertragungs-Gegenübertragungssituation als störend empfunden werden. Wo denn sonst als in der Analyse hat man Raum, über solche Dinge zu sprechen?

Vieles kann dabei sichtbar, verstehbar werden: Überbleibsel von Eltern-Kind-Interaktionen; Duftnoten als Ausdruck des Überdrusses (mir stinkt's); Suche nach Aufmerksamkeit; Nachahmung eines Idols und noch unendlich viel mehr, das weit über

analytische Routineüberlegungen, wie die eben genannten, hinausgeht und nur in sorgfältiger Arbeit überhaupt gefunden werden kann. Und schließlich kann es sein, dass das gewählte Kosmetikmittel für die Trägerin wirklich stimmig ist. Was dann? Viel Lärm um nichts? Sturm im Wasserglas? Nein, ganz gewiß nicht: Als Analytikerin lerne ich in diesem Fall meine Analysandin nicht allein besser kennen, sondern sehe vielleicht eine Seite, die ich bisher nicht sah. Für sie ist es unter Umständen wichtig zu erfahren, dass die Beziehung nicht leiden muß, wenn Geschmacksunterschiede zutage treten.

3. November

Die gefühlsmäßige Totalreaktion auf Kritik (zum Beispiel: Ich bin der letzte Mensch! - verbunden mit dem Gefühl der Verzweiflung) läßt mich an die Alchemie und alchemistische Prozesse denken. (Jung faßte die alchemistischen Prozesse symbolisch auf und sah in ihnen den Ausdruck seelischer Wandlung.) Es müßte doch, meine ich, einen Stoff geben, welcher verhindert, dass eine chemische Substanz alle anderen total erfaßt und sie an sich bin- det. Innerpsychisch ist es zunächst die Einsicht, die zumindest eine vollständige Identifikation mit der totalen Gefühlsreaktion verhindern kann. Wenn ich weiß, dass ich die Neigung habe, ge- fühlsmäßig total zu reagieren, kann ein gewisser Freiraum entste- hen, der es mir erlaubt, einen Gedanken zwischen die gefühlsmä- ßige Totalreaktion und das damit identifizierte Ich zu schieben. Ich kann mir beispielsweise sagen, dass ich zwar in gewissen Punkten Kritik verdiene, im übrigen aber doch ein ganz passabler Mensch bin. Das wäre nun, alchemistisch gesprochen, Mercurius (das Quecksilber), der die Totalreaktion verhindern kann. Mer- curius (griech. Hermes) ist der wendige, findige, einfallsreiche Gott. Findigkeit, Einfallsreichtum tun not, wenn man in eine To- talreaktion gefallen ist. Es muß einem schon etwas einfallen, um Perspektive und Übersicht wiederzufinden.

Nun sagen mir aber viele Menschen, und ich habe es auch an mir selber erfahren, dass Wissen und Einsicht zwar positiv sind, im übrigen aber kaum die Kraft haben, das Verharren in den Selbstzweifeln zu beheben. Über die Einsicht, die merkuriale Wendigkeit, alchemistisch gesprochen, hinaus ist es letztlich die Stärkung der basalen Identität, welche die Kraft hat, Totalreaktionen zu verhindern. Das scheint mir in diesen Fällen die Kostbarkeit zu sein. Das wiederum, alchemistisch ausgedrückt, ist das Gold, die Unzerstörbarkeit des Goldes, das bekanntlich keine Verbindungen eingeht (vgl. von Franz, 1980).

4. November

Ein Ziel der Analyse ist, sich selber ein guter Spiegel zu werden, eine Spiegelfunktion sich selber gegenüber zu integrieren. Das bedeutet nichts anderes, als sich selber wahrnehmend, verstehend anschauen zu können, mütterlich sich selber gegenüber zu sein. Das kann aber niemals heißen, sich zu übermuttern, sondern bedeutet schlicht die Fähigkeit, sich annehmen zu können, heißt weder Selbstverliebtheit noch Egozentrizität, sondern nüchternes, wohlwollendes Verständnis sich selber gegenüber. Dies ist die Basis jedes weiteren Handelns, Entscheidens und Tuns.

(> 9. Mai; 24. Juli; 25. September; 2. Oktober 1990)

In diesem Zusammenhang erwähne ich nun eine Frage, die mich ab und an beschäftigt: Gibt es ein weibliches Über-Ich? Damit meine ich eine innere Instanz, die weibliche Werte fordernd an das Ich heranträgt. Das Über-Ich, so wie wir es erfahren, ist Vertreter patriarchaler Werte, wie zum Beispiel Heroismus, Mut, Kraft, Wahrheit, Heldentum, lineares Aufwärtsstreben, Handeln, Tun, Machen, Ab- und Ausgrenzen, Klarheit, Sachlichkeit. Diesen Werten haftet etwas Absolutes an, und wir werden daraufhin erzogen, ihnen mit Unbedingtheit zu folgen. Diese for-

dernde innere Instanz nennen wir Gewissen, (patriarchales) Über-Ich.

Die Frage nach einem etwaigen weiblichen Über-Ich ist mir zum ersten Mal bewußt geworden, als ich die «Gerechtigkeit», ein Bild Hans Ardüsers (1557-1614), betrachtete, das zusammen mit anderen Wandmalereien einen Saal im Haus Conrad in Andeer (Schweiz) schmückt. Wie es üblich ist bei Justitia-Darstellungen, sind auch dieser ländlichen Gerechtigkeit die Augen verbunden. Doch das Tüchlein, das ihre Augen zudecken sollte, ist nur in den Umrissen festgehalten, die Augen sind nicht ganz geschlossen, und mit dem einen Auge scheint sie gar zu sehen. Ihr Ausdruck ist nicht pathetisch, er ist bäuerlich verschmitzt. Sie sitzt auf einem Stuhl, ihre Leibesfülle verdeckt ihn fast gänzlich; gemütlich sitzt sie da und hält die Waage in der einen Hand, das Instrument, mit dem sie Gutes und Böses wiegen soll.

Hand Ardüser war ein Mann aus dem Volk, er verdiente seinen Lebensunterhalt mit Malen; von Ort zu Ort ziehend, malte er da eine Uhr an den Kirchturm, verzierte er dort Räume im Hausinnern, anderswo schmückte er Fassaden. Ardüser malt unkompliziert, ist voller Fabulierlust, wandelt seine Vorlagen ab, paßt sie den bäuerlichen Verhältnissen an und schreckt auch nicht zurück, Tiere wiederzugeben, die ihm nur von Vorbildern bekannt sein können: den Vogel Strauß, den Elefanten, den Affen beispielsweise. Erfrischend naiv und köstlich sind seine Malereien, ergreifend seine Lebensbeschreibung, die er, ein armer Störmaler des 16. Jahrhunderts, aufschrieb und so der Nachwelt ein wertvolles Zeitdokument hinterließ (Zinsli, 1986).

Also: Gibt es ein weibliches Über-Ich? Über-Ich-Charakter haben sicherlich all die selbst heute noch weitgehend kollektiv gültigen, als typisch fraulich geltenden Werte, wie Passivität, Demut, Dienen, Unterordnung. Diese Werte indessen sind eng mit dem Patriarchat und dem Bilde, das sich der Mann von der Frau macht, und dem inneren Männerbild der Frau verknüpft. Sie bringen das Wesen der Frau nicht ganz zur Darstellung, werden ihm nicht vollumfanglich gerecht. Sie sind die logische Folge des

männlichen Selbstverständnisses, wonach Heroismus, Macht und Tatkraft nach weiblichen Mustern rufen, die dieses Selbstverständnis von unten her stützen.

Doch welche wären denn die echten Über-Ich-Werte, die aus dem Selbstverständnis der Frau erwachsen? Wie ist ihr ganz eigenes Über-Ich beschaffen? Wohl kaum gibt es dafür eine klare Antwort, zu sehr sind wir Frauen noch im Aufbruch, suchend nach neuen Wegen und einer Definition dessen, was weiblich ist.

Immerhin scheint es mir einen formalen Unterschied zum männlichen Über-Ich zu geben: Das weibliche Über-Ich einer nicht patriarchal identifizierten Frau kommt mir weniger generell, weniger abstrakt, weniger heroisch vor. Die oben erwähnte «Gerechtigkeit» Hans Ardüsers blinzelt verschmitzt, ja humorvoll unter dem Augentüchlein hervor. Sie und damit alle Frauen gleich parteiisch nennen zu wollen, trifft die Sache nicht exakt. Vielmehr sehe ich in dieser humorvoll blinzelnden Frau Justitia eine Ironisierung der absoluten Gerechtigkeit, die bekanntlich mit dicht verbundenen Augen dargestellt wird. Es scheint mir, als ob Ardüsers gerechte Frau darum wüßte, dass es die ganz objektive Gerechtigkeit, das Recht an sich in der Wirklichkeit, ich möchte nicht sagen, nie, doch zumindest nicht immer gibt. Die weibliche Form der Gerechtigkeit ist vermehrt in die Situation eingebettet, weshalb sie Ausdruck einer situativen Ethik ist. Dies ist jene ethische Form, die sich an der Situation orientiert und die Rechtsprechung auf diese ausrichtet. Es handelt sich um eine bezogene Ethik, eine Ethik wohl auch, welche die ganze Vernetzung eines Unrechts in Betracht zieht und somit empathischer, ja, therapeutischer ist (vgl. Neumann, 1948).

Die männliche Form der Rechtsprechung orientiert sich am Recht an sich und kann Gefahr laufen, dem Recht allein und nicht dem Menschen Genüge zu tun. Um der Vielfältigkeit menschlicher Wirklichkeit gerecht zu werden, tun beide Rechtsformen not, die generelle und die situative, braucht es die Justitia mit dicht verbundenen Augen, welche sich der männlichen Form des Rechts unterstellt, dem objektiven Recht, braucht es aber auch

jene Justitia, die, wie in Ardüsers Darstellung, unter dem Tüchlein hervorlugt und eben noch mehr sieht als lediglich der Rechte Paragraphen.

Wenn ich diese Frage so recht bedenke, so meine ich, dass ein zentraler weiblicher Über-Ich-Faktor der Schutz des Lebens, des Lebendigen, der Natur sein sollte. Sowohl Mann wie Frau sollten sich vermehrt diesem Wert der Bewahrung der Natur unterziehen. Unserem Gewissen stünde es gut an, diesem Wert Priorität einzuräumen. Anders gesagt wäre es gut, würde uns unser Gewissen auffordern, diesen Wert fortan gewissenhafter zu vermerken. Er sollte mit dem Beiwort «absolut» bezeichnet werden. Damit allerdings wird er patriarchal, was, wie mir scheint, in diesem Fall richtig ist.

5. November

Eine mich überzeugende Beobachtung bezüglich des Integrationsprozesses des inneren Kindes konnte ich heute bei FrauN. machen (> 6. Juli 1990). Dazu muß ich zunächst etwas ausholen. Frau N. war zu mir gekommen, weil sie sich von ihrem Mann auf die Seite geschoben fühlte, obwohl dazu kein wirklicher Anlass vorlag, sie vielmehr kleine Geschehnisse des Alltags als böswilliges Verlassenwerden durch ihren Mann interpretierte. Ihre Reaktionen waren total, enorm, übermächtig und stießen sie in tiefe Verzweiflung, intensive Traurigkeit und sogar in suizidale Phantasien. Das war der Anlass gewesen, sich einer Therapie zu unterziehen.

Die immensen Verlassenheitsreaktionen hatten indes eine Geschichte, deren Zusammenhang mit den Reaktionen auf gewisse Äußerungen ihres Mannes ihr aber unbewußt war. FrauN.s Mutter starb, als sie fünf Jahre alt war. Der Vater heiratete bald wieder, um seinen drei Kindern Heim, Erziehung und Fürsorge zu geben. Diese Heirat aber brachte die Stiefmutter ins Haus, die auch als eine solche empfunden wurde. Meine Klientin erlebte

sich damals verstoßen, nicht verstanden, ungeborgen und hatte vor allem keine Möglichkeiten, mit jemanden über ihr zwiefaches Leid, den Mutterverlust und die als destruktiv erlebte Stiefmutter, zu sprechen. Sie mußte schlicht überleben, paßte sich an, verbarg ihr Leid hinter einer freundlich-fröhlichen Maske, und lange Jahre rührte niemand mehr an die «verbotene Kammer», welche das einst empfundene tiefe Leid in sich beschloß.

Erst Jahrzehnte später, als falsch interpretierte äußere Anlässe in der Beziehung zu ihrem Mann die gleichen Gefühle wie damals hervorriefen, wurde diese frühe Not wieder lebendig. Es ging nun in der Analyse zunächst darum, das Leid des einstigen Kindes zu verstehen, seine Wut, Angst, Ohnmacht und tiefe Trauer zu sehen und all diese Emotionen in Beziehung zu setzen zu dem frühen Mutterverlust und den darauffolgenden traumatisierenden Jahren unter einer als lieblos empfundenen Stiefmutter. Es ging darum, um es plakativ zu sagen, das Erleben des einstigen Kindes vom Erleben der heute vierzigjährigen Frau zu unterscheiden, zu trennen und die Wucht der Verlassenheit, die Frau N. heute empfindet, zu analysieren und den Hauptanteil dem einstigen Kind und seiner Geschichte zuzuordnen. Dadurch wurden die aktuellen Verlassenheitsempfindungen zu angemessenen Proportionen zurechtgestutzt, die für die erwachsene Frau zu bewältigen, zu verstehen waren. Mit der Aufnahme der Verbindung zum Kind von damals und dessen Schmerz fand die erwachsene Frau N. den Dialog mit dem Kind von einst wieder.

Es blieb indes nicht allein bei der Verbindung zum Schmerz dieses Kindes, sondern es schlossen sich auch andere Wesenszüge dieses Kindes wieder an, nämlich spontane, lustige, unkonventionelle und originelle Seiten. Diese waren durch die seinerzeit notwendige Anpassung verdeckt worden und konnten nun wieder am Leben teilhaben. Zunächst erschienen spontane, frisch-fröhliche Kinder im Traum, auch zeigten die Träume Frau N. bei kindlichem Tun; so fuhr sie mit Lust Dreirad im Traum und scherte sich nicht um das Sagen der Leute. Sie verlor etwas von ihrer Überanpassung, deren Wurzeln ebenfalls in die frühe Kindheit

hinabreichten. Im realen Leben wurde sie spontaner, traute sich mehr aus ihrer freundlich angepaßten Verhaltenheit heraus. Sie tat Dinge, die auf die Integration des spontanen Kindes in ihr hindeuteten. So war sie einmal in einer Parkgarage auf eine Schar Kinder gestoßen, die Verstecken spielten. Erinnerungen an dieses Spiel tauchten auf. Als sie sich dem Kind, das am Zählen war, näherte, zählte sie spontan mit und sagte: Eins, zwei, drei, angeschlagen für mich! Die Kinder lachten fröhlich, und eine Frau, die eben vorbeiging, lachte ebenfalls. FrauN. hatte sich damit weder lächerlich gemacht, noch hatte sie sich kindisch benommen, hier hatte ihr inneres Kind eine Gelegenheit gefunden, sich spontan zu äußern, ohne dass sich FrauN. infantil benommen hätte.

Bei der Integration des spontanen Kindes stellt sich ja immer wieder die Frage, wie denn das zu bewerkstelligen sei. Gerade letzteres kann man nicht machen. Man kann nicht spontan sein wollen. Indes eröffnen die Kindheitsanalyse und das Verstehen des Kindes von einst Möglichkeiten, die mit «Luftlöchern» vergleichbar sind. Durch diese Durchschlüpfe kann sich dann unversehens, eben spontan, das Kind zeigen, dies meist zur eigenen Verwunderung der Person über ihr Verhalten. Die Analyse der Kindheit macht nicht nur dem Kind Platz oder eröffnet ihm Möglichkeiten, sie vermindert auf der anderen Seite eine Kindlichkeit, die infantil, kindisch ist und die erkannt zu werden dringend nötig ist. Wird die Kindheit nicht analysiert, was immer zuerst Verstehen heißt, so leben kindliche Bedürfnisse im erwachsenen Menschen weiter und äußern sich, weil unbewußt, bisweilen auf kindische, infantile Art. Bei FrauN. war das Bedürfnis, nie verlassen zu werden, zentraler Inhalt ihres Unbewußten. Fühlte sie nur den leichten Anflug von Trennung oder Verlassenheit, reagierte sie außergewöhnlich stark; es führte sie manchmal dazu, ein infantil wirkendes Verhalten zu äußern, um den Absturz in die tiefe Verzweiflung aufzuhalten. Das Verstehen des Kindes von einst ermöglichte es ihr, das Heute als vom Gestern getrennt zu sehen, und die Bedürfnisse, niemals verlassen zu werden, wurden als in

der Kindheit legitim angesehen und mußten deshalb, nunmehr bewußt, nicht mehr mit der gleichen infantil wirkenden Ansprüchlichkeit gefordert werden.

(> 4./21. Mai; 1./23. September; 5. Oktober; 12. November 1990)

6. November

FrauH. fragte mich, was es mit ihrer Idealisierungsneigung auf sich habe. Sie wolle wissen, ob diese Neigung pathologisch sei. Ich war von dem Problem auch ganz allgemein angesprochen und führte es weiter aus. Das tue ich vor allem dann, wenn es sich um eine Lehranalyse handelt. Da finde ich, es sei zuzeiten am Platz, auch allgemein therapeutische Fragen zu erörtern.

Ich glaube - dies aufgrund der Auseinandersetzung mit mir selber und anderen, aber auch dank Forschungsergebnissen (Bowlby, 1975) -, dass der Mensch nicht nur in der Kindheit, sondern ein ganzes Leben lang das Bedürfnis nach Bindung und Liebe in allen ihren Formen hat. Eine Form der Liebe ist die Idealisierung. Sie hat negative Aspekte, davon wird meistens gesprochen, weil der andere durch die Idealisierung verzerrt wahrgenommen und ihm kein Raum gegeben wird, sich als ganze Person in die Beziehung einzubinden. Außerdem können durch Idealisierung die negativen Gefühle über den Idealisierten abgewehrt werden. Es springt in die Augen, dass Idealisierung von Menschen viele ungünstige Nebeneffekte zeitigt. Doch lassen wir das einmal beiseite! Mir geht es hier um die günstige Seite, die positiven Aspekte!

In der Idealisierung nehmen wir Teil an der Energie eines anderen Menschen. Wir bewundern, lieben seine Werte, sehnen uns nach seiner Nähe, wollen teilhaben am Glanz des anderen. Dadurch fühlen wir uns aufgewertet, ja, geraten durch die Teilhabe an den bewunderten Zügen des anderen in die Nähe entsprechender eigener Möglichkeiten. Wir erleben das tiefe Gefühl, vielleicht einmal selber diese geliebten Möglichkeiten leben zu können. In der Idealisierung lieben wir eigene, allerdings noch

unbewußte Möglichkeiten und erfahren dadurch eine Aufwertung, kommen zum Gefühl eines eigenen Wertes, erleben Geborgenheit im Mitschwingen in der Energie des anderen, fühlen uns in unserer Sehnsucht gestillt, auch wenn dies nur vorübergehend ist. All dessen eingedenk, sollten wir Idealisierungen weder in uns noch anderen gering achten. Die Idealisierung ist eine ganz wesentliche Vorstufe der Selbstwerdung. Schließlich hilft sie uns leben, wenn ein innerer Abgrund in der Nähe ist und das Gefühl eigener Nichtigkeit uns zu überwältigen droht. Sie ist ein Überlebens-, ein Schutzmechanismus, der erst dann wieder menschliche Proportionen annehmen kann, wenn die innere Sicherheit gewachsen ist, wenn letztlich der Einklang mit sich selber relativ leicht vernommen werden kann.

8. November

Vor ein paar Tagen bekam ich einen Brief von einer mir unbekannten Leserin meines Buches «Verlassenheit und Selbstentfremdung» (1987). Nachdem die Schreiberin des Briefes die Geschichte ihrer Schwester erzählt und nach geeigneten Therapeuten im Raume F. gefragt hatte, schloß sie ihren Brief mit der überraschenden Frage, warum ich mich für meine Darlegung über die Selbstwertstörungen auf die Jungsche Psychologie bezogen hätte. Sie meine, das sei doch nicht nötig gewesen, laute doch der Untertitel des Buches «Neue Zugänge zum therapeutischen Verständnis».

Darüber habe ich mir ein paar Gedanken gemacht.

Ohne einen Referenzrahmen hätte ich das Buch nicht schreiben können. Ohne ein solides Handwerk, erworben in meiner Ausbildung in analytischer Psychologie, hätte ich gar nicht psychologisch, tiefenpsychologisch verstehen gelernt. Die Jungsche Theorie lehrte mich zunächst einmal sehen und psychodynamische Zusammenhänge erkennen. Das hätte ich niemals allein gekonnt, man übernimmt - in wohl jedem Beruf - zunächst einmal das In-

strumentarium von Vorgängern und Meistern. Dann merkt man allmählich, dass man beginnt, anders, anderes zu sehen. Bald gerät man in Zweifel über die Theorie des Meisters, bald hält man sich für inflativ, dann fragt man sich, ob man wohl die gelernte Theorie nicht richtig verstanden hat, schließlich schaut man wieder genau hin und beginnt erst dann, das Neue, das neu Gesehene zu erkunden, zu verifizieren, zu formulieren. Ein langer Prozeß also, der nicht wenige psychologische Hürden enthält, die zu überspringen zu Beginn der Auseinandersetzung doch recht schwierig ist. Nein, meine ich, ohne meine Ausbildung in analytischer Psychologie, ohne diesen Hintergrund, hätte ich das Thema nicht behandeln können. Ganz trocken gesagt: Wir kommen halt alle allemal von irgendwo her.

Ganz abgesehen davon war es mir wichtig, die narzisstischen Störungen mit den Mitteln der analytischen Psychologie zu verstehen und zu versuchen, sie in diese Psychologie einzubauen.

io. November

Eine 25jährige Analysandin sah folgendes Traumbild:

Meine Eltern wollen ein Haus auf dem Land kaufen. Meine Freundin und ich gehen hin und wollen uns das Haus anschauen. Wir stehen dann in einem wunderschönen Obstgarten. Doch etwas stimmt nicht! Wie ich näher hinsehe, bemerke ich mit Entsetzen, dass die Fläche unter einem Baum vollständig mit kleinen, nackten Vogelleichen bedeckt ist. Dann blicke ich auf und sehe, dass der Baum über und über mit weiß-grauem Schimmel bedeckt ist. Am Stamm hängt ein altes Plakat, die Schrift ist unleserlich, der Schimmel hat das Papier zerfressen. Darüber ist ein neues Plakat angebracht, es zeigt einen Mann, der Kirschen anbietet, die besten! Ich denke: Die Kirschen des Baumes müssen ja vergiftet sein. Beim Einkauf im Supermarkt wird man allerdings niemals erfahren, woher die Kirschen stammen, keiner wird daran denken, dass sie eventuell vergiftet sind.

Träume, welche Umweltkatastrophen zum Thema haben, sind meiner Erfahrung nach selten. Kaum einer meiner Analysanden träumt davon, was mich immer wieder erstaunt. Das Fehlen dieses zentralen Themas erschreckt mich auch. Das Unbewußte scheint zu schweigen.

Dauert es denn so lange, bis das Unbewußte ein neues Thema (und ein solches ist es, denn noch nie war die globale Zerstörung so nahe) aufnimmt, verarbeitet und weiter imaginiert ? Wir sind es gewohnt zu denken, dass das Unbewußte das Bewußtsein steuert, konstelliert, das heißt, zu Gedanken und Taten anregt. In dieser Vorstellung ist das Unbewußte der Mutterboden für jede kommende Entwicklung. Müssen wir beim Umweltthema umdenken? Ist hier die Richtung umgekehrt? Muß erst das Bewußtsein wirklich merken, wie bedrohlich die Lage ist, um dann in einem zweiten Schritt darüber schlafen zu können, das heißt, die Information an das Unbewußte weiterzugeben, damit es etwas damit «macht»? Wäre dem so, dann läge die Umweltproblematik zunächst und vor allem beim Bewußtsein. Dann träumte nur der davon, der sich wirklich ernstlich mit dem Problem auseinandergesetzt hat und den Schrecken tatsächlich hautnah fühlt. Das wiederum würde meine Beobachtung, dass vor allem junge, intelligente Leute von der Umweltkatastrophe träumen, bestätigen. Sie werden dereinst mit ziemlicher Sicherheit davon betroffen sein, älteren Menschen wird sie wohl nicht mehr im vollen Ausmaß begegnen.

Dazu möchte ich den Dokumentarfilm zweier Kollegen erwähnen. Louise Mahdi (Peru, 111., USA und Zürich) und Robert Bosnak (Cambridge, Ma., USA) haben Mittelschüler in China, Rußland, Europa und Amerika auf Atom-Katastrophen-Träume hin befragt und gefilmt. Dabei sind sie recht häufig auf Jugendliche gestoßen, die von solchen Träumen berichteten. Das sie verbindende Thema war die absolute Verwüstung, da war nach dem GAU (Größter Atomarer Unfall) einfach nichts mehr, und der Träumer erlebte sich mutterseelenallein inmitten der totalen Verödung. Warnträume des Unbewußten? Oder: Bedient sich das

Unbewußte der Jugendlichen solcher Bilder, um den schwierigen Übergang von der Jugend ins Erwachsenenalter, an dem sich junge Menschen lebensgeschichtlich befinden, zu illustrieren? Dieser Entwicklungsschritt ist bekanntlich durch Isolationsgefühle und Katastrophenängste gekennzeichnet.

(> 20. Juni 1990)

12.November

Gestern in der Märchengruppe ging es um das Märchen «Das Eselein» (KHM 144). Nach langen, kinderlosen Jahren wird dem Königspaar das langersehnte Kind geboren. Es ist indes ein Eselein, die Mutter will es nicht, der Vater steht dazu. Das Eselein zieht hinaus in die Welt, ist musikbegabt und darf am Ende die Königstochter heiraten. Nachts entledigt sich das Eselein seiner Haut und erweist sich als der schönste Prinz, tagsüber ist er wieder das Eselein.

Der König, der wissen will, ob sich das Eselein auch gut benimmt, schickt einen Diener in das Brautgemach, und der erzählt dem König, dass das Eselein ein schöner Prinz sei. In der zweiten Nacht geht der König selber hin, nimmt die Eselshaut, verbrennt sie und gebietet seinem Schwiegersohn, so zu bleiben, wie er ist. Wie ein Jahr um ist, stirbt der König, und sein Schwiegersohn, alias Eselein, ist von nun an König des ganzen Reiches.

Eine Stelle beschäftigte uns besonders, nämlich die mit dem Diener, der vom König ins Schlafgemach geschickt wird und dort erkennt, dass das Eselein, einmal seiner Tierhaut ledig, ein wunderschöner Prinz ist. Was bedeutet der Diener psychologisch gesehen? fragte eine Teilnehmerin. Wann schicken wir als Analytiker unbemerkt einen Diener aus? fragte ich weiter und meinte dann, der Diener sei für unsere Arbeit äußerst wichtig, durch ihn würden uns Wahrnehmungen zufließen. Er ist diskret, bewegt sich unbemerkt, und an uns ist es dann, das von ihm in Erfahrung Gebrachte zu prüfen, zu verifizieren. Im Grunde genommen ist die

Ursituation des Analytikers die Unsicherheit. Wir wissen nämlich nie, ob das, was wir sehen und zu erkennen meinen, wirklich zutrifft. Deshalb brauchen wir einen Diener, durch ihn nehmen wir einfließende Informationen auf. Diese kommen uns aus verschiedenen Quellen zu, aus den Träumen, der Gestik, der Mimik, den Erzählungen, Erinnerungen, den Phantasien, Gedanken, Gefühlen und der Lebenssituation des Analysanden. Außerdem lernen wir Aufschlussreiches über den Analysanden aus seiner Übertragung und unserer Gegenübertragung kennen. Diese einfließenden Informationen oder Beobachtungen bringt uns der Diener. Lange müssen wir diese Informationen anschauen - unbemerkt betrachten schließlich -, um ganz allmählich zu einer Auffassung zu kommen, die wir dann dem Analysanden mitteilen. Nicht als unumstößliche Wahrheit teilen wir sie ihm mit, sondern als Frage, als ein «Könnte es sein...?» An ihm ist es dann, unsere Ansichten, Einsichten, Interpretationen zu prüfen.

Der gute Diener ist wachsam, aufmerksam, und, das ist das wichtigste, nicht vorlaut; er ist diskret, sagt nichts, sondern trägt uns Material zu, das wir werten müssen, zu einer Aussage systematisieren, um dann, analog dem König im Märchen, der dem Prinzen zu seiner wahren, schönen Gestalt verhilft, dem Analysanden zu helfen, immer mehr er selber zu werden, seine schöne Gestalt auch zu leben und sich nicht mehr unter ungünstigen Hüllen, wie die Tierhaut eine ist, zu verstecken.

Uns Jungianern wird bisweilen vorgeworfen, wir lieferten zu schnell, zu vorschnell Interpretationen, zögen zu voreilig Amplifikationen herbei und wüßten immer schon im voraus, was etwas bedeute. Ich glaube, dass das eine wirkliche Gefahr ist, sie entsteht meines Erachtens daraus, dass man als Analytiker, der mit kollektiv symbolischem Material vertraut ist und es für die Analyse herbeizieht, eben immer etwas sagen kann, denn stets läßt sich etwas in der Symbolkiste finden. Dabei geht dann manchmal der Bezug zur wirklichen Person und deren Erleben verloren. Wir sind deshalb als Analytiker Jungscher Richtung gut beraten, wenn wir eine geduldige, diskrete, rein wahrnehmende Dienerfunktion

ausbilden und auf diese auch hören, bevor wir eine psychotherapeutische Intervention verbalisieren.

In diesem Zusammenhang bemerkte eine Teilnehmerin noch, dass wir als Analytiker auch darauf angewiesen seien, dass uns der Analysand signalisiert, wenn er eine Intervention unpassend findet. Das können manche Menschen nicht. Sie wagen es nicht zu sagen, wenn sie sich falsch gesehen fühlen. Oft merken sie es allerdings auch nicht. Es ist unsere Aufgabe, ihnen dabei zu helfen. Ein wichtiges Ziel der Analyse ist es nämlich, merken zu lernen, was einem bekommt und bekömmlich ist. Die Teilnehmerin machte uns auch bekannt mit der Instruktion, die sie jeweils ihren Analysanden gibt: Sie sage ihnen, dass es in der Analyse wie in einem Schuhgeschäft sei. Sie als Analytikerin könne viele Schuhe für die verschiedensten Bedürfnisse zeigen. Sie sei indes darauf angewiesen, dass der Analysand es sage, wenn ihm ein Schuh nicht passe, weh täte, ihm häßlich erscheine.
(> 12. Mai; 22. Juni; 3. Juli; 4-/24. August; 25. Oktober; 15. Dezember 1990)

14. November

Heute habe ich mir weitere Gedanken über die Einfühlung, die Empathie, gemacht. Einmal mehr wurde mir in einer Sitzung klar, dass Einfühlung für gewisse Analysanden zu viel, unangenehm sein kann. Das Nennen, Benennen und Beschreiben seiner Gefühle kann im Analysanden den Eindruck hinterlassen, erwischt worden zu sein, auch kann er sich demaskiert, nackt, ausgestellt erleben, als ob ihm die Kleider vom Leibe gerissen worden wären. Es ist deshalb wesentlich, das empathische Verstehen im Arbeitsbündnis zu verteilen, mit anderen Worten, den Analysanden in die abenteuerliche Suche nach dem Verständnis seiner Gewordenheit miteinzubeziehen.

Um das Kind von damals zu erreichen, nützen theoretische Überlegungen und Hypothesen wenig, wie zum Beispiel nach erfolgter Erhebung der Anamnese die Aussage: Ihre Geschichte zeigt deut-

lieh die Konstellation eines negativen Mutterarchetyps auf. Es geht schließlich nicht darum, Etiketten zu finden, sondern es handelt sich darum, die affektive Verknüpfung und die gefühlte Erinnerung hervorzulocken. Das zu erwischen, ist ebenso wichtig wie schwierig. Man kann deshalb Analysanden nur zu gut verstehen, wenn sie ausrufen und sagen: Was nützt es mir, wenn ich weiß, dass mein Vater mich tyrannisierte, das ändert nichts an meiner momentanen Lage! Um die Belebung zu fördern und nicht in allgemeine Formulierungen auszuufern, hat es sich für mich als fruchtbar erwiesen, auch das Detail, das Splitterphänomen, wie ich es nenne, zum Gegenstand der Betrachtung zu machen. Besonders zu Beginn der Analyse können wir damit dem Analysanden lebendig zeigen, und das ohne ihn zu ängstigen, was man alles zum Gegenstand der Analyse machen kann. Man sollte sich nicht mit hypothetischen Deutungen begnügen, sie sind meist nur eine Art Trockenübung.

Dazu ein Beispiel: Frau M. erzählte mir kürzlich von Situationen, die sie frustrierten. Es geschehe ihr nämlich immer wieder, dass sich in eine Beziehung, sei diese nun eine mit einem Mann oder einer Frau, eine Drittperson einmische und sich die beiden anderen gegen sie zusammenschlössen. Dann sei sie übrig, zurückgewiesen, randständig und fehl am Platze. Sie habe dann auch den Eindruck, die beiden anderen seien nicht mehr erreichbar.

Ich konnte das intellektuell verstehen, merkwürdigerweise kam es bei mir gefühlsmäßig nicht an, obwohl auch ich diese Gefühle kenne und erlebt habe. Ich thematisierte mein nur mentales Verstehen, und wir überlegten uns gemeinsam, was wohl mein Ausfall an gefühlsmäßiger Reaktion bedeute. Hypothetisch ergab sich aufgrund der Anamnese eine recht einleuchtende Erklärung: Als nämlich FrauM.s Mutter zum zweiten Mal heiratete, wurde sie zum dritten Rad am Wagen. Allerdings fanden wir beide, das bringe uns nicht weiter, da es zwar eine einleuchtende, letztlich aber auch wieder nur eine mentale Erklärung sei. Tags darauf erzählte mir Frau M. weiter von den Begebenheiten, die in den Umkreis des angeschnittenen Problemkreises gehörten. Zwischen-

durch fragte sie immer mal wieder: «Verstehen Sie?» Das machte mich nun recht stutzig, und ich fragte sie, ob sie eventuell das Gefühl habe, bei mir und auch bei anderen Menschen nicht anzukommen, die Botschaft nicht überbringen zu können. Die Betrachtung des Splitterphänomens «Verstehen Sie?» brachte nun eine Menge affektiver Erinnerungen hervor und erklärte manches.

Ihr Lebenlang hatte sie immer mal wieder das Gefühl gehabt, an eine Mauer zu sprechen. Das habe sie in der Folge zunehmend an sich zweifeln lassen, und sie habe sich gefragt: Ist denn das, was ich fühle, denke und empfinde, so falsch? Diese Unsicherheit habe dann nach dem Impuls gerufen, sich erst recht durchzusetzen, was allerdings zur Folge hatte, dass sie lästig fiel und dass man sie zurückwies. Offenbar hatte sie in der Stunde bei mir etwas Ähnliches gefühlt, mußte deshalb mehrmals fragen, ob ich auch verstünde. Die Konstellation glich jenen mit den früheren Be- zugspersonen. Das Zurückgewiesenwerden hatte sich also in der Stunde konstelliert und konnte dank des Splitterphänomens «Verstehen Sie?» lebendig gemacht und dadurch von uns beiden erfahren werden.

Man hätte natürlich bei der Frage «Verstehen Sie?» auch leicht ins Agieren fallen können, und ich hätte beispielsweise sagen können: Doch, doch, ich höre Ihnen zu. Oder, nun boshaft: Sie müssen sich wohl immer wieder wie ein Kind versichern, dass man Ihnen auch wirklich zuhört.

Allgemein läßt sich sagen, dass durch viele kleine Schritte die Kindheit rekonstruiert werden kann. Das heißt mit anderen Worten, dass das Erleben des einstigen Kindes wieder gefunden wird und dass dadurch der Analysand die Chance erhält, sich selber empathisch zu verstehen und sich aufgrund dessen seelisch neu zu orientieren. Im Falle von FrauM. geschah ein kleines Stück Neuorientierung. Sie konnte in der Stunde erleben, dass das Gefühl, sie rede an eine Mauer, ernst genommen wurde und ein kleiner Teil der Dreierproblematik, von der sie so ausführlich erzählt hatte, sozusagen «live» in der Stunde erlebt wurde und ihr mehr-

mals geäußertes «Verstehen Sie?» als legitimer Ausdruck des nicht gehörten Kindes von einst verstanden werden konnte.

(> 4./21. Mai; 1./23. September; 5. Oktober; 5. November 1990)

16. November

Immer mal wieder beschäftigt mich das Verhältnis von Emotion und Bild. Bekanntlich gehören beide zusammen. Zum Bild gehört die Emotion und umgekehrt. So vereint bilden sie das lebendige Symbol. Nun scheint es mir aber, als werde dem Bild in der analytischen Psychologie Jungs Priorität eingeräumt. So etwa, wenn Jung im Erinnerungsbuch sagt, dass hinter der Emotion das ewige Bild stehe. Diese Äußerung machte Jung in bezug auf seine Auseinandersetzung mit Freud, er war in einer Krise und sagte darüber, dass ihn die Emotionen fast zerrissen hätten, wäre es ihm nicht gelungen, «die hinter den Emotionen liegenden Bilder» (Jung, 1962, S. 181) bewußt zu machen. Das half ihm, die Krise zu überwinden, und war heilsam. - Hillman wiederum vertritt die Auffassung, Psyche sei Bild (Hillman, 1983).

Für mich liegen die Dinge anders: Emotionen und Gefühle sind mir näher, haben für mich Priorität; Psyche ist für mich Emotion, Bewegtsein, Bewegung in sowohl positiver als auch negativer Richtung, ist Freude und Angst, Glücksgefühl wie auch Verzweiflung. Die Bilder dafür, beispielsweise der Tod als Knochenmann, der Abgrund, die Pest im bekannten Bild Arnold Böcklins (1898, Kunstmuseum Basel), die Hexe, das Rad der Fortuna, der lichtblaue Himmel, die Taube, Madonnendarstellungen, die blaue Blume der Romantik (um nur einige Beispiele zu nennen), erlebe ich als weniger, das heißt mittelbar psychisch als die unmittelbaren emotionalen Erfahrungen. Gewinne ich Bilder für seelische Zustände, bewege ich mich bereits etwas über mich hinaus. Mit dem Bild übertrete ich die Schwelle zum Bereich der Kultur. Bilder kann ich mir einfallen lassen, kann sie gestalten und somit weitergeben. Mit dem Bild kann ich Geschichte machen. Da-

durch unterscheide ich mich vom Tier. Allerdings sind auch die Bilder Ausdruck der «condition humaine», entstammen aber einer anderen Ebene als die Gefühle und Emotionen. Sie machen mein Menschsein aus, während die Emotionen und Gefühle mein Kreatursein ausmachen, ich kann sie nicht dauerhaft weitergeben. Dazu brauche ich immer einen Ausdrucksmodus, sei dies nun Sprache oder Bild.

Wenn ich allerdings den Menschen allein von seinem christlichen Selbstverständnis her verstehe, dann ist der Mensch etwas unendlich Kostbares, weil nur er über sein Sein hinausgreifen kann und auf Unendliches bezogen sein kann. So sagte Thomas von Aquin, das Tier habe nicht Teil am ewigen Sein (s. Drewermann, 1990, S. 36). Damit ist Mensch gleich Verlangen nach ewigem Sein. Aufgrund der dem Christentum eigenen Trennung von Mensch und Tier wird es denn auch verständlich, warum formuliert werden kann, dass die Bilder uranfänglich seien, dass Psyche Bild sei. So wie ich hingegen mein Menschsein erlebe, beziehe ich die Kreatürlichkeit mit ein und erfahre die Emotion und das Gefühl als dem Bild vorangehend oder zumindest ebenbürtig als den das Bild komplementierenden anderen Teil. Entsprechend diesem, meinem subjektiven Erleben könnte ich einer Priorität des Bildes nicht zustimmen.

Diese Sichtweise hat für mich ganz praktische Folgen. Nämlich: In der analytischen Psychologie wird das Märchen als Ausdruck der Urbilder, der Archetypen verstanden. Geht man nun davon aus, das Bild sei seelisch primordial, bleibt man bei der Deutung grundsätzlich auf der Ebene des Bildes und reichert das Märchensymbol durch ähnliche Bilder an. Wir nennen das Amplifikation, und die beiden Märchendeutungen, die Jung verfaßt hat (Jung, 1943/48; 1946/48), zeigen denn auch sehr deutlich, dass für ihn Sinn und Zweck der Auseinandersetzung mit dem Märchen das Deutlichmachen der bildhaften Grundstruktur war. Auch Marie-Louise von Franz steht dieser Richtung nahe (von Franz, 1986). Mich befriedigt das nicht ganz, weil mir das Emotionale und Gefühlshafte der lebendigen Seele ebenso wichtig, wenn nicht gar

wichtiger ist als ihr bildnerischer Ausdruck. Aufgrund meiner Art erfahre ich Emotionen und Gefühle unmittelbarer als die Bilder. (Das bedeutet nun aber nicht, dass mir Bilder, Symbole nichts bedeuteten. Im Gegenteil: Bilder sind für mich auch Glücksgefühl, Interesse, Faszination. Sie machen aber erst wirklich froh, wenn ich sie auch gefühlsmäßig erfasse.) Das ist nun einmal so und kann nicht wegdiskutiert werden, so wenig wie wahrscheinlich Jung seine Neigung zum Bilde hin hätte wegdiskutieren können.
Wenn dem nun aber bei mir so ist, dann ist es naheliegend, dass es mir im Umgang mit Märchensymbolen wichtig ist, zum Bild die verlorene andere Hälfte beizubringen, zum Bild die Emotion zu finden und dieser bei der Betrachtung des Märchens einen großen Stellenwert einzuräumen. Beim Märchen haben wir es mit Bil- dern zu tun, der Seele sehr nahe anliegenden Bildern, welche see- lische Grundverfassungen über die Zeitläufte hinweg tradiert haben. Zu diesen Bildern müssen wir wieder die Emotion finden, damit uns das Märchen zum seelischen Erlebnis werden kann. Das Bild, so scheint es mir, ist neben der Sprache (allerdings die poetische, nicht die wissenschaftliche, abstrakte) die einzige Form, Emotionen und Gefühle über die Zeitläufte hinweg zu tra- dieren, weiterzugeben. Befasse ich mich nun mit einem Märchen, so geht es mir darum, es in mein Erleben einzubauen; ich bringe deshalb Emotionen und Gefühle bei, um es zu erhellen, versuche, ihm den Teil des psychischen Lebens zurückzugeben, aus dem es einst entstanden ist.

17. November

Bei gewissen Menschen kommt es vor, dass sie mit sogenannt männlichen Werten - Rationalität, Sachlichkeit, Objektivität, Aufwärtsstreben, Klarheit und Eindeutigkeit - identifiziert sind. Sie erleben sich also durch ihren patriarchalen Überbau. Beim Mann fällt dies aus naheliegenden Gründen weniger auf als bei

der Frau, von der man, kollektiv gesehen, weibliche Werte, wie zum Beispiel Gefühlsreichtum, Passivität, Irrationalität, Mehrdeutigkeit, Bezogenheit und Unterordnung, erwartet.
Diesen männlich geprägten Überbau nennt man in der Jungschen Psychologie Animus (es gibt auch noch andere Animusformen) und schreibt einen solchen neuerdings auch dem Mann zu (Hillman, 1985; Käst, 1984). Menschen nun, die durch ihren Animus leben, haben wenig Bezug zu ihren Gefühlen und subjektiven Empfindungen. Auf einen Nenner gebracht: Sie denken sich, aber fühlen sich nicht. Das macht die psychologische Arbeit schwierig, hat diese doch vornehmlich mit der Subjektivität zu tun, soll dabei doch deutlich werden, was einer subjektiv erlebt. Während man seine Gedanken über sich endlos variieren und wechseln kann, so kann man das mit den Gefühlen nicht, sie sind a priori subjektiver als die Gedanken. Um den patriarchalen Überbau beziehungsweise den Animus abzubauen und zu integrieren, braucht der einzelne indessen den Zugang zu seinen Gefühlen. Allein sie erlauben es ihm, in einen engen Bezug zu sich selber zu kommen und die durch den Animus bedingte Selbstentfremdung zugunsten einer besseren und vor allem gefühlten Verankerung in sich selber zu überwachsen. Animusintegration bedeutet deshalb bei Identität mit dem Animus zunächst und vor allem, sich die verschütteten Gefühle wieder anzueignen. Das Sich-Denken bedeutet ein Selbst- und Welt Verständnis, welches zwar nicht standpunktlos sein muß, es aber in vielen, besonders in den hier angesprochenen Fällen meist ist. Mittels des Denkens bin ich flexibler, als ich es aufgrund des Fühlens bin. Das eine ist die Schattenseite des anderen. Animusintegration bedeutet hier Integration des Fühlens, heißt Lockerung der patriarchalen Werte zugunsten matriarchaler. Kollektiv gesehen erhofft man sich mit der Integration weiblicher Werte vieles - so kann zum Beispiel Margarete Mitscherlich (1987) sagen, die Zukunft sei weiblich -, und ich meine, das stimmt, falls man diese Werte als gleichwertig neben die patriarchalen stellt. Sie beide sollten sich ergänzen, ausbalancieren und vor allem nicht bekämpfen, sonst

verfallen wir erneut einem sogenannt männlichen Prinzip, nämlich dem unseligen Entweder-Oder.

(> 5. Juni; 22. Oktober; 15. Dezember 1990)

20. November

Grandiose Menschen wollen nur eines, nämlich bewundert werden. Das funktioniert, denn es gibt genug Leute, die gern bewundern, die sich gern als Satelliten einem anderen System anschließen. Jene indes, die nicht die geborenen Bewunderer sind, empfinden Neid. Auch sie sind in einer gewissen Weise an den Grandiosen gekettet, einmal dadurch, dass der Grandiose Neid auslöst und dies manchmal sogar genießt. Zum anderen sind sie dadurch gebunden, dass sie sich bisweilen aufmachen, aufraffen, die beneideten Werte des Grandiosen selber zu leben.

25. November

Im folgenden geht es um Gesundheit und Krankheit. Obwohl jeder Mensch gesunde und kranke Seiten hat, trenne ich diese für einmal, um einen Gedanken verständlich zu machen.

In meiner Supervisionsarbeit glaube ich immer mehr, zwei Typen von zukünftigen Analytikern erkennen zu können. Diese unterscheiden sich bezüglich ihrer psychischen Gesundheit. So gibt es den verletzten Analytiker und den gesunden Analytiker, um es plakativ zu sagen. Der mehr der seelischen Gesundheit zuneigende Typus kann seinen Analysanden seine gesunde Seele anbieten. Anders ausgedrückt: Der Analysand kann Heilendes durch die Berührung mit einer gesunden Psyche erfahren. Die Schwierigkeit liegt darin, dass in dieser Konstellation der Analytiker sich nicht so gut vorstellen kann, wie es dem Analysanden mit seiner Problematik geht. Er läuft mitunter Gefahr, den Analysanden emotional zu verlassen. Nur schwerlich findet er zu Worten

wie zum Beispiel: Es ist furchtbar, sich so fühlen zu müssen. Er arbeitet wahrscheinlich weniger durch sein Einverständnis mit der Befindlichkeit des Analysanden, und das teilnehmende Zeuge-Sein fällt ihm schwer. Indes liegt sein Vorteil darin, dass er der Enthaltende, Annehmende für den Analysanden sein kann.

Der seelisch zum kranken Pol hinneigende Analytiker (natürlich immer vorausgesetzt, er wisse um sein Versehrtsein und habe genügend Strukturen entwickelt, die dieses tragen) kann seinerseits wohl besser Zeuge sein, läuft weniger Gefahr, den Analysanden emotional zu verlassen, weil er Leiden in einem überdurchschnittlichen Maße selber erfährt und erfahren hat. Die Gefahr nun ist darin beschlossen, dass er unter Umständen zu sehr vom Leiden und dem Dunkel seines Analysanden angezogen ist. Er findet eigenes Leiden im Analysanden wieder, läßt sich das seine bestätigen und vergißt leicht, dass die das Leiden tragenden Strukturen im Analysanden vielleicht noch nicht in dem selben Maße erstarkt sind wie seine eigenen. Kurz: Er mutet ihm vielleicht zu viel zu. Außerdem, und dies ganz besonders, wenn sein Leiden ein chronisches ist, eröffnet er unter Umständen zu wenig Hoffnung, zu wenig Zukunft.

Ich bin mir natürlich bewußt, dass die eben geschilderte Typisierung Schwarzweißmalerei ist, doch scheint sie mir wichtig, damit sich ein angehender Analytiker selber die Frage stellen kann, welchem Pol er sich von Haus aus zurechnen muß. Neben dieser Typisierung hat jeder Analytiker sowohl gesunde wie auch pathologische Seiten. Letztlich gilt wohl die Formel: So gesund wie möglich, so krank wie möglich sollte ein Analytiker sein, um sowohl Gesundes wie auch Verständnis für Krankes anbieten zu können.

26. November

In einem Buch über Leben und Werk von Winnicott finde ich den folgenden ungewöhnlichen Ausspruch dieses kreativen Analytikers: «Health is much more difficult to deal with than disease!»

(Phillips, 1988, S. 1) (Es ist sehr viel schwieriger, mit Gesundheit als mit Krankheit umzugehen.)

Das stimmt, ich habe das nur nie so klar gesehen. Die Kräfte der Destruktivität sind allemal lauter als jene der Gesundheit, der Lebensentfaltung. Ich kann einem Analysanden recht leicht sagen, wo er destruktiv mit sich und andern umgeht, wie schwierig aber ist es, seine Gegenkräfte zu stützen und zu fördern! Zunächst machen sich diese nur keimhaft bemerkbar: ein Traum, eine Geste, ein versöhnlicher Gesichtszug, ein Lächeln, eine neue Begegnung. Es ist meist ungünstig, darauf zuviel Beleuchtung fallen zu lassen, zu sagen, in dieser Richtung müsse er weitermachen. Das geht selten gut, es ist dasselbe, wie wenn eine Pflanze zuviel Dünger erhält. Das erträgt sie nicht und stellt über kurz oder lang ihr Wachstum ein. Sporne ich einen Menschen zur Gesundheit an, so wird das Kranke, Destruktive flugs darauf aufmerksam und frißt, bildlich gesprochen, die grünen Keime ab. dass sich ein seelischer Prozeß zur Gesundung neigt, gründet im Wachstum und geschieht niemals durch ein ausschließlich bewußtes «Machen». Gesundheit ist Wachstum, ist Natur, die wächst, reift. Wir können hier nur anheimstellen.

(> 27. August 1990)

4. Dezember 1990

Jüngst in einem Gespräch über Auschwitz warf jemand ein, es gebe chemische Untersuchungen vom dortigen Mauerwerk, die beweisen würden, dass gar keine Vergasungen stattgefunden hätten. Ich konnte dem keinen Glauben schenken, indes entspann sich ein Gespräch darüber, warum es immer mal wieder in der Geschichte abstruse Geschichten gibt, die Schreckliches, Rätselhaftes zu erklären oder wegzuerklären versuchen.

Die Seele verträgt das Rätsel und das Ungewisse schlecht, und deshalb muß sie Mythen erfinden, um ungeheuerliche, unverständliche Dinge zu erklären bzw. wegzuerklären. Der Mensch

will sich orientieren, will Erklärung. Was der Mensch nicht verstehen kann, muß er durch einen Mythus wettmachen. So gibt es zum Beispiel immer wieder um Führerfiguren den Mythus, sie seien gar nicht gestorben. Menschen, die nicht an den Tod von Hitler glauben konnten oder wollten (es gibt keinen schlüssigen Beweis für seinen Tod), erfanden die Legende, er lebe noch. Das gleiche geschah mit dem russischen Zaren und vor allem mit seiner Tochter Anastasia, die von vielen nicht für tot gehalten wurde (Kurth, 1988).

Ein weiteres Beispiel führte ich einst in einer Vorlesung über Sagen an. Es handelt sich dabei um den katholischen Kirchturm in meinem Wohnort Meilen. Vor rund zwanzig Jahren bekam unsere katholische Kirche einen Kirchturm. Am Tag des Glockenaufzuges und der Glockenweihe ereignete sich das folgende: Es war ein heißer Sommertag, und um die Kirche standen viele Menschen, Kinder sangen und vergnügten sich. Die Glocke wurde hinaufgezogen, oben stand der Mann, der sie an ihren Platz geleiten sollte. Es war schwül, ein Gewitter war jedoch nicht absehbar. Ein Blitz schlug indes zu, traf den obenstehenden Mann, der tot zur Erde fiel. Was hier geschah, wäre früheren Menschen zum Kern einer Sage geworden. Sie hätten sich das schauerliche Geschehen erklären müssen und hätten daraus vielleicht eine Sage gesponnen, wonach Gott im Blitz Gericht hielt über die Ungläubigen. Vor der Entdeckung des Blitzableiters wäre eine solche Sage durchaus von Mund zu Mund gegangen als Erklärung für etwas, das zunächst unerklärlich erschien. Heute gibt es nicht mehr genug Menschen, die eine solche Sagenerklärung verbreiten würden. Zu viele sind es, die naturwissenschaftlich denken, die wissen, dass die eiserne Glocke auf des Turmes Spitze den Blitz anzog und die Katastrophe auslöste. Vor Benjamin Franklin - er hat den Blitzableiter erfunden - wäre die Kirchturmgeschichte von Meilen wahrscheinlich rasch zu einer Sage geworden, welche das Kausalitätsbedürfnis der Menschen beruhigt und ihnen eine Erklärung für zunächst Unerklärliches abgegeben hätte. Der Mensch muß sich seine Welt erklären, fuhr ich fort, ja, er muß sie

sich Zeit seines Lebens immer wieder neu erklären. Dabei gibt es jedoch Grenzen zum Pathologischen hin. Dann nämlich, wenn einer Erklärungen bringt, welche die Mehrheit nicht teilt, die objektiv nicht stimmen. Zum Beispiel erklärt sich der Paranoiker seine Angst durch Augen, die durch die Wand schauen, durch Menschen, die ihn ständig beobachten, und nichts, aber auch gar nichts kann den Wahn erschüttern. Das System ist fest, ist ein pathologisches Selbst- und Weltverständnis.

io. Dezember

Kritik und Spiegeln: FrauA. erzählt mir heute, dass sie so sehr empfindlich sei, die geringste Kritik stürze sie in einen Abgrund von Zweifeln und ziehe ihr total den Boden unter den Füßen weg. Sie fragt sich, warum sie dieses Spiegeln nicht ertragen könne. Sorgfältig unterscheiden wir nun in der Folge die Kritik von der Spiegelfunktion. Spiegeln bedeutet phänomenologisch, also nicht wertend, die emotionale Lage im anderen Menschen wahrnehmen, sehen und zum Ausdruck bringen.
Das Kind braucht es, dass ihm seine Bezugspersonen durch Gestik, Mimik oder Worte zu verstehen geben, dass sie um seine emotionale Lage wissen. Kritik nun ist bereits mehr: In der Kritik reagiere ich auf eine Wahrnehmung. So nehme ich beispielsweise wahr, dass der andere zornig ist. Statt das zu spiegeln, ihm verstehen zu geben mit Worten wie: Nicht wahr, jetzt bist du zornig? wird reagiert mit: Du bist immer gleich zornig! oder: Sei doch nicht so ärgerlich, nimm dich zusammen und Ähnlichem. Kritik ist «höhere Mathematik», sie richtet sich an ein starkes Ich, dem zugebilligt wird, dass es zurückreagieren kann und fähig ist zu streiten, spontan zu sein, auszurufen, ohne gleich in eine depressive Totalreaktion zu fallen. Menschen nun, die so sehr empfindlich auf Kritik reagieren, haben in der Tiefe ein Defizit an Selbstwert, am Gefühl, arglos o.k. zu sein. Ihnen mangelt das, was ich vorläufig Basisidentität oder basale Identität nennen möchte. In

der Tiefe, am Fuße ihrer Ich-Selbst-Achse gerät ihr Identitätsgefühl, ihre innere Sicherheit leicht ins Wanken. Sie machen dann eine Flucht nach vorn, reagieren mit Kritik auf Kritik und überfordern sich dabei massiv, weil sie gar nicht in der Lage sind, so richtig schön zu streiten, ohne sich ganz «naß zu machen», das heißt, ohne totale Unwertsreaktionen zu haben. Das warme, feststellende, phänomenologische Spiegeln ist ihnen nicht genügend zuteil geworden. Dieses Defizit bewirkte eine ungenügende Verwurzelung in sich selber, eben ein defizitäres Selbstwertgefühl. Der Mensch mit Selbstwertgefühl, mit basaler Identität, kann streiten, und gar genüßlich, weil er kaum Gefahr läuft, total zu reagieren und in einen Abgrund von Selbstzweifeln zu fallen.
Viele Menschen leiden an solchen Empfindlichkeiten und wissen nur schlecht damit umzugehen. Sie müssen mühsam lernen, eigene Spiegelfunktionen auszubilden, das heißt lernen, sich selber vorurteilslos, wahrnehmend, nicht wertend anzuschauen. Sie sollten wohlwollende Introspektion entwickeln, was nichts anderes ist als die Integration der Spiegelfunktion, Wahrnehmen-Können, was in ihnen an Gefühlen, Empfindungen und Gedanken, Phantasien und Begehren vorhanden ist.
(> 2. Mai; n. September; 2. Oktober; 4. November 1990)

15. Dezember

An der nächsten Jahresversammlung (475. Mai 1991) der Schweizerischen Gesellschaft für Analytische Psychologie (SGfAP) wird es darum gehen, die Ansätze Jungs aus heutiger Sicht zu diskutieren. Ich werde bei dieser Gelegenheit ein Kurzreferat zum Animus halten. Dabei geht es mir um einige Gedanken, die mir im Rahmen meiner Beschäftigung mit den narzisstischen Störungen und deren Integration in die Jungsche Theorie aufgegangen sind. Ich habe vor, das folgende zu sagen.

Animus - Gefühle und Gedanken - heute

Einleitung: Vom Animus ist in der letzten Zeit viel die Rede. Während seine Existenz aus feministischer Sicht rundweg bestritten wird (Baumgardt, 1987), dehnen andere sein Wirkungsfeld aus und schreiben die Konzepte Animus und Anima als Paar sowohl der Frau als auch dem Manne zu (Whitmont, 1980; Käst, 1984; Hillman, 1985), und schließlich hat eine Diplomkandidatin, Paula Biola, in ihrer Thesis zum Thema Animus eine leicht faßliche, einleuchtende Differenzierung des Konzepts vorgestellt. Sie unterscheidet zwischen dem «trained» Animus und dem «innate» Animus, was man entsprechend «geschulter» und «wesenhafter» Animus nennen könnte (Biola, 1990).

Nach diesem Konzept umfaßt der geschulte Animus all das, was eine Frau an männlichen Möglichkeiten in einer patriarchalen Gesellschaft lernen und erfolgreich anwenden kann. Der wesenhafte Animus, eine Erscheinung der zweiten Lebenshälfte, sei nun jene männliche Möglichkeit einer Frau, die wirklich zu ihrer Natur passe, diese harmonisch ergänze und eine intime Verbindung mit ihr eingehe. Dieser Animus ist demzufolge jene männliche Tätigkeit und Geistigkeit, die einer Frau im tiefsten entspricht und deren Wesen voller als bisher zum Ausdruck bringt. Er erlaubt der Frau, auf ihre Weise in der Welt zu sein, gibt ihr ein Selbstverständnis, das ihre echt weibliche Seinsweise erst ermöglicht.

Gefühlsmäßig besteht zwischen dem geschulten und dem wesenhaften Animus ein deutlicher Unterschied. Im geschulten Animus fühlen wir uns als Frauen erfolgreich und kompetent, erfahren aber, dass wir in einem Konkurrenzkampf stehen. Aufgrund der leidigen Wettbewerbsenergie fühlen wir uns sehr oft uneigentlich, nicht ganz wir selbst, es sei denn, wir wären so sehr mit dem Animus identifiziert, dass wir dieses Gefühl gar nicht mehr wahrnehmen. Der wesenhafte Animus beschwingt uns indessen, beflügelt, animiert, bringt Freude und Begeisterung. In dieser

Energie fühlen wir uns in der Regel wohl, und außerdem geraten wir da nicht in das unselige Wirkungsfeld der Konkurrenz mit anderen. Es genügt da die Freude, etwas zu sehen, zu tun und zu erkennen. Beim geschulten Animus spielt der Narzissmus eine große Rolle, beim wesenhaften Animus tritt dieser in den Hintergrund, und es geht der Frau um ihre echten Anliegen. Es geht um den Sinn und weniger um Macht und Prestige.

Dies ist nur ein Ausschnitt aus der aktuellen Animusliteratur. Ich möchte diesen Ansichten noch einige Gedanken und Überlegungen anfügen. (Ich formuliere nicht geschlechtsspezifisch, damit sich jene Männer, die sich angesprochen fühlen, nicht ausgeschlossen fühlen.)

Der sogenannte negative Animus: Ich beschränke mich im folgenden auf das schlimmste und verschrienste Animusphänomen, auf den von Jung «Meinungsteufel» (Jung, 1951, S.2off., bes.§29) genannten Animus, der sich durch Besessenheit auszeichnet und massiven Ärger auslöst.

Wenn wir diese Phänome indessen einmal strikt vom Gesichtspunkt der Frühstörungen her betrachten, zeigen sich ganz neue Aspekte.

Dieser unangenehme Animus äußert sich in Rigidität; er hat überrollenden Charakter, ist voller Ressentiments, leicht kränkbar, streitsüchtig. Außerdem haftet ihm Wettbewerbsenergie an, das heißt, dass die beiden grundlegenden narzisstischen Fragen: Wer ist besser als ich? und: Wie kann ich am besten sein? eine große Rolle spielen. In seiner Nähe gerät man ins Sich-Verglei- chen und in ein kompetitives Verhalten. Diese eben beschriebene Form ist grandios, und in grandiosem Rundschlag tritt die damit verbundene Person so auf, als wollte sie sagen: Schaut doch, wie gut ich bin! Andere Menschen werden dadurch indirekt herabgemindert und schlecht gemacht.

Daneben nun gibt es eine andere Form. Es handelt sich um das Potential eines Animus, das sich vornehmlich nach innen wendet und den mit diesem Problem buchstäblich geschlagenen Men-

sehen ununterbrochen richtet, kritisiert, all sein Tun und Lassen einem «Blaubart» gleich zerstückelt. Dieser Animus ist selbstzerstörerisch, und im Gegensatz zum oben erwähnten Animus kann er als depressive Animusausformung bezeichnet werden. Richtet sich diese aggressive Energie auch einmal nach außen, was eher selten vorkommt, so ist sie schneidend kalt. Hier sagt der Animus nicht: Schaut doch, wie gut ich bin! sondern er scheint sagen zu wollen: Schau doch, wie schlecht du bist!

Die Libidorichtungen beider Formen sind verschieden. Der grandiose Animus ködert die Menschen in ihrer Idealisierungsneigung, spannt diese für seine Zwecke ein und holt sich so Bestätigung herein. Der depressive Animus, wann immer er sich nach außen richtet, wertet ab; statt sich direkt nach innen zu richten, geschieht die Verurteilung auf indirektem Weg: mittels Projektion wird der andere verurteilt; schlägt dieser indes zurück, so hat der Verurteilende die Verurteilung flugs zurück.

Der negative Animus denkt, meint, argumentiert, verurteilt, und dies in Besessenheit, Ungeduld und Hetze. Die einzige Emotion, die sich mitteilt und für den anderen spürbar wird, ist die im Ressentiment eingebettete Verärgerung. Andere Gefühle und Emotionen teilen sich nicht mit. Dieser negative Animus ist demnach mentale Energie mit einem Zuschuß an sich mitteilender Verärgerung, die im anderen ebenfalls Verärgerung auslöst.

Warum dies alles und zu welchem Zweck und Ende? Bei Unsicherheit - und diese ist bei frühgestörten Menschen zentral und chronisch - greifen die Betroffenen nach dem ihnen einzig möglichen, nämlich nach dem mentalen Argument, um sich vor unangenehmer Fragmentierung, grauenhafter Wut, innerem Abgrund, Resignation und Depression zu schützen. Und diesem Vorgang eignet Hetze, Ungeduld an, schnell muß Sicherheit gefunden werden. Deshalb zeigt sich die defensive Besessenheit.

Es ist naheliegend, daraus abzuleiten, der negative Animus sei eine Abwehrform. Das ist er nach meinem Empfinden nicht. Abwehr ist ein psychoanalytischer Begriff und wurde am Modell der klassischen Neurosen gewonnen. Um dem Konflikt zu entgehen,

wird er gespalten und der eine Teil unter dem Druck des Über-Ichs abgewehrt, verdrängt. Dieses klassische Neurosenkonzept ist ein Konfliktmodell, eignet sich aber nicht für die Frühstörung, bei der kein eigentlicher Konflikt vorliegt, sondern ein Mangel. Die ungenügende Konstellation des positiven Mutterarchetyps bedingt innere Not, das Gefühl, kein Lebensrecht zu haben, vereitelt Bindung und verunmöglicht sicheren inneren Boden. Diese Ausgangslage erlaubt weder Identitätsgefühl noch Identität. Für die Frühstörung benötigen wir deshalb ein Mangelmodell. Im Mangel, in der Not überlebt der Mensch, muß er sich schützen. Auf diesem Hintergrund gesehen, kann der negative Animus als Schutzmechanismus bezeichnet werden, dessen Stärke nach Jung proportional der Ich-Schwäche ist (Jung, 1946, S. 197/8). Wir können aber durchaus auch von einer Überlebensstrategie sprechen. Auf der Ebene der Frühstörung kann es gar noch nicht um Konflikt beziehungsweise Krieg gehen (aus dessen Terminologie übrigens der Begriff Abwehr stammt), auf dieser Ebene geht es um den Mangel und das Überleben.

Animus und Selbstliebe: Selbstliebe äußert sich in narzisstischer Libido. Indes: Was ist narzisstische Libido? Narzisstische Libido ist jener Energiebetrag, den wir darauf verwenden können, uns selber zu bejahen, zu akzeptieren, zu lieben, schlicht, uns zu mögen und mit uns selber immer wieder Frieden zu schließen. Diese Art Libido erlaubt es uns auch, eigene Anliegen zu verfolgen und uns dienend einem Sinn zu unterziehen. Schließlich reguliert diese Libido unseren Selbstwert. Um diesen auf einem für uns angenehmen Niveau zu halten, benötigen wir Selbstliebe, eben narzisstische Libido. Fehlt uns diese, so müssen wir uns in Überlebensstrategie investieren.

Zu den Überlebensstrategien gehört zunächst die übermäßige Anpassung an die Erwartungen anderer Menschen, was sich in einer zu frühen Sozialisation äußert und sich in einer Persona niederschlägt, die sich von den Wurzeln entfernt hat. Außerdem gehören Anklammerungstendenz und Selbstgenügsamkeit dazu.

Michael Balint hat für diese beiden Überlebensstrategien zwei Begriffe geprägt: den sich Anklammernden nennt er den «Oknophilen», der sich stets selber Genügende ist der «Philobat». Während ersterer sich an Menschen und Dinge hält, ist letzterer der Nomade, der sich vornehmlich allein bewegt und nur das Allernotwendigste mit sich trägt. Mit diesen beiden Begriffen hat Balint eine Typologie gefunden, die sehr nützlich ist. Außerdem handelt es sich um eine typologische Einordnung des Menschen aufgrund früher Verwundungen im Bereich der Mutter-Kind-Dyade. Meines Wissens gründet keine andere gebräuchliche Typologie in den pathologischen Verzerrungen der Frühstörungen (Balint, 1960). (Hingegen hat auch Riemann für seine «Grundformen der Angst» [1961] entwicklungspsychologische Gesichtspunkte herangezogen und darauf seine Typologie aufgebaut.)

Den Begriff narzisstische Libido verwendete Jung nicht. Dieser Begriff geht auf Freud zurück, der ihn als Gegensatz zur Objekt- libido verstand, zu der Libido, die sich auf Objekte bezieht. Wir finden den Begriff indes bei Erich Neumann wieder, der sagte, die narzisstische Libido sei die Vorstufe jeder Selbstwerdung (Neumann, 1949, S. 50), ein Gedanke, den wir plakativ ummün- zen können in: Keine Individuation ohne Identität, was immer auch heißt, dass der Selbstwert die Basis der Individuation ist. Allerdings, und hier wird es nun interessant, brauchte Jung andere, treffende Begriffe, um die narzisstische Libido zu um- schreiben. So sprach er von «Verwandtschaftslibido» (Jung, 1946, S. 237), von «endogamer» (im Gegensatz zu exogamer) Libido und von «inzestuöser» Libido (Jung, 1912/52, S. 194, 261). Diese drei Begriffe sind deckungsgleich und umschreiben trefflich, worum es bei der narzisstischen Libido geht: Haben wir sie in einem genügenden Maße, so können wir uns als mit uns selber verwandt erleben und sind uns nicht fremd, entfremdet. Haben wir sie, so können wir uns ernstnehmen und uns ebenso wie unse- ren Nächsten lieben. Und schließlich: Haben wir sie, so gelingt der Inzest auf symbolisch psychischer Ebene, den Jung positiv wertete in dem Sinne, dass er uns innerpsychisch mit uns selber

verbindet, damit wir den Weg zur Selbstwerdung gehen können und all das, was unseren Wert ausmacht, vergrößern, vertiefen, konsolidieren und in den Dienst anderer Menschen und sinnstiftender Ziele stellen können.

Dieser ganz besondere «Stoff» indes fehlt dem frühgestörten Menschen. Wer sich abgelehnt erlebt (aufgrund von Anlage und Umwelt), beginnt sich abzulehnen, ja, zu hassen und erfährt sich in der Tiefe ohne Lebensrecht. Dieser Mangel wird wettgemacht durch die genannten Überlebensstrategien, zu denen auch der negative Animus gehört. Er ist Symptom der Not und des Mangels des früh verletzten Kindes.

Überlebensstrategien indessen bauen sich um ein Selbst auf, das nicht genügend «herausgeliebt» wurde, das heißt, ungenügend konstelliert ist und über wenig - erlauben Sie mir den von der Ethologie längst nicht mehr gebrauchten Begriff - Lebensinstinkt verfügt. Dieses Selbst ist beim Frühgestörten ein beschattetes Selbst (Asper, 1987, S.66ff.). Damit aber nicht genug, die Beschattung wird durch die Überlebensstrategien aufrecht erhalten, oder anders ausgedrückt: Die Überlebensstrategien werden autonom, wobei Persona und Animus zentral sind, was in die Fremde, die Selbstentfremdung hineinführt. Überlebensstrategien bedeuten Schutz und haben die Funktion, den Mangel auszugleichen und durch besondere Leistungen narzisstische Libido zu erwerben.

(> 16./22. Juli; 13./27./29. August; 13. September 1990)

Beschattung durch einen zu früh ausgebildeten Animus: Falls das Kind keine oder nur rudimentäre Bindungen eingehen kann und es demzufolge nicht angemessen gespiegelt wird, ist es emotional verlassen. Das bedeutet, dass seine Gefühle und Befindlichkeiten nicht wahrgenommen und daher auch nicht stimmig aufgenommen werden. Das wiederum hat zur Folge, dass das Kind in seiner emotionalen Verlassenheit das tiefsitzende Gefühl entwickelt, etwas mit ihm stimme nicht, wenn es erfährt, dass nicht auf es eingegangen wird. Um wirklich zu wissen, dass seine Gefühle und

Bedürfnisse zu ihm gehören und in Ordnung sind, benötigt es angemessene Spiegelung.

In seiner emotionalen Verlassenheit verlegt sich das Kind auf die Vernunft und die Wahrnehmung der Bedürfnisse der Erwachsenen, die ihm, da sie ihm keine angemessene Spiegelung geben können, mit patriarchalen Formen begegnen. Die Gleichung «richtig-falsch» wird in solchen Fällen zu früh an das Kind herangetragen. Das Kind seinerseits merkt bald, dass es durch die Erfüllung solcher Forderungen eine Art Liebe erhält. Es ist dies jene Liebe, die gegeben wird, wenn es sich richtig verhält, es ist die Liebe, die eine Leistung, ein richtiges Verhalten voraussetzt. Dahinter steht ein Selbst- und Weltverständnis, wonach Leben Machen bedeutet, wonach Lebensrecht auf Leistung beruht und Leben nicht etwas zu Lebendes, sondern zu Lernendes ist. Hier wird zu früh mit Lob und Strafe gehandelt, und das einfache Sein und Sosein muß vom Kind zu früh aufgegeben werden; mit anderen Worten, es muß zu früh erwachsen werden. Hinter diesem Erziehungsstil steht letztlich ein Gottesbild, wonach Gott nicht liebt, sondern lobt und straft.

Hier, in dieser frühen Phase nun sind die ersten Anfänge einer ungünstigen Animusentwicklung zu finden. Sie führt hinein in einen patriarchalen Überbau der Persönlichkeit. Identität ist in solchen Fällen immer eine Behelfsidentität durch den Animus, ist Identifikation des Ichs mit dem Animus beziehungsweise mit dem patriarchalen Überbau der Persönlichkeit. Das Kind und der spätere Erwachsene sind geprägt von einem Übermaß an patriarchalen Haltungen, wovon Sachlichkeit, Verzicht äuf Gefühle, lineares Aufwärtsstreben, Leistung und Macher-Einstellung nur die wesentlichsten sind.

Diese frühe, ungünstige Animusentwicklung geschieht auf Kosten anderer Seinsweisen des Menschen, vollzieht sich im Zeichen des patriarchalen und immer auf Kosten des matriarchalen Archetyps. Zentral ist die Entfremdung von den Gefühlen. Negativer Animus heißt deshalb auch immer: Entfernung von den Gefühlen, Verlust emotionaler Basis.

Die frühe Ausbildung des negativen Animus zeigt sich wohl auch heute noch als «Meinungsteufel» und Besessenheit, doch zwei Generationen nach Jungs Schöpfung des Animuskonzepts kann festgestellt werden, dass der «Meinungsteufel» und die Besessenheit zivilisiertere Formen angenommen haben, und zwar deshalb, weil viele Frauen seither besser geschult sind, einen Beruf erlernen und ihn auch ausüben.

Für diese veränderte Animusform hat jüngst, wie bereits erwähnt, Paula Biola in ihrer Diplomthesis am Jung-Institut eine einleuchtende und treffliche Begrifflichkeit geprägt. Der geschulte «Meinungsteufel» wird von ihr geschulter («trained») Animus genannt. Er ist das Pendant zur Fassadenpersona des frühgestörten Menschen, das Pendant zum weithin gängigen Begriff des «falschen Selbsts» (Winnicott, 1974, S. 182ff.). Der geschulte Animus erlaubt es der Frau, in der Männerwelt nicht allein zu überleben, sondern auch zu funktionieren und sogar Erfolg zu haben.

Nicht selten aber geschieht es, dass sich eine Frau in ihrer Identifikation mit dem geschulten Animus nicht wohl fühlt und die durch ihn konstellierte Beschattung zugunsten größerer Gefühlstiefe, der Überwindung der Selbstentfremdung und ihres echten weiblichen Selbst ablegen möchte. (Ich spreche hier bewußt nur von der Frau, weil ich glaube, dass der Mann nicht in dem gleichen Maße wie die Frau unter seinem patriarchalen Überbau leidet.) Nicht selten beginnt sich die entsprechende Wandlung in der zweiten Lebenshälfte anzubahnen. Der geschulte Animus weicht dann im günstigsten Falle dem - und dabei folge ich immer noch Biola - wesenhaften («innate») Animus, jener Animusform, welche das weibliche Selbst der Frau liebt und auf Gefühlen und Emotionen beruht. Es ist der sogenannte positive Animus, der beschwingt, beflügelt, animiert, belebt. Der wesenhafte Animus bezieht sich auf die wahre Persönlichkeit und leistet begrifflich im Bereich des Animus das, was Winnicotts «wahres Selbst» im Bereich der Persona nennt. Indes: Ebenso wie wir ein gesundes Maß an Persona brauchen, brauchen wir auch Anteile des geschulten Animus, die Frage ist lediglich, wieviel.

An dieser Stelle möchte ich auf die bereits erwähnte Typologie von Balint zurückkommen, wonach sich aufgrund einer Frühstörung zwei Typen unterscheiden lassen, den «Oknophilen» (sich Anklammernden) und den «Philobaten» (sich selber Genügenden). Diese Seinsweisen schlagen sich nach meinen Beobachtungen auch im geschulten Animus nieder. So lassen sich Menschen finden, die in ihrer geistigen Tätigkeit etwas sehr Anklammerndes (oknophil) aufweisen. Sie zeichnen sich durch profunde Detailkenntnis aus und untermauern ihre Argumente mit Zitaten und Belegen. Es sind dies die soliden Wissenschaftler, die allerdings, wenn die beschriebene Neigung übermäßig ist, mühsam zu lesen sind, wobei der persönliche Anteil fast gänzlich in den Hintergrund tritt. Der Philobat indessen fällt in seiner geistigen Tätigkeit durch die große Linie auf, er kümmert sich weniger um die Untermauerung seiner Gedanken und investiert sich in übergreifende Zusammenhänge. Seine Sichtweise ist ihm selber genug. Allerdings ist die Kehrseite davon Ungenauigkeit und Mangel an solider Basis.

Märchenbilder: Zur Verdeutlichung meiner bisherigen Ausführungen über den negativen Animus möchte ich zwei Märchen anführen.

Die Blaubartmärchen, wovon sich zwei Varianten in der Grimmschen Sammlung befinden, nämlich «Der Räuberbräutigam» (KHM 40) und «Fitchers Vogel» (KHM 46), zeigen Räuber, die das Weibliche (meist drei Schwestern) bedrohen, zerstückeln und töten. Dadurch wird der Räuber selbst immer reicher, und das weibliche Prinzip ist in Gefahr, verlorenzugehen. Hier wird, anders gesagt, das unserer christlichen Geschichte eigene bedrohliche Fortschreiten der Übermacht des patriarchalen über das matriarchale Prinzip gezeigt. In der Einzelseele verhält es sich so, dass der negative Animus jegliche weibliche Seinsweise zerstört. Menschen mit Blaubartanimus sind tüchtig, oft auch «Workaholic» und oft so reich wie der Räuber im Märchen. Innerpsychisch zeigt sich zerhackende Selbstaggression, wobei dann der Blaubart

bei manifester Depression die der Depression eignende, nach innen gerichtete Aggression symbolisiert.

Die Blaubartmärchen enden mit der Rückführung der Märchenheldin in den Schoß der Familie. Von hier kommt denn auch die Hilfe: Es sind die Verwandten (Brüder, Vater), welche den (Animus-)Räuber überwinden und töten. Was heißt das anderes, als dass es letztlich die Verwandtschaftslibido (die narzisstische, die endogame, die inzestuöse Libido) ist, welche den negativen und destruktiven Animus überwindet. Das bedeutet, dass nur in dem Maße, wie ein narzisstisch verwundeter Mensch aus der Selbstentfremdung herauswächst, er jene Animusform entwickeln kann, die er als mit sich verwandt erlebt. Mit anderen Worten: Der «Meinungsteufel» und ein Zuviel an geschultem Animus sind Symptome einer frühen Störung, und der wesenhafte Animus ist Zeichen der Überwachsung einer frühen Verwundung - Zeichen auch dafür, dass der beschattende Animus zugunsten eines vermehrten Ans-Licht-Tretens in seiner destruktiven Stärke abgenommen hat.

In der klassischen psychologischen Literatur zu diesem Märchentyp nannte man das Zurückfinden der Heldin in den Schoß der Familie eine Regression und meinte, diese Märchen zeigten keine Entwicklung, weil, bildhaft gesprochen, der Prinz sich nicht einstellte (von Beit, 1952, S. 611). Ich meine, dem sei nicht so. Gerade die Beziehung zum Verwandten (Brüder, Vater, Familie), die Äufnung der Verwandtschaftslibido, der narzisstischen Libido, ist es, welche bei einer negativen Animusentwicklung den Fortschritt anzeigt. Zu früh war ein dieserart gestörter Mensch in die Objektlibido hineingeraten und hatte sich der Außenwelt und ihren Erwartungen verbunden. Die Entwicklung setzt in solchen Fällen dort ein, wo hinter einer Pseudoanpassung, einem PSeudoanimus und einer Pseudoidentität die tiefere Identitätsstörung gesehen und die Rückführung aus der Entfremdung in das, was ein Mensch als mit sich verwandt erlebt, gefunden wird. Eine zu frühe Verbindung mit dem Männlichen bedeutet Räuberanimus, heißt geschulter Animus. Die Ausbeutung des Weiblichen kann

nur durch den Verwandtschaftsanimus, den wesenhaften Animus, überwunden werden.

Ein weiteres Märchen ist «Rumpelstilzchen» (KHM 55), wo aus Stroh Gold gemacht wird. Ich möchte sagen, dass die Märchenheldin unter Streß steht, wenn sie Gold aus Stroh machen muß. Indessen hilft ihr der Kobold Rumpelstilzchen. Der geschulte Animus vermag also all das zu tun, was sie benötigt, um vom König geliebt und schließlich geheiratet zu werden. Allerdings geschieht dies zum Preise ihrer weiblichen Werte, Ring und Kette muß sie dem Kobold geben, und zuletzt fordert er gar noch ihr Kind. Hier geschieht dann die Wende. Das Kind will sie nicht geben, das ihr am nächsten Verwandte (sic!) veräußert sie nicht und macht sich auf, den Namen des Kobolds zu finden. Anders ausgedrückt: Sie analysiert ihre Situation, kann sie benennen und gewinnt dadurch ihr Kind zurück, ihr ureigenstes Wesen, ihre echte Zukunftsmöglichkeit und wohl auch ihr Selbst im Sinne des eigenen Wesens. Nicht nur sehen wir in diesem Märchen die bereits im Blaubartmärchentyp festgestellte Bedeutung des Verwandten, sondern wir sehen außerdem, dass es das Muttergefühl ist, das die Ausbeutung beendet.

(> 12. Mai; 22. Juni; 3. Juli; 4. /24. August; 25. Oktober; 12. November 1990)

Therapeutische Überlegungen: Der negative Animus, als Symptom der Not des verwundeten Kindes und als eine seiner im Laufe der Zeit autonom gewordenen Überlebensstrategien verstanden, ruft nach einem therapeutischen Ansatz, der das Kind im Analysanden ernst nimmt, es zu hören versucht (meist ist es verstummt) und ihm Raum gibt, dem Therapeuten seine Geschichte zu erzählen. Darüber hinaus bettet sich die Behandlung des negativen Animus in die allgemeine Therapie der Frühstörung ein. Es geht um ein Nachwachsen der Identität, und diese basiert auf genügend guter Mütterlichkeit. Die therapeutischen Ansätze orten sich deshalb im Mutterarchetypus und äußern sich in Empathie, Raumgeben, Geduld und Wärme (vgl. Asper, 1987, S. 208-230).

Zur Frage von Übertragung und Gegenübertragung: Bekanntlich sprach Jung nicht besonders freundlich vom Animus. Darauf wurde schon viel Tinte verwendet, und ich gehe deshalb nicht näher darauf ein. Was mir aber im Zusammenhang mit meiner Beschäftigung mit dem Animus und der Selbstwertstörung aufging, ist das folgende: Könnte es sein, so fragte ich mich, dass Jung in seiner negativen Beschreibung des Animus seine Gegenübertragung formulierte, es aber unterließ, diese therapeutisch fruchtbar zu machen?

Achte ich nämlich auf meine Gegenübertragung in bezug auf den negativen Animus hin, so stelle ich Ärger und Verärgerung fest. Ich reagiere gehässig und könnte mich leicht zu endlosen Diskussionen hinreißen lassen, fühle mich angegriffen, herabgemindert und bin erbost über die vorgetragenen Meinungen. Ihr defensiver Charakter und die damit verbundenen Ressentiments lösen bei mir ebenfalls Defensive aus. Konflikt, Krieg bahnt sich an, und die Angelegenheit droht in ein heilloses Durcheinander auszuufern.

Ich glaube, dass meine Gegenübertragung jener Jungs entspricht. Was mir in solchen Situationen indes hilft, ist, meine Gegenübertragung phänomenologisch festzustellen und sie in Verbindung zu bringen mit dem einst überforderten, emotional verlassenen Kind. So kann meine Ärgerlichkeit abflauen, und ich werde mir bewußt, dass vor mir nicht allein Person X. sitzt, sondern eben auch das Kind, das diese einst war. Dieses Zweistockmodell hilft mir jeweils außerordentlich, um mich vor dem Ausagieren dieser typischen Gegenübertragung zu bewahren, und stimmt mich in die Empathie ein, welche in einer solchen Situation nötig ist. Aus diesem Grunde glaube ich, dass Jungs negatives Sprechen über den Animus die Darlegung seiner Gegenübertragung war, welche er indessen noch nicht therapeutisch fruchtbar machte und entwicklungspsychologisch eingebunden hatte.

Was die Übertragung betrifft, so zeigt es sich immer wieder, dass frühgestörte Menschen durch ihren Animus ihre Therapeuten in ihrer patriarchalen Seite konstellieren. Sie wollen geradezu ein

Gegenüber, das ihnen sagt, was sie falsch machen, das ihnen auf die Finger schaut und sie «schüttelt», damit sie endlich das «Richtige» machern. Da sie tragischerweise keine andere Umgangsform als das «Richtig-Falsch»-Modell in ihrer Kindheit kennengelernt haben, erstaunt es nicht, dass sie in ihrer Übertragung ihren Therapeuten genau dort haben wollen, wo ihre sie überfordernden Bezugspersonen einst standen. Die Gefahr ist groß, als Therapeut in dieser Seite konstelliert zu werden. Da nimmt man sich dann vor, es den Analysanden in der nächsten Stunde wirklich einmal zu sagen, ihnen zu melden, wo, wie man schweizerdeutsch sagt, «Gott hockt». Geschieht dies, und es passiert leicht, so wird die unselige Kindheitsgeschichte fortgesetzt. Der negative Animus bemächtigt sich lediglich anderer Inhalte - in diesen Fällen psychologischer -, und die Analyse bewegt sich nach dem gleichen Muster wie einst fort. Dabei individuiert sozusagen der beschattende Animus neben anderen beschattenden Faktoren, wie zum Beispiel der Persona. Der geschulte Animus individuiert «pseudo», der wesenhafte bleibt unerlöst.

Aktive Imagination - symbolische Prozesse: Ist das Ich mit dem Animus identifiziert, so kann es geschehen, dass der Animus den freien Fluss der imaginativen Prozesse abriegelt. Auch finden wir beim frühverletzten Menschen eine große Angst, sich auf das Symbol einzulassen. Es ist dies nicht selten eine Angst vor Überwältigung. Neumann sagte vom Ich des frühgestörten Menschen, es zeichne sich durch «Starre und Chaos» (Neumann, 1963, S. 87) aus. Und es sind denn genau diese Züge, welche die Imagination nicht allein erschweren, sondern sie auch bisweilen gefährlich machen.

Eine weitere Form der aktiven Imagination beim früh verwundeten Menschen ist außerdem jene, in welcher Analysanden mühelos symbolische Bilderfolgen von kollektiver Dimension hervorbringen. Bild reiht sich an Bild, es sind große Bilder, kollektive Symbole, indes fehlt die Brücke zum Ich.

Ein Ich, das kaum tragenden inneren Boden kennt und dem zu-

dem die affektive Erlebnismöglichkeit weitgehend fehlt, kann sich nicht auf die emotionale Wucht dieser Bilder einlassen. Sie ziehen vorbei wie ein Film, und das Ganze beeindruckt als ein autonom ablaufender Vorgang. Meines Erachtens liegt darin keine heilende Kraft, höchstens dass sich das Selbstwertgefühl anheben kann, wenn sich das Ich grandios und inflativ mit dem symbolischen Prozeß identifiziert. Es kann schließlich auch geschehen, dass solche Bilderfolgen dem Therapeuten imponieren. Gerade jene Therapeuten, denen es leichtfällt, sich idealisieren zu lassen, übersehen dann bisweilen, dass der scheinbar heilsame Fortschritt in eine Übertragungsheilung eingebunden ist. Fällt die Übertragung in sich zusammen, so zeigt sich wieder der alte Abgrund, und das Ich des frühverletzten Menschen bleibt mit seinen Ängsten und seiner Fragilität allein zurück. Es bleibt ihm dann nur noch die erneute Verbindung mit dem Animus, und sein Selbst bleibt weiterhin ein beschattetes.

Marie-Louise von Franz' so leicht hingeworfene Aussage in ihrer Einleitung zu Barbara Hannahs Buch über die aktive Imagination (Hannah, 1981) kann deshalb nicht ernst genug genommen werden. Sie sagt dort, dass nur das gesunde Ich die geeignete Voraussetzung der aktiven Imagination sei. (In der deutschen Ausgabe heißt es «potentiell», «ganz» [Hannah, 1985].)

Wenn es indes gelingt, das archetypische Element in «kindhafte Einfachheit» zu verwandeln, wie Jung in einem Brief aus dem Jahre 1954 schreibt (Jung, Briefe II, S. 371), dann ist die Chance zu einer heilsamen Veränderung gegeben. Anders ausgedrückt: Wenn mit archetypischen Bildern gehandelt wird, dann ist es für den in seinem Selbstwert verletzten Menschen wesentlich, dass die Angelegenheit nicht auf der archetypischen Ebene bleibt, sondern versucht wird, den Sitz des archetypischen Themas im Leben auszumachen, das Numinose und Abstrakte im Dasein aufzufinden.

(> 28. Mai 1990)

Zwei therapeutische Modelle: Selbstwert- und Identitätsprobleme im Zusammenhang mit einer frühen Störung lassen sich nach meiner Erfahrung nicht allein mit dem Bewußtmachen des Unbewußten angehen. Da gibt es zunächst nichts zu lösen, wie wir es gewohnt sind in der Tiefenpsychologie: Blockaden lösen, Verdrängungen aufheben, bewußt machen usw. Das Modell der ersten Stunde der Tiefenpsychologie, wonach Unbewußtes bewußt gemacht wird und Einsicht in das Verdrängte erlösend wirkt, muß in diesen Fällen und bei dieser Problematik dringend ergänzt werden. Stand dem Modell der Bewußtmachung des Verdrängten der Detektiv Pate (mündlicher Hinweis von Sonja Marjasch), der Konflikte und Verdrängungen im Unbewußten herausfindet und der «causa», dem «Warum» in ähnlicher Weise nachspürt, wie Sherlock Holmes bemüht war, den Mörder dingfest zu machen, so brauchen wir für die Selbstwert- und Identitätsstörungen ein ergänzendes Modell.

In einem von mir versuchsweise entworfenen alternativen Modell nun spielt der Gärtner eine ausschlaggebende Rolle (Asper, 1990). Der in seinem Selbstwert verwundete Mensch muß nachwachsen können. Er braucht die gute Erde, die optimale Bedingung und das angemessene, gleichmäßige Klima. Einsichten und Kenntnisnahme kann man in einem gewissen Sinne durch Interpretationen «machen», das Nachwachsen kann man indessen nicht in dieser aktiven Weise «machen». Spielt deshalb im ersten - dem Detektivmodell - die Deutung eine große Rolle, so nimmt sie im Garten/Gärtner-Modell einen vergleichsweise kleinen Platz ein. Viel eher geht es um eine gewisse Wärme und menschliche Bezogenheit zum Analysanden. Ein Gutteil der Arbeit erstreckt sich auf die sorgfältige Herstellung des Vertrauens. Es geht ferner um die unvoreingenommene Wahrnehmung des Analysanden, um das angemessene Spiegeln, damit zunächst einmal alles sichtbar werden kann. Erst später handelt es sich um die Scheidung von Spreu und Weizen. Ein einst emotional verlassener Mensch braucht in der Analyse ein hohes Maß an verständnisvollem, akzeptierendem Gesehenwerden, um allmählich

daraus eine Nachreifung der Selbstbejahung ziehen zu können. Angesichts der fragilen Ichstruktur, der häufigen Gefahr der Fragmentierung und der Desintegrationsängste wird es verständlich, dass es sich bei dieser Problematik nicht immer und in erster Linie darum handeln darf, Unbewußtes deutend bewußt zu machen. Das Detektivmodell beinhaltet Ausrichtungen und Zugänge, die wir als patriarchal bezeichnen können. Zielstrebigkeit, Einsicht, Objektivität ordnen wir traditionellerweise diesem Formkreis zu. Bezogenheit, Warten-Können, günstige Bedingungen schaffen, Wärme schreiben wir indessen dem matriarchalen Formkreis zu. Vaterspezifische und mutterspezifische therapeutische Haltungen (Asper, 1987, S. 209ff.) sind beide notwendig. Ich bin aber der Auffassung, dass der in seinem Selbstwert gestörte Mensch zunächst mutterspezifischer Haltungen bedarf, erst später bieten sich die vaterspezifischen Haltungen zwecks der Ausbildung einer differenzierten Identität an. Zu diesem Zeitpunkt der Analyse handelt es sich darum, mit dem früh verlassenen Kind ins Gespräch zu kommen. Erst wenn wir uns von ihm führen lassen und es uns sagt, wie es seine Welt erlebt hat, wird es möglich, dass unsere Interpretationen später aufgenommen werden.

Der Dialog mit dem Animus: Zu Jungs therapeutischen Empfehlungen gehört, dass das Ich mit den verschiedenen Seiten seiner selbst in einen Dialog treten soll, zwecks Integration unbewußter Anteile. Ich glaube, dass die angestrebte Diskussion mit einem negativen Animus nicht viel bringt, solange die damit verbundene Selbstwertstörung nicht überwachsen ist. Der negative Animus, ein Räuber und Richter, ist allemal stärker als das Ich des frühverwundeten Menschen und überrollt es mit Leichtigkeit. Wird der negative Animus einfach an sich und genetisch-biographisch unhinterfragt als Seite einer Person aufgefaßt, so scheint mir das schädlich zu sein. Wird dann außerdem noch-ohne dass die Identitätsstörung therapeutisch angegangen worden ist - mit diesem Animus dialogisiert, so kann sich das depressive Leiden, dessen zentraler Inhalt der Richter-Blaubart-Animus ist, verstärken.

Schlussbemerkung: Der negative Animus kann nicht gedanklich bewältigt werde, er muß «unterfühlt» werden. Mit anderen Worten, es ist notwendig, dass die früh verlassene Ebene der Gefühle erneut angeschlossen wird und das Kind von einst den Dialog zum erwachsenen Ich wiederfindet. Bewußtsein ist Fühlen-Können, was man denkt, und nicht: Denken-Können, was man denkt, es täte not zu denken. Keine Individuation ohne Identität, und diese basiert auf dem guten Gefühl, Lebensrecht zu haben. Der «Meinungsteufel» und der «Blaubart» sind Räuber, Rumpelstilzchen ist ein Krüppelchen und der geschulte Animus schließlich im besten Falle eine goldene Krücke. Wie heißt es noch in «Des Knaben Wunderhorn» (Armin/Brentano, 1806, Bd. 3, S. 276) über das bucklig Männlein?

Setz' ich mich ans Rädlein hin,
Will mein Fädlein drehen,
Steht ein bucklicht Männlein da,
Läßt mirs Rad nicht gehen.

Der Faden zum inneren Kind ist abgebrochen, der Schicksalsfaden im Zeichen der negativen Mutter und des darauf basierenden negativen Animus bedingt eine «via negativa», die weg vom Selbst in Entfremdung und Beschattung führt.

Der negative Animus ist eine Angelegenheit des Gefühls. Erst wenn die .Not und der Mangel wirklich gesehen werden, geschieht Wandlung. Sie beginnt bisweilen dort, wo das Gedichtchen endet, im Erbarmen und in der Barmherzigkeit:

Wenn ich an mein Bänklein knie,
Will ein bislein beten;
Steht ein bucklicht Männlein da,
Fängt als an zu reden:

Liebes Kindlein, ach ich bitt'
Bet' für's bucklicht Männlein mit!

(Arnim/Brentano, 1806, Bd. 3, S. 276)

(> 5. Juni; 22. Oktober; 17. November 1990)

20. Dezember

Diese Ausführungen über den Animus (> 15. Dezember 1990) führen mich in einer natürlichen Weise zu einer Beendung dieses Buches. In diesem Vortragsmanuskript hat sich der Nutzeffekt meiner Tagebuch-Eintragungen niedergeschlagen, und die da und dort verstreuten Notizen zu dieser Thematik fügten sich zu einem größeren Ganzen zusammen.

Das Schreiben an diesen vorläufigen Gedanken, wie sie mir in meiner täglichen therapeutischen Arbeit erwachsen und zugekommen sind, hat mich mit Freude erfüllt und öffnete kleine bunte Fenster im Alltag einer Therapeutenwoche. Dabei zeigten sich neue Facetten von Themen, die mich schon lange beschäftigen. Es ging mir dabei mehr um das Wie - Wie handhabe ich ein therapeutisches Instrument? - als um das Was, also nicht so sehr die Frage, welches Instrument ich benutze, stand im Vordergrund.

Das Ausformulieren der verschiedensten Beobachtungen meiner therapeutischen Tätigkeit machte aus dem ephemer Wahrgenommenen kleine Bausteine. Sie machten mir klar, womit ich arbeite und wie ich an den Prozessen meiner Analysanden beteiligt bin. Meine Texte verfolgen keine klare Linie von einem Anfang zu einem Ende hin. Sie sind aus dem Augenblick geboren, und das Zusammenfügen dieser Augenblicke ergab ein Ganzes. In all dieser Zeit hatte ich das gute Gefühl, das Buch bewege sich auf einer Bahn fort, selbst dann noch, wenn die Arbeit an ihm scheinbar ruhte. Die Arbeit daran war in den letzten Monaten Bestandteil meines Alltags, und es hat mich immer wieder neu erstaunt, dass diese Art, meine Tätigkeit wahrzunehmen und zu beschreiben, eine Notwendigkeit wurde, die immer wieder von neuem geleistet werden wollte.

Die Einsichten - verschiedenster Tiefe gewiß - drängten sich auf, das Papier rief mich, es zu füllen. Darin äußerte sich ein zwiefaches Verlangen nach Kommunikation, das Verlangen meines bewußten Ichs, mit dem Wahrgenommenen in einen Dialog zu

kommen, der wiederum das Verlangen nach Kommunikation mit den künftigen Lesern antrieb. Das Bedürfnis, im Durcheinander Ordnung zu schaffen, war eine weitere Triebfeder, dabei sollte es eine legere Ordnung sein, keine definitive und keine rigide, eine Form, die versucht, den Dingen gerechtzuwerden.

In diesem Tagebuch habe ich Schreibspuren meiner psychotherapeutischen Tätigkeit hinterlassen. Nun wende ich mich wiederum dem stummen Niederschlag meines Wirkens zu. Nach wie vor indes muß ich diesen der Sprache zuführen, muß sich Sprache finden lassen, Redespur, Denkspur nun und nicht mehr Schreibspur wie in diesem Tagebuch.

Ich versuchte zu zeigen, wie klein die Schritte im Labyrinth der Psychotherapie bemessen sind und wie vorläufig und fragmentarisch die Einsichten sind, die Orientierung geben. Oft muß man umkehren. Nur abschnittsweise überblickt man den Weg, je und je muß man vertrauen, dass sich die Dinge ordnen, der Pfad weitergeht, und daran glauben, dass die Wegbahnen Um-Wege zur Mitte sind.

Im Labyrinth verliert man sich nicht
Im Labyrinth findet man sich
Im Labyrinth begegnet man nicht dem Minotaurus
Im Labyrinth begegnet man sich selbst

(Kern, 1982, S. 13)

Amplifikation: Anreicherung. Symbole werden besser verständlich, wenn sie durch andere Symbolbedeutungen angereichert werden.

Anima/Animus: Seelische Funktionskomplexe, deren Bewußtwerdung sich im Lauf der > Individuation aufdrängt. Die Anima repräsentiert das Frauenbild im Mann, der Animus das Männerbild in der Frau. Nach neueren Auffassungen wird das Paar, Animus und Anima, sowohl in der Frau als auch im Mann angenommen.

Archetyp/'en), archetypisch (gr. Urprägung, Urbild): Formen der Auffassung und des Handelns, die sich im seelischen Innenraum als Symbole zeigen und sich in den Emotionen und Instinkten äußern. Persönlichkeitsübergreifend erscheinen die archetypischen Bilder in den Religionen, Mythologien, der Literatur und der Kunst. Kollektiv prägend erweisen sie sich im Selbstverständnis und im Wertsystem der Gesellschaft.

Archetyp der Mutter: Er umfaßt alle mütterlich-weiblichen Qualitäten und Äußerungen und tritt dem Kind zunächst in der persönlichen Mutter entgegen, später in den weiblich-fürsorgenden Bezugspersonen und in der Natur als überpersönliche Mütter, im mütterlichen Prinzip schlechthin.

Archetyp des Vaters: Er bedingt alle väterlichen Qualitäten und Äußerungen und tritt dem Kind zunächst im persönlichen Vater, später in den Autoritätspersonen und patriarchal geprägten Institutionen entgegen, im väterlichen Prinzip.

Borderline-Persönlichkeitsstörung: Es handelt sich dabei um Störungen, die sich zwischen den > Neurosen und den schizophrenen Psychosen ansiedeln. Hauptmerkmal ist die Instabilität u. a. im zwischenmenschli-

chen Verhalten, in der Stimmung und im Selbstbild. Damit einher geht eine tiefgreifende Identitätsstörung mit lockerer Ich-Bildung. Chronisch sind oft die Gefühle von Leere und Langeweile.

Finale Analyse: Das analytisch-therapeutische Vorgehen im Sinne zukünftigen Gerichtetseins. > Reduktive Analyse.

Gegenübertragung: Unter Gegenübertragung im weitesten Sinne versteht man die Reaktion des Analytikers auf den Analysanden. Diese können mit dem Analysanden zu tun haben, man spricht dann von syntoner Gegenübertragung. Die Gegenübertragung kann aber auch völlig illusionär sein und nur mit der Persönlichkeit des Analytikers in Zusammenhang stehen. > Übertragung.

Große Mutter: > Archetyp der Mutter.

Großer Vater: > Archetyp des Vaters.

Individuation: Selbstwerdungsprozeß, der den einzelnen zur Realisation größtmöglicher Fülle der in ihm angelegten Möglichkeiten führt.

Komplex (lat. complectere = verflechten): Gefühlsbetonte Vorstellungsgruppe im Unbewußten. Die Bewußtmachung von Komplexen wirkt befreiend und heilend. Die Komplexe entstehen in der Regel in der Kindheit und sind im > persönlichen Unbewußten eingebunden. Ihr Kern ist jedoch > archetypischer Natur. Bricht das archetypische Element in das Bewußtsein ein, so ist dies das Ich überschwemmend und Besessenheit auslösend.

Libido: Im engern Sinn sexuelle, im weiteren Sinne psychische Energie. Man unterscheidet zwei Libidoformen: Objektlibido ist jene Libido, die nach außen strebt, narzisstische Libido ist Selbstliebe, sie richtet sich auf das Subjekt.

Narzisstische Persönlichkeitsstörung: Diese Störung äußert sich grundsätz- lich im Bereich der Selbstliebe und der Identität. Sie wird von den ver- schiedenen Autoren und psychologischen Schulen unterschiedlich be- schrieben, ebenso variiert die theoretische Konzeptualisierung. Da in

diesem Buch häufig auf diese Störung Bezug genommen wird, rechtfertigt sich die nachstehende ausführlichere Beschreibung des Wesens dieser Störung. Für nähere Information sei verwiesen auf: Asper, K.: «Verlassenheit und Selbstentfremdung» (1987).

Menschliche Entwicklung und Entfaltung ist in einem hohen Maße Störungen unterworfen, wenn das Mutter-Kind-Verhältnis mißlingt. Eine der möglichen Folgen ist die heute breit diskutierte narzisstische Störung. Narzissmus bedeutet Selbstliebe, und die genannte Störung ist eine Beeinträchtigung derselben, bedingt durch emotionale Verlassenheit des Kindes. Zur Störung trägt auch die Verwöhnung bei, geht doch auch sie am Wesen des Kindes vorbei. Der Mangel an Einfühlung - Empathie - kann sich orten in der Persönlichkeitsstruktur der Mutter, die oft selber ein narzisstisch beeinträchtigtes Kind war, ferner kann sie eingebunden sein im Geschick: früher Elterntod, Verlusterfahrungen, Krankheit der Mutter und/oder des Kindes, Milieu Schädigung und Kriegsgeschehnisse. Ein ungünstiger Lebensanfang führt indes nicht einfach zu einer narzisstischen Selbstwertproblematik. Es kommt aber dazu, wenn dem Kind nicht erlaubt wird, Verluste zu betrauern, seine Gefühle über die schwierigen Verhältnisse zu äußern, und wenn ihm nicht, im Falle von tiefgreifenden Verlusterfahrungen, neue Bezugsmöglichkeiten angeboten werden.

Verläßt man ein Kind angesichts solcher Umstände emotional, so wird es gezwungen, Überlebensstrategien auszubilden, die ihm leben helfen. So introjiziert es zu früh Soll-Forderungen patriarchaler Art, was eine negative > Animusproblematik bedingt. Ferner hilft sich das Kind dadurch, dass es sich bemüht, angenommen zu werden, indem es den Anforderungen der Umwelt Genüge tut, es allen recht zu machen versucht. Dazu bildet es eine relativ feste Schutzfassade aus, welche die analytische Psychologie als > Persona bezeichnet. Diese Personahaltungen gehen einher mit einem Ich, das sich verbarrikadiert gegen die einst schmerzlichen Erfahrungen und gegen eine Neuauflage ähnlicher Erfahrungen. Die schmerzlichen Emotionen werden abgewehrt und äußern sich in einer bei narzisstisch verwundeten Menschen meist anzutreffenden Kindheitsamnesie. Der Faden zum einstigen Kind im Erwachsenen ist gerissen, die Spur zur Geschichte verloren. Somit fällt ein Großteil der Affektivität unters Eis, was sich in einem deutlichen Gefühlsmangel bemerkbar macht.

Die erwähnten Schwierigkeiten bedeuten indes nicht, dass die Sehn-

sucht, geliebt zu werden, nicht mehr da wäre. Sie bleibt trotz allem erhalten und äußert sich in verschiedenen Formen. Einmal darin, dass insgeheim nach Echo und Anerkennung gesucht wird. Die Gier nach Echo und die übermäßige Investition in die Persona, die das «Image» hochhält, zeigen sich deutlich. In einer solchen Haltung schwingen Größenphantasien mit. Daneben läßt sich bei der narzisstisch beeinträchtigten Persönlichkeit eine stete Suche nach idealen Menschen und Verhältnissen beobachten. Sie ist verbunden mit einer ausgeprägten Idealisierungstendenz und einem Kontrollverhalten, wonach das Gegenüber die Erwartungen des narzisstisch verwundeten Menschen vollständig erfüllen muß.
Mythologisch ausgedrückt sucht der Narzisst das Paradies. Die Strebungen nach Anerkennung und die Idealisierungen sind indes fragil. Kann sich das Ich durch die Überlebensstrategien Bewunderung «kaufen», geht es gut. Gelingt dies aber nicht, so genügt die kleinste Kränkung, der geringste Anlass, der subjektiv als Verlassenheit aufgefaßt wird, um Wut, Angst, Ohnmacht, Groll und Haß hervorzurufen und den narzisstisch Verletzten bisweilen in Depression zu stürzen.
Das Selbstwert- und das Identitätsgefühl des Narzissten sind deshalb nicht stabil, arglos und selbstverständlich, sondern schwanken. Sie schwanken zwischen Höhe und Tiefe, zwischen Grandiosität und Depression. Der Narzisst muß dauernd um sein inneres Gleichgewicht kämpfen.
Zu früh entwurzelt, zu früh verlassen, weiß der Narzisst wenig um sein > Selbst im Sinne des eigenen Wesens. Er ist vom eigenen Seinsgrund entfernt und fühlt sich in der Tiefe ungeliebt und ohne Lebensrecht und ist deshalb angewiesen auf Überlebensstrategien, die ihn indes immer mehr in die Selbstentfremdung führen. Verlassenheit in diesem Sinne bedeutet Abgeschnittensein von den Wurzeln, von der eigenen Natur mit ihrem Grundmuster. Wie der sich im Wasser spiegelnde Narziss des Mythus ist der dieserart verwundete Mensch ständig auf der Suche nach sich selber. Grandiosität und Depression, himmelhoch jauchzend - zu Tode betrübt, alles oder nichts sind Umschreibungen für das schwan- kende Selbstwertgefühl, für den als unsicher erlebten inneren Boden. Zwischen den beiden Extremen läge nun die ganze Palette differenzierter Gefühle, die der narzisstisch verwundete Mensch nicht wahrzunehmen wagt. Ja, es ist geradezu kennzeichnend für ihn, dass er seine Gefühle wie nicht wirklich zu sich selber gehörig empfindet, dies aufgrund mangeln- den Widerhalls seitens der Mutter oder früher Bezugspersonen.

Auch Depression und Grandiosität müssen als Schutzmechanismen verstanden werden, nicht nur vor schmerzlichen Emotionen, sondern sie wehren sich gegenseitig ab. Die Grandiosität ist die Abwehr von der Depression, und letztere wehrt die Grandiosität ab. Beide zusammen mit Animus und Persona bieten Schutz vor der narzisstischen Verwundung durch frühe Verlassenheit.

Es läßt sich aus dem bisher Gesagten leicht ableiten, dass der Narzisst, im Einklang mit der schlechten Beziehung zu sich selber, Schwierigkeiten in der Beziehung zu anderen Menschen hat. Zu sehr stehen die menschlichen Beziehungen im Zeichen des «Nimm mich an und stoße mich nicht zurück!» und dem «Wehe, wenn du es wagst, mich zurückzustoßen!»

Der Bezug zu Gott schließlich äußert sich im Bilde eines rächenden und zürnenden Gottes. Das hat mit echter Religiosität meist nichts zu tun und muß verstanden werden als eine Hochstilisierung des Elternkomplexes in eine negative Gottesvorstellung, ein einen Gotteskomplex.

Da das heranwachsende Kind Mangel litt an mutterspezifischen, wachstumsfördernden Medien, konnte sich das Selbst im Sinne des eigenen Wesens nicht genügend aktualisieren, und es bleibt ein beschattetes Selbst. Das Ich ist fragil, das heißt einerseits scheinbar stark, ja rigid, und andererseits zu Fragmentierung neigend und offen für Überschwemmungen aus dem Unbewußten.

Der realitätsbezogene Blick auf sich und andere wird durch die narzisstische Problematik verzerrt. Der solcherart verwundete Mensch ist auf der stetigen Suche nach Mutter und Mütterlichkeit, was gleichbedeutend ist mit dem subjektiv empfundenen Recht, leben zu dürfen und Identität auszubilden. Anders ausgedrückt, er sucht nach dem Modell der frühen Mutter-Kind-Beziehung Spiegelung und Würdigung seiner selbst und projiziert aufgrund der archetypischen Intention nach Bemutterung die Vorstellung «Mutter» auf andere Menschen, was zu Enttäuschungen führt. Von archetypischer Warte aus gesehen kann gesagt werden, dass beim Narzissten der negative Pol des Mutterarchetyps konstelliert ist.

Anders gesagt liegen eine Fixation an die Negativität und eine Fixation an das Nur-Positive vor, das nicht genügend erlebt wurde und deshalb mit Intensität gesucht wird. Mythologisch können wir sagen, es handle sich um eine Fixation an die Hölle und an das Paradies. Die Höllenerfahrung bedingt die Sehnsucht nach dem Paradies.

Narzissmus: Im weitesten Sinne Selbstliebe, wertneutral verstanden.

Neurose: Die Neurose ist, allgemein gesprochen, eine mißglückte Konfliktverarbeitung, deren Wurzeln in die Kindheit zurückgehen. Man spricht von Zwangs-, Angst- und hysterischen Neurosen. Nach C. G. Jung ist der Konflikt nicht so sehr in die Kindheit eingebunden, sondern in der aktuellen Lage repräsentiert. Neurose ist im Jungschen Verständnis immer auch eine Chance zur heilsamen Veränderung.

Persona: Mittels der Persona wird die Anpassung nach außen, an die Gesellschaft erbracht, geschieht Sozialisation. Die Identifikation mit der Persona ist ungünstig, weil sie die Ganzheit der Persönlichkeit verhindert und zur Maske, Fassade wird.

Projektion: Unbewußter Prozeß, mit dem innere Vorgänge und Persönlichkeitsanteile veräußerlicht und in einem anderen Menschen oder einer Sache lokalisiert werden.

Reduktive Analyse: Es handelt sich dabei um ein zurückführendes therapeutisch-analytisches Verfahren, wobei unbewußte Wunsch- und Strebungsvorgänge und die Kindheit im Vordergrund stehen. > Finale Analyse.

Schatten: Er umfaßt die unbewußten Persönlichkeitsanteile, die in der Regel minderwertig, dunkel und unentwickelt sind. Sie sind meist verdrängt und machen sich daher negativ bemerkbar. Der Schatten umfaßt das > persönliche Unbewußte, reicht darüber hinaus jedoch in das > kollektive Unbewußte hinein.

Selbst: Zentraler > Archetyp, der die Gesamtpsyche umfaßt. Näherhin die psycho-biologische Ganzheit, welche die Entwicklung der Lebenszyklen steuert und zugleich Ziel der > Individuation ist. Schließlich ist das Selbst Bild Gottes in der Seele und psychisches Organ zur Wahrnehmung des Göttlichen und Ewigen.

Selbstobjekt: Damit ist jene Bezugsperson gemeint (meistens die Mutter), welche intim auf das Baby bezogen ist und dessen Selbst spiegelt, trägt. Aufgrund optimaler Bezogenheit des Selbstobjektes auf das Baby formt

sich allmählich das Gefühl für sich selber aus und entsteht im Laufe der Entwicklung Identität und Identitätsgefühl. Das Kind und der spätere Erwachsene benötigen es, wahrgenommen (d. h. gesehen, gehört, geliebt, willkommengeheißen, verstanden, bestätigt, kurz: gespiegelt) zu werden. Dieses Bedürfnis bleibt ein Leben lang bestehen, verlagert sich aber auf andere Personen, kann sich auf Teil-Selbstobjekte aufteilen und schließlich auch auf den Beruf, Tiere, Landschaften, Dinge übertragen werden. In der religiösen Erfahrung ist Gott eine reife Form des Selbstobjektes. Der Begriff Selbstobjekt stammt aus der psychoanalytischen Selbstpsychologie. Der Begriff wird hier im Sinne des Selbst begriffes der analytischen Psychologie verwendet - > Selbst - und bezeichnet jenes Objekt, welches das Selbst trägt. Gleichbedeutend ist der Begriff Selbstträger, der in diesem Buch ebenfalls verwendet wird.

Symbol: Bestmögliche Darstellung und Formulierung einer noch unbekannten Sache. Ob etwas ein Symbol ist oder nicht, hängt von der Einstellung des Betrachters ab. Das Symbol ist im Ahnen und gefühlsmäßigen Erfassen eingebunden und deutet auf einen noch nicht näher zu umreißenden Sinn hin.

Über-Ich: Psychoanalytischer Begriff, der die dem Ich übergeordnete psychische Instanz bezeichnet, welche die moralischen Werte vertritt. Er wird mit dem Gewissen gleichgesetzt. In der analytischen Psychologie entspricht das Über-Ich in etwa dem Begriff des kollektiven Bewußtseins. Dieser Begriff ist weniger griffig und weniger verbreitet, weshalb im Text der Begriff Über-Ich verwendet wird, da er bereits Eingang in die Umgangssprache gefunden hat. Über-Ich bedeutet auch innerer Richter, eine Formulierung, die in diesem Buch ebenfalls verwendet wird.

Übertragung: Die Übertragung im engeren Sinne ist eine besondere Form der > Projektion. Die Erfahrungen, die ein Mensch an seinen Eltern und Bezugspersonen machte, werden unbewußt am Analytiker wieder erlebt und erfahren eine Neuauflage. Diese Wiederholungen der Vergangenheit gelten nicht eigentlich dem Analytiker, sondern den früheren Bezugspersonen. Dank der in der Übertragung aufkommenden Gefühle kann die Kindheitsgeschichte erfaßt und so verarbeitet werden. Übertragung im erweiterten Sinne gründet in den > Archetypen. So stehen z. B. hinter den Eltern und dem Erleben von und an ihnen die > Archetypen

des Vaters und der Mutter. > Gegenübertragung. Im Sinne Jungs kann sich Übertragung auch auf noch nie zuvor erfahrene Inhalte beziehen.
Unbewußtes, kollektives: Das kollektive Unbewußte repräsentiert Urer fahrungen und Urbilder der Menschheit, unabhängig von der persön lichen Erfahrung. Die Inhalte des kollektiven Unbewußten sind die > Archetypen.
Unbewußtes, persönliches: Das individuell Vergessene und unterschwellig Erlebte der eigenen Vergangenheit.

Literatur

Die Jahreszahl(en) hinter den Autorennamen betreffen die (deutschen) Erstausgaben. Im Text werden diese Zahlen vermerkt. Wird aus einer anderen Ausgabe zitiert, so zeigt die Jahreszahl am Ende der bibliographischen Angabe diese an.

Arnim, A. v./Brentano, C. (1806/8): Des Knaben Wunderhorn, Alte deutsche Lieder. Kritische Ausgabe. Hrsg, von H. Rölleke. 3ßde., Reclam Verlag, Stuttgart 1987.

Asper, K. (1979): Flaubert - «Madame Bovary» und ihre Heilung, Analyt. PSychol. 10: 253-276.

Asper, K. (1983): Reflexionen über den Beginn einer analytischen Behandlung, in: Die Behandlung in der Analytischen Psychologie C. G. Jungs, Bd. 2/III, Therapeutische Konzepte und Analytische Psychologie C. G. Jungs, Bonz Verlag, Stuttgart.

Asper, K. (1986 a): Der therapeutische Umgang mit Schattenaspekten der narzisstischen Störung, Analyt. Psychol. 17: 1-25.

Asper, K. (1986 b): Depression and the Dark Night of the Soul, The Guild of Pastoral Psychology, London.

Asper, K. (1987): Verlassenheit und Selbstentfremdung, Walter Verlag, Olten und Freiburg i. Br. 1989(3). Ebenfalls erschienen als dtv Taschenbuch (1990), Deutscher Taschenbuch-Verlag, München I99i(2).

Asper, K. (1988 a): «Und wo das Wasser dunkler wird...» Bilder der Melancholie bei C. F. Meyer, Analyt. Psychol. 19: 48-75.

Asper, K. (1988 b): Von der Kindheit zum Kind in uns, Walter Verlag, Olten und Freiburg i. Br. 1989(2).

Asper, K. (1988 c): Aspekte der narzisstischen Störung im Lichte des Märchens «Einäuglein, Zweiäuglein, Dreiäuglein», in: Kind und Umwelt, Heft 57.

Asper, K. (1989): Beziehung und Deutung bei narzisstischer Selbstent-

fremdungsproblematik, in: Beziehung und Deutung im psychotherapeutischen Prozeß, hrsg. v. T. Reinelt u. W. Datier, Springer Verlag, Berlin-Heidelberg.
Asper, K. (1990): Bewältigte Kindheit - Wer seine Geschichte nicht kennt, muß sie wiederholen, in: Kinder im Mittelpunkt, hrsg. v. Ch. Posch, Tyrolia Verlag, Innsbruck-Wien.
Asper, K. (1991): «Fitcher's Bird», Illustrations of the Negative Animus and Shadow in Persons with Narcissistic Disturbances, in: Psyche's Stories, ed. by M. Stein and L. Corbett, Chiron Publications, Wilmette, Illinois.
Avila, Theresa von (1987): Freundschaft mit Gott, Piper Verlag, München.
Balint, M. (1960): Angstlust und Regression, Beitrag zur psychoanalytischen Typenlehre, Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1972.
Baumgart, U. (1987): König Drosselbart und C. G. Jungs Frauenbild, Walter Verlag, Olten und Freiburg i. Br.
Beit, Hedwig von (1952-57): Symbolik des Märchens, Francke Verlag, Bern und München 1971(4).
Berthelsen, D. (1989): Alltag bei Familie Freud, Deutscher Taschenbuch-Verlag, München.
Bettelheim, B. (1982): Erziehung zum Überleben, Deutscher Taschenbuch-Verlag, München.
Bettelheim, B. (1987): Ein Leben für Kinder - Erziehung in unserer Zeit, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1987(4).
Bingen, H. von ([1158/63]; 1985): Der Mensch in der Verantwortung, Otto Müller Verlag, Salzburg 1985(2).
Bingen, H. von ([1170/1173]; 1965): Welt und Mensch, Otto Müller Verlag, Salzburg 1965.
Biola, P. (1990): The Patriarchal Woman, Diplomthesis, C. G. Jung-Institut, Zürich.
Blomeyer, R. (1987): Der Umgang des Analytikers mit der Analyse, Analyt Psychol. 18: 266-279.
Bowlby,J. (1972): Mutterliebe und kindliche Entwicklung, Ernst Reinhardt Verlag, München-Basel.
Bowlby,J. (1975): Bindung. Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung, Kindler Verlag, München.
Bowlby, J. (1979/80): Das Glück und die Trauer, Klett/Cotta Verlag, Stuttgart (o. J.).

Bowlby, J. (1983): Verlust, Trauer und Depression, Fischer Taschenbuch-Verlag, Frankfurt a. M.
Breuer, J. (1895): Frl. Anna O..in: Sigmund Freud, Josef Breuer: Studien über Hysterie, Fischer Taschenbuch-Verlag, Frankfurt a. M. 1983.
Brouwers, J. (1984): Versunkenes Rot, Verlag Nagel u. Kimche, Zürich.
Brändle, R. (1990): Johannes Seluner, Findling, Limmat Verlag, Zürich.
Claudius, M. (1799): An meinen Sohn Johannes, Verlag Heilbronn, Heilbronn 1987.
Drewermann, E. (1990): Über die Unsterblichkeit der Tiere, Walter Verlag, Olten und Freiburg i. Br.
Droit, M. (1990): Camille Claudel et le marbre-onyx, in: C. Claudel, Ausstellungskatalog, Fondation Pierre Gianadda, Martigny, Suisse.
Dufour, G. u. A. (1990): Schwierige Freiheit, Gespräche mit Jeanne Hersch, Piper Verlag, München.
Ebert, A. (Hrsg.) (1989): Angeschlagen. Zettel der Gebetswand in St. Lorenz, Nürnberg, Claudius Verlag, Nürnberg.
Edvardson, C. (1988): Gebranntes Kind sucht das Feuer, Carl Hanser Verlag, München, Wien.
Eggli, U. (1977): Herz im Korsett, Zytglogge Verlag, Bern.
Epstein, H. (1987): Die Kinder des Holokaust, Verlag C. H. Beck, München.
Erikson, E. (1958): Der junge Mann Luther, eine psychoanalytische und historische Studie, Szezesny Verlag, München.
Ferenczi, S. (1988): Ohne Sympathie keine Heilung. Das klinische Tagebuch von 1932, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M.
F tauben, G. (1856): Madame Bovary, CEuvres completes, Edition Conard, Paris 1930.
Franz, M.-L. von (1970a): Introduction to the Interpretation of Fairy Tales, Spring Publications, New York.
Franz, M.-L. von (1970 b): The Problem of the Puer Aeternus, Spring Publications, New York 1973(3).
Franz, M.-L. von (1977): Suche nach dem Selbst - Individuation im Märchen, Kösel Verlag, München 1985.
Franz, M.-L. von (1980): Alchemy, An Introduction to the Symbolism and the Psychology, Inner City Books, Toronto.

Franz, M.-L. von (1986): Psychologische Märcheninterpretationen, Kösel Verlag, München.

Freud, S. (1892): Studien über Hysterie, in: Gesammelte Werke, Chronologisch geordnet, Bd. 1, Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1966(4).

Freud, S. (1909): Der Familienroman der Neurotiker, in: Gesammelte Werke, chronologisch geordnet, Bd. 7, Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1966(4).

Freud, S. (1911): Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia, in: Gesammelte Werke, Bd. 8, Fischer, Frankfurt a. M. 1960.

Freud, Sophie (1989): Meine drei Mütter und andere Leidenschaften, Claassen Verlag, Düsseldorf.

Grimm, Brüder (1857): Kinder- und Hausmärchen (KHM), hrsg. v. H. Rölleke, 3 Bde., Reclam Verlag, Stuttgart 1980.

Hannah, B. (1981): Active Imagination as developped by C. G. Jung, Sigo Press, Boston. Dt. Ausgabe: Begegnungen mit der Seele, Kösel Verlag, München 1985.

Hesse, H. (1942): Die Gedichte von Hermann Hesse, Fretz u. Wasmuth Verlag, Zürich.

Hesse, H. (1952): Gesammelte Dichtungen, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.

Highsmith, P. (1980): Ediths Tagebuch, Diogenes Verlag, Zürich.

Hillman,J. (1983): Am Anfang war das Bild, Kösel Verlag, München.

Hillman,J. (1985): Anima: An Anatomy ofa PersonifiedNotion, Spring Publications, Dallas, Texas.

Holmes, O. W. (1858): The Chambered Nautilus, in: Yesterday and Today, A Comparative Anthology of Poetry, by Louis Untermeyer, Harcourt, Brace and Company, New York 1926.

Honigmann, B. (1989): Roman von einem Kinde, Sammlung Luchterhand, Frankfurt a. M.

Jacobi, J. (1957): Komplex, Archetypus, Symbol, Rascher Verlag, Zürich und Stuttgart.

Jacoby, M. (1985): Individuation und Narzissmus, Psychologie des Selbst bei C. G. Jung und H. Kohut, Pfeiffer Verlag, München.

Jacoby, M. (1987): Psychotherapeuten sind auch Menschen, Walter Verlag, Olten und Freiburg i. Br.

Jancrv, A. (1977): Das befreite Kind, Grundsätze einer primärtherapeuti-

sehen Erziehung. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt a. M. 1988.
Jones, E. (1960/2): Sigmund Freud, Leben und Werk, 3ßde., Hans Huber Verlag, Bern und Stuttgart.
Jung, C.G. (1971 ff.): Gesammelte Werke [=GW], 2oBde., hrsg. von Lilly Jung-Merker, Elisabeth Rüf und Leonie Zander, Walter Verlag, Olten und Freiburg i. Br.
Jung, C. G. (1962): Erinnerungen, Träume, Gedanken von C. G. Jung, hrsg. v. Aniela Jaffe, Rascher Verlag, Zürich und Stuttgart 1967(4).
Jung, C.G. (1906): Über die Psychologie der dementia praecox, GW, Bd. 3.
Jung, C. G. (1912/52): Symbole der Wandlung, GW, Bd. 5.
Jung, C. G. (1928/63): Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten, GW, Bd. 7.
Jung, C. G. (1929/50): Ziele der Psychotherapie, GW, Bd. 16.
Jung, C. G. (1934/65): Allgemeines zur Komplextheorie, GW, Bd. 8.
Jung, C. G. (1936): Traumsymbole des Individuationsprozesses, GW, Bd. 12.
Jung, C. G. (1940/51): Zur Psychologie des Kindarchetypus, GW, Bd. 9/1.
Jung, C. G. (1943/48): Der Geist Mercurius, GW, Bd. 13.
Jung, C. G. (1943/60): Über die Psychologie des Unbewußten, GW, Bd.7.
Jung, C. G. (1945/54): Der philosophische Baum, GW, Bd. 13.
Jung, C. G. (1945/65): Vom Wesen der Träume, GW, Bd. 8.
Jung, C. G. (1946): Die Psychologie der Übertragung, GW, Bd. 16.
Jung, C. G. (1946/48): Zur Phänomenologie des Geistes im Märchen, GW, Bd.9/1).
Jung, C. G. (1952): Synchronizität als ein Prinzip akausaler Zusammenhänge, GW, Bd. 8.
Jung, C. G. (1955/56): Mysterium Coniunctionis, GW, Bd. 14/1 u. II.
Jung, C. G. (1958): Die transzendente Funktion, GW, Bd. 8.
Jung, C. G. (1972/3): Briefe, 3 Bde., Walter Verlag, Olten und Freiburg i. Br.
Kaschnitz, M. L. (1945): Von der Gotteserfahrung, Gesammelte Werke, Bd. 7, Insel Verlag, Frankfurt a. M. 1989.
Kaschnitz, M.L. (1968): Tage, Tage, Jahre, Gesammelte Werke, Bd. 3, Insel-Verlag Frankfurt a. M. 1982.

Kaschnitz, M.L. (1973): Orte, Gesammelte Werke, Bd. 3, Insel-Verlag, Frankfurt a. M. 1982.
Kaschnitz, M. L. (1985): Die Gedichte, Gesammelte Werke, Bd. 5, Insel-Verlag, Frankfurt a. M.
Käst, V. (1982): Wege aus Angst und Symbiose - Märchen psychologisch gedeutet, Walter Verlag, Olten und Freiburg i. Br. 1986(8).
Käst, V. (1984): Paare. Beziehungsphantasien oder Wie die Götter sich im Menschen spiegeln, Kreuz Verlag, Stuttgart.
Kem, H. (1982): Labyrinthe, Erscheinungsformen und Deutungen, Prestel Verlag, München 1983(2).
Kohut, H. (1984): How does Analysis Cure? The University of Chicago Press, Chicago/London.
Kurth, P. (1988): Anastasia, die letzte Zarentochter, Gustav Lübbe Verlag, Bergisch Gladbach.
Lessing, D. (1988): Das fünfte Kind, Wilhelm Heyne Verlag, München.
Loos, C.I. (1939): Der Tod und das Püppchen, edition kürz, Küsnacht-Zürich 1983.
Matter, M. (1974): Sudelhefte, Benziger Verlag, Zürich-Köln 1974(4).
Mattem-Ames, E. (1987): Notes on Early Damage and Regression, Diplomthesis C. G. Jung-Institut, Zürich.
Meier, C.A. (1949): Antike Inkubation und moderne Psychotherapie, Daimon Verlag, Zürich 1985(2).
Meyer, C. F. Sämtliche Werke, Droermersche Verlagsanstalt Th. Knauf Nachf. München-Zürich (o. J.).
Miller, A. (1985): Bilder einer Kindheit, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.
Miller, A. (1990): Abbruch der Schweigemauer, Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg.
Mitscherlich, M. (1987): Die Zukunft ist weiblich, pendo Verlag, Zürich.
Neumann, E. (1948): Tiefenpsychologie und neue Ethik, Kindler Verlag, München 1964.
Neumann, E. (1949): Ursprungsgeschichte des Bewußtseins, Rascher Verlag, Zürich.
Neumann, E. (1963): Das Kind, Rhein Verlag, Zürich.
Niederland, W. G. (1980): Folgen der Verfolgung. Das Überlebenden-Syndrom Seelenmord, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.

O'Kane, F. (1990): L'ombre de Dieu et les cailloux du novice, Une reflexion sur le pole negatif du Soi, georg editeur, Geneve.
Olfers, S. von (1906): Die Wurzelkinder, Schreiber Verlag, Esslingen.
Phillips, A. (1988): Winnicott, Fontana Press, London.
Plaut, A. (1979): Reflections on Not Being Able to Imagine, in: Analytical PSychology: A Modern Science, Society of Analytical PSychology, Heinemann, London.
Pörtner, R. (Hrsg.) (1984): Mein Elternhaus. Ein deutsches Familienalbum, Deutscher Taschenbuchverlag, München.
Ramuz, Ch.F. (1937): Si le soleil ne revenait pas, CEuvres completes, v. 16, Edition Rencontre, Lausanne 1968.
Riemann, F. (1961): Grundformen der Angst. Ernst Reinhardt Verlag, München/Basel 1976 (II).
Rilke, R.M. (1905): Das Stundenbuch, Insel Verlag, Zweigstelle Wiesbaden 1955.
Rossi, E.L. (1986): Conversations with Marie-Louise von Franz at 70, Psychological Perspectives 17: 151-160.
Rüegg, K. (1975): Kleine Welt im Tessin, Ullstein Buch, Frankfurt a. M./ Berlin.
Schatzman, M. (1978): Langzeitwirkungen einer Erziehungsmethode, Eine Analyse am Fall Schreber, Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1984.
Schmid, K. (1961): Genie der Erfahrung, in: Das Genaue und das Mächtige, Aufsätze und Reden, 4. Bd., Artemis Verlag, Zürich und München 1977.
Schwartz-Salant, N. (1991): Die Borderline-Persönlichkeit, Walter Verlag, Olten und Freiburg i. Br.
Stettbacher, K.J. (1990): Wenn Leiden einen Sinn haben soll, Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 1990.
Solle, D. (1982): Stellvertretung, Ein Kapitel Theologie nach dem «Tode Gottes», Kreuz Verlag, Stuttgart.
Tucholsky, K. (1982): Das Herbstbuch, Insel Verlag, Frankfurt a. M.
Turini, P. (1986): Ein paar Schritte zurück, Europa Verlag, Wien-München-Zürich.
Vegh, C. (1981): Ich habe ihnen nicht auf Wiedersehen gesagt, Kiepenheuer und Witsch Verlag, Köln.
Wehr, G. (1985): Carl Gustav Jung, Leben - Werk - Wirkung, Kösel Verlag, München.

Weil, S. (1961): Das Unglück und die Gottesliebe, Kösel Verlag, München.

Wenger, R. (1980): Rosalia G., Zytglogge Verlag, Bern.

Whitmont, E. C. (1980): Reassessing, Feminity and Masculinity of Some Traditional Assumptions, Quadrant 13: 109-122.

Wiedemann, F. (o. J.): «Der Katzenraphael», Lebensbild eines seltsamen Künstlers, Alfred Oehmike's Verlag, Leipzig.

Winnicott, D. W. (1974): Reifungsprozesse und fördernde Umwelt, Kindler Verlag, München.

Wunderli, J. (1983): Sag ja zu dir. Vom tragischen zum positiven Narzissmus, Walter Verlag, Olten und Freiburg i. Br.

Zink,J. (1963): Womit wir leben können, Kreuz Verlag, Stuttgart-Berlin.

Zinsli, P. (1986): Der Malerpoet Hans Ardüser, Terra Grischuna Buchverlag, Chur.

Zopfi, E. (1984): Lebensgefährlich verletzt, Limmat Verlag, Zürich.

Bild- und Quellennachweis

Das Foto für das Labyrinth der Umschlagseite wurde von Elvira Angstmann, Zürich, zur Verfügung gestellt.

Die Labyrinthzeichnung auf S. 7 sowie die Vignetten im Text stammen aus lizenzfreien Quellen des Internet und stellen das Muster des beühmten Labyrinths von Chartres dar.

Den zitierten Textstellen liegen die folgenden Werke zugrunde:

Hesse, H., Stufen, S. 112: Gesammelte Dichtungen. © by Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1952.

Kaschnitz, M. L., S. 25f. und S. 142f.: Gesammelte Werke, Bd. 5 und 7. © by Insel Verlag, Frankfurt am Main 1985 und 1989.

Kern, H., S. 271: Labyrinthe, Erscheinungsformen und Deutungen. © by Prestel Verlag, München.

Turini, P., S. 85: Ein paar Schritte zurück. © by Europa Verlag, Wien-München-Zürich 1986.

Das Copyright für das Gedicht von Jose Agustin Goytisolo, S. 83, liegt beim Übersetzer Hans Leopold Davi, Luzern.